Allmers

# Marschenbuch.

## Land- und Volksbilder

aus

## den Marschen der Weser und Elbe.

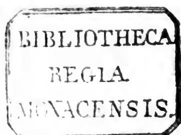
Von

**Hermann Allmers.**

Gotha,

Verlag von Hugo Scheube.

1858.



## An meine Landsleute in den Marschen.

---

Ich übergebe hiermit der Lesewelt ein Buch, das unsre liebe, gottgesegnete Heimath, ihre Natur und Geschichte, ihre Menschen und Dinge zum Gegenstande seiner Schilderungen hat.

Ihr selbst, liebe Heimathsgenossen, werdet daher wenig oder vielleicht nichts des Neuen darin finden, werdet beim Lesen desselben wohl oft genug lächelnd den Kopf schütteln, daß ich von vielen Euch so alltäglichen Dingen darin rede.

Ihr müsset deshalb wissen, daß es auch keineswegs für Euch geschrieben ist.

Aber hinter den Bergen wohnen auch Leute und wenn Ihr wüßtet, wie unbekannt bei diesen, wie im ganzen andern Deutschland, unsere Marschen sind und welch falsche, zum Theil abgeschmackte Begriffe dort, ja oft selbst noch in den nächsten Städten über unser Land und seine Zustände herrschen, dann würdet Ihr gewiß nicht mehr lächeln und kopfschütteln, sondern — so

denke ich mir — Euch von Herzen freuen, daß ich versucht habe, ihnen einmal ein Bild unserer Heimath zu entwerfen.

Und warum sollen sie uns auch nicht näher kennen lernen, die Menschen jenseits der Berge? Sind wir doch ja ihre Brüder, Mitgenossen eines großen heiligen Vaterlandes. —

Fällt Euch also mein Buch einmal in die Hände, so leset und betrachtet es nur als in dieser Absicht geschrieben und bleibt mir gewogen.

Herzlichen Gruß Euch Allen!

Geschrieben Rechtenfleth in Osterstade, im Sommer 1857.

**Hermann Allmers.**

# Inhalt.

## Das Land der Marschen.



## Das Volk der Marschen.

## Revue der einzelnen Marschstriche.

# Das Land der Marschen.

## Die Entstehung der Marschen. — Die Geest. — Platen und Sande. — Die Schlengen.

Die Bildung der Marschen gehört unter die jüngsten Werke der ewig schaffenden und zerstörenden Natur. Als sie anfingen sich zu gestalten, waren längst die furchtbaren ersten Wehen der Erdgeburt vorüber.

Vielfach war schon die erkaltete Erdrinde gesprengt, geborsten oder in die Höhe gehoben von den mächtigen plutonischen Gewalten, tief im feurigen Innern. Aus den gähnenden Spalten waren ungeheure Massen glühend flüssigen Gesteins emporgedrungen und himmelan gestiegen, deren gewaltige erstarrte Trümmer nun der Wanderer in den Granitalpen, in den Porphyr-, Grünstein und in anderen plutonischen Gebirgen anstaunt. Allein tiefdunkel war's noch ringsum auf dem weiten Erdenball, denn der ganze gewaltige Ocean, den wir jetzt alle Länder umfluthen sehen, verfinsterte damals als ungeheure Dampfmasse die Atmosphäre. Das entsetzlichste Wüthen der Elemente aber begann erst, als nun die Wärme der Erdrinde so weit herabgesunken war, daß aus jener dampferfüllten Atmosphäre die Wassermassen niederschlagen und als kochendes Urmeer sich über die neugeborene Erde ergießen konnten. Denn nun begann der Kampf des Feuers mit dem Wasser. Noch immer zerborst die Erde in meilenlange, meilenbreite Klüfte, noch immer hob sie sich zu Bergen und senkte sich zu tiefen Abgründen, noch immer spie die grausige Tiefe ihre Gluthmassen durch die gähnenden Spalten, und das Meer, von

Pol zu Pol gedrängt von den unterirdischen Gewalten, brüllte und donnerte dahin mit zerstörender Macht, Felsen umstürzend und zertrümmernd, Berge zerwühlend und zerspülend, ganze Erdtheile von einander reißend und neue Berge und neue Landmasse vom Schlamm und Geröll hierhin und dorthin in die Ebenen und an die Wände der alten wälzend.

Das waren die ersten Wehen der Geburt, und jetzt ward es ruhiger und ruhiger. Das Meer blieb nun lange in seinen Niederungen. Die Erde war herabgesunken von todbringender Geburt zu lebenentfaltender Wärme. Die lange mit verfinsternden Dämpfen angefüllte Luft ward reiner und immer reiner, daß die Sonne zum erstenmal herabschauen konnte auf das neugeborene Erdkind. Allmählig erhärteten sich die Schlammberge, befruchtender Regen und Thau fiel herab, Quellen rieselten von den Höhen, Flüsse suchten sich ihr Bett und eilten zum Meere und überall regte sich nun organisches Leben, Pflanzen- und Thierwelten gingen auf und freuten sich im jungen Lichte.

Wohl erwachten noch dann und wann die unterweltlichen Gewalten, wohl borst und hob sich noch hier und da die Erdrinde, wohl brauste noch zuweilen das Meer aus seinen Ufern, daß ganze Generationen von Pflanzen und Thieren untergingen und begraben wurden vom wilden Chaos, aber doch ungleich seltener wurden jene Umwälzungen und zerstörenden Katastrophen der Urwelt, und nicht allein seltener, sondern auch localer und vereinzelter traten sie auf, und war eine organische Welt untergegangen, so trat im mächtigen Schöpfungsdrange der jungen Erde schon eine neue an deren Stelle; war auch diese begraben, erschien wieder eine andere und jede derselben immer höher, immer edler, vollkommener, man möchte sagen menschenfreundlicher.

Pluto's Gewalt bekundete sich endlich nur noch im leisen, nicht sichtbaren Heben und Senken des Bodens und nur die Vulkane der Erde zeigten, daß der Kampf des Feuers und Wassers noch nicht sein Ende erreicht.

So war denn auch die letzte große Epoche der Landbildung vorüber. Die weite norddeutsche Ebene nämlich einst von einem Meere bedeckt, dessen Wogen die nördlichen Gebirgsküsten, welche wir nun das Erzgebirge, den Harz, den Teutoburger Wald u. s. w. nennen, bespülten, war allmählig höher gehoben. Das große sandige Meeresbett lag trocken da, daß Haidekraut, Gras- und Waldwuchs aufgehen konnte, wo bisher Algen und Seetang gewachsen waren, und nun erst, nachdem längst der Mensch Besitz von der Erde genommen hatte, nachdem selbst schon seine Geschichte begonnen, beginnt die Bildung der Marschen, welche denn auch bis auf den heutigen Tag noch immer fortdauert.

Um einen klaren Begriff von ihr zu erhalten, müssen wir ihr bis zu ihrem ersten Ursprung nachgehen. So folge mir der Leser deßhalb bis hoch in die Einsamkeit der Gebirgswelt, bis zu den Gipfeln der Wasserscheiden. Hier sehen wir klare muntere Quellen, so klein und schwach, daß sie kaum wenig starken Sand und Steinchen fortbewegen können, von den Höhen rieseln. Sie vereinen sich zu Bächen, sie werden breiter und rauschender, sie nehmen andere Bäche auf und brausen in tausend kleineren oder größeren Fällen mit zerstörender Gewalt aus den Felsschluchten hervor. Bald sind sie stark genug Baumstämme und selbst ansehnliche Felsblöcke mit sich fortzuwälzen, sich abrundend, aneinander reibend und zertrümmernd. Verbunden mit noch anderen Bergströmen wird ihr Toben und ihre Gewalt mit jedem Schritte stärker; ganze Massen Felsstücke wälzen sie jetzt mit sich, lassen sie zurück, wenn die Sonnenhitze des Sommers ihre Wassermenge vermindert und führen sie im Frühlinge, angeschwellt vom Schneewasser und Regengüssen, mit verdoppelter Gewalt weiter. So erreichen sie die Ebene. Ihr Fall ist jetzt lange nicht mehr so stark, die Wassermenge braucht sich nicht mehr zusammenzudrängen und aufzustauen, denn das Bett wird breiter und gemächlicher. Zwar rauscht der junge Fluß noch ziemlich reißend dahin, doch ist die erste wilde Kraft des frischen Bergstromes gebrochen. Die größeren Felsblöcke

hat er bereits lange zurückgelassen und nur kleinere und immer kleinere, dann nur feines Geröll, dann runde Kiesel, Grand und zuletzt Sand nur vermögen seine matter und matter werdenden Fluthen fortzuschaffen; sein allerletztes Werk aber, ehe der jetzt breit und ruhig dahinwogende, segeltragende Strom sich in die Arme des Oceans ergießt, ist die Bildung seiner fruchtbarsten Ufer, der Marschen, gleichsam als wolle er noch zuletzt sein Leben mit dem schönsten Werke beschließen.

In seinem langen Laufe hat der Fluß von allen Körpern, die er mit sich fortwälzte, welche er aneinander rieb, zertrümmerte, in deren Poren und Spalten seine Fluth drang, oder an denen er vorüberzog, mancherlei Theilchen abgesondert oder aufgelöst, und damit seine Wasser geschwängert. Kalk, Thon, Sand und endlich eine Menge animalischer und vegetabilischer Ueberreste, sowie noch manches Andere, trüben seine Fluthen und setzen sich, dem Gesetze der Schwere folgend, sobald nur der Strom ruhig genug fließt, als Schlamm zu Boden oder an die Ufer. Hiermit hat die Bildung der Marschen ihren Anfang genommen.

Bei weitem bedeutender aber, als durch die beständig rieselnden Quellen und Bäche, gewinnt der Fluß an Bildungsmaterial für seine Marschen durch plötzliche oder anhaltende Regengüsse. In ewiger Verwitterung begriffen ist jedes zu Tage liegende Gestein, sei's nun rascher oder langsamer, je nachdem seine Art ist. Erde und Staub werden so von Tag zu Tag neu gebildet und dann, wenn ein tüchtiger Regen kommt, theils zu Thal gespült, theils bis in die Bäche getragen. Das Allermeiste indeß geben dem Flusse die mächtigen schon gelösten Massen von Sand, Lehm und Kalk des niederen Hügellandes und der Ebenen seines Gebietes. Herrscht hier lang anhaltendes Regenwetter, dann sieht man die geschwollenen Gewässer des Flusses gänzlich trübe gefärbt. In der Volkssprache Nieder-Sachsens heißt das Wasser dann „muddig".

So geht es im ewigen Kreislaufe vorwärts. War der Strom,

welcher Felsen zertrümmern nud Landstrecken verheeren konnte, bei seiner Geburt so schwach, daß er kaum das kleinste Steinchen fortzuführen vermochte, so läßt er auch bei seinem Ende wiedernm das kleinste Sandkorn kraftlos fallen. So rauben Quellen und Bäche den Gebirgsbewohnern das Land, um es den Küstenbewohnern wiederzugeben, und die breiten Ströme und das Meer senden täglich mächtige Dunstmassen zum Himmel, die dann als Regen und Thau die Berge netzen, um wieder Quellen und Bäche zu schaffen.

Je länger und ruhiger also der Fluß dahinfluthet, je mehr Binnenflüsse ihm in seinem langen Laufe zugeströmt sind und je näher er seiner Mündung kommt, desto mächtiger werden seine Schlammablagerungen, welche endlich da, wo Ebbe und Fluth beginnt, wo überhaupt der Einfluß des Meeres anfängt, ihre größte Bedeutsamkeit erreichen.

Dabei kommen nun dreierlei Weisen in Betracht, wie das Meer zur Bildung der Marschen die Ursache ist. Zuerst die mechanische. Während bisher im rastlos dahinfließenden Strome den feineren Theilchen selten soviel Ruhe gegönnt war, sich lagern zu können, entstehen jetzt, wo Fluth und Ebbe zusammentreten und gegeneinander wirken, gewisse Zeitpunkte, in denen alle Strömung so gut wie aufgehoben erscheint, oder in denen doch die Bewegung des Wassers so langsam ist, daß dieses Vieles fallen lassen muß, was bis dahin mit fortgerissen ward. Diese Augenblicke nun, „Stauzeiten“ nennt sie der Küstenbewohner, sind die wichtigsten Momente für die Bildung der Marschen, und jeder Ruhepunkt zwischen Ebbe und Fluth und wieder zwischen Fluth und Ebbe trägt mehr oder weniger bei, sie zu erweitern, wovon wir zum Theil oft nach Jahrhunderten noch die interessantesten Beweise haben. Ein aus gewisser Tiefe hervorgeholtes und bisher unberührtes Stück Marscherde können wir nämlich, wenn es getrocknet ist, oft in lauter deutliche feine Schichten auseinanderfallen sehen. Wie bei einem Buche vermögen wir Blatt für Blatt davon abzuheben, und jedes derselben erzählt uns von einer solchen Stauzeit.

Dagegen in den oberen Marschen, wohin keine Fluth drang, wo also die Ablagerungen auch gleichmäßiger stattfanden, scheidet sich die Erde nicht so geblättert, sondern als gleichförmige Masse.

Sodann wirkt auch chemisch das Meereswasser als ein Agens. Nicht bloß mechanisch zertheilte Atome so vielfacher Stoffe trüben die Fluthen des Stromes, sondern auch aufgelöst und wirklich mit ihnen verbunden finden wir sie in Menge. Ebenso enthält bekanntlich das Meerwasser eine Menge mineralischer Theile, z. B. salzsaures Natrum, schwefel- und salzsaure Talkerde, Kalk, Bittererde u. a. Sowie nun süße und salzige Fluth zusammentreten, entsteht ein chemischer Ausscheideprozeß; das ausgeschiedene Feste schlägt sich ebenfalls zu Boden und wird Sedimentbildung, insofern es die nöthige Ruhe dazu hat. Auch die Wahrheit dieses Satzes läßt sich auf's Leichteste durch ein einfaches Experiment beweisen. Haben wir z. B. ein Glas mit Flußwasser, namentlich kalkhaltigem, und ein eben so großes mit Seewasser gefüllt, beide gleich klar und durchsichtig wie nur möglich: sowie wir sie zusammengießen, entsteht sofort eine leise Trübung, doch nach einer Weile wird das Wasser wieder klar, aber am Boden des Glases zeigt sich, als weißlich grauer Niederschlag, das nun chemisch Ausgeschiedene. Und erst recht deutlich wird diese Erscheinung im Großen. Krystallklar gleitet in trockner Sommerzeit das Wasser des Hochlandes in seinem Flußbette, genau so klar wie draußen die Meeresfluth, allein dennoch wo sich beide vermischen an der Mündung des Flusses, rollen ewig getrübt die Wogen. Das Gebiet des Brackwassers ist daher das für die Geologie der Marschen so wichtige chemische Laboratorium.

Die dritte höchst bedeutsame Wirkung zur Marschformation wird endlich durch jenes ungeheure Sterben der Infusorien hervorgebracht, welches fort und fort im Brackwasser erfolgt. Jeder Tropfen Meeres, wie Stromfluth, ist belebt und durchwimmelt von Milliarden Kiesel- oder kalkpanzriger, mikroskopischer Thierchen. Die einen können nur leben in diesem, die anderen nur in jenem

Wasser. Jetzt tritt beides zusammen, das eine wird süßer, das andere salziger, die Lebensbedingungen der Thierchen sind aufgehoben, das Sterben beginnt, und während ihre Kiesel- und Kalkpanzer die Lagerbänke erhöhen, düngen den Boden ihre gallertartigen Leiber. Die Marschen der oberen, von der Fluth nicht erreichten Gegenden sind daher nur aus gröberen Sand- und Thonmassen entstanden und von ungleich geringerer Fruchtbarkeit und und Güte als die an der Mündung, deren reicher animalischer Gehalt sie fähig macht, jene üppige Vegetation hervorzubringen. Indeß wer weiß es, ob nicht auch jenes fortwährende Sterben und Faulen zahlloser Thierleiber als die Hauptursache der giftigen Miasmen und der dadurch entstehenden hartnäckigen Marschfieber anzusehen ist? —

Manches noch bleibt dabei übrig zu erforschen und zu berechnen, manche Frage wird ihrer Antwort noch lange entgegen sehen; wie viele Schlammtheile z. B. durchschnittlich ein Kubikfuß Flußwasser mit sich führt, wie bedeutend die jährliche Masse sein wird, die er hinabspült, welche Jahreszeit, welches Temperaturverhältniß für den Niederschlag am günstigsten, ob im Winter, oder wie Einige behaupten, im Sommer die Marschenbildung am meisten vor sich geht und vieles Andere. Man sieht, unsere Naturforscher und Geologen brauchen noch gar nicht Hunderte von Meilen zu reisen, um schöne Beobachtungen und Entdeckungen machen zu können.

Am meisten natürlich kommt es darauf an, von welcher Art das Gebirgsgestein und der Boden des Gebietes ist, das der marschenbildende Strom zu durchfließen hat; und auch hiebei tritt noch manches Räthsel auf. Der dunkle leicht verwitternde Thonschiefer ist sicherlich das zur Marschenbildung am besten geeignete Gestein, in zweiter Linie kommen sodann Sandstein, Muschelkalk, Trachyt und Mergel. So haben Maas und Rhein gewiß bedeutende Theile ihrer Marschenbildung aus den umfangreichen Schiefern der Ardennen, des Taunus und Sauerlandes geholt. Von dem letzteren kommt auch ein Theil durch die Diemel der Weser zu Gute, wie

auch vom Thonschiefer des südwestlichen Harzes, obwohl bei ihr große Muschelkalk- und Mergelmassen es waren, welche ihre Marschen bildeten, während die der Elbe wohl zum Theil dem thonigen Bindemittel des erzgebirgischen Sandsteins entstammt sein mögen. Die großen Thon-, Lehm- und Mergellagen des weiten norddeutschen Schwemmlandes sind und bleiben indeß die nächsten wie die wichtigsten Lieferungsdepots für die Marschen, gegen welche Alles, was jetzt unmittelbar von den Gesteinen aufgelöst und herabgespült wird, bis zur Unbedeutendheit herabsinkt.

Durch fortwährende Anhäufung seines Schlammes vor der Mündung aber verengt ein Strom sich nach und nach selbst seinen Ausgang und muß sich endlich in Arme (Gabelbildungen) spalten, um nur hinaus zu kommen. So entstehen Deltas, wie sie der Nil, Ganges, Mississippi, wie die Wolga, Weichsel, Donau, der Rhein u. a. darbieten. Auch die Weser hatte einst Deltaländer und erst seitdem ihre in die Jahde fließenden Nebenarme im 15. und 16. Jahrhundert eingedämmt wurden, strömt sie durch einen einzigen Ausweg in die Nordsee. Die übrigen deutschen Ströme haben meistens keine Deltas gebildet, sondern an ihren Ufern die Marschen abgesetzt. Ihre letzten Schlamm- und Sandlager, die Watten, sind nicht mächtig genug, um sich aus den Fluthen zu erheben und trocknes Land zu bilden.

Doch nicht allein sind es Kräfte und Verhältnisse der bewußtlosen Natur, welche Land schaffen; auch der Mensch greift mit starkem Arm in die Fluth und zwingt sie, ihm ihren Tribut zu geben. Er legt Schlengen, Stackwerke und Deiche an, er entreißt ihr was sie entführen will, er gebietet ihr nach seinem Willen hierhin oder dorthin zu strömen, und ruft ihr oft ein kräftiges „Halt" entgegen.

Es ist darum des Holländers altes Sprüchwort: „Deus mare, Batavus littora fecit" wahrlich nicht zu verwegen gewesen. Niemand kann mit so stolzem Selbstgefühl seinen Heimathsboden besitzen als der Marschbewohner, der ihn zum Theil geschaffen und

mühevoll errungen hat, der ihn Jahr aus Jahr ein mit ungeheurer Kraft und Ausdauer behaupten und vertheidigen muß gegen die wilden, ewig nagenden, ewig wühlenden und spülenden Fluthen. Aber dieses ewige Ringen und Kämpfen hat ihn gestählt und geweckt, wie es ihn erfüllt hat mit Muth und Ausdauer, Freiheitsliebe, Selbstständigkeit und innigem Heimathsgefühle.

Ueberall lehnen sich die Marschen flach an den Rand des höheren sandigen Landes, „die Geest“ genannt, oder lagern sich auch zum Theil auf ihm. Die Benennung Geest hängt wohl mit dem plattdeutschen Worte „güst“ zusammen, das unfruchtbar oder nicht tragend bedeutet. So nennt man z. B. eine nicht trächtige Kuh güst, oder sagt, wenn man zur Brache pflügt, also nicht danach säen will, man pflüge güst. Im deutschen Süden und Osten ist die Benennung Geest unbekannt, überall in Nieder-Sachsen aber bezeichnet man durch sie die ganze norddeutsche sandige Diluvialebene bis an die Berge. In den Marschen selbst nennt man Alles schlechtweg Geest, was nicht Marsch ist, und mancher Bauer meint daher auch steif und fest, die ganze Welt, seine fruchtbare fette Heimath ausgenommen, sei nur magere, bemitleidenswerthe Geest.

Dieser hohe, jetzt mit Haide, Wald oder Kornfeldern bedeckte Geestrand war also einst, wie hier und dort auch noch heute, das wirkliche Flußufer und zum Theil Dünenbildung. Deutlich sieht man noch heute vielen sanften, wellenförmigen Geesthügeln am Rande der Haiden ihre ehemalige Dünengestalt an, und wo keine Marschen davor liegen, gehen diese am Meeresufer, wie z. B. in der Nähe von Cuxhaven, auch in wirkliche Dünen über.

So sehen wir alle Marschen die minder fruchtbare Geest wie ein grüner üppiger Rand umgeben, in welchem die letztere mit mannichfachen Landzungen und Vorhügeln hineintritt. Vom Herzogthum Bremen ist daher der alte gute Vergleich entstanden, daß es wie ein schlechter Mantel sei mit goldener Kante besetzt, oder gar wie ein magerer Pfannekuchen mit leckerem Rande.

Zuweilen geschah es auch, daß eine allein stehende, weit vorgeschobene Düne rings vom fetten flüssigen Schlamm umflossen und so vom übrigen Geestlande getrennt wurde, so daß man jetzt oft mitten aus der fruchtbarsten Marsch den dürrsten Sandboden hervorragen sieht, gleichsam, mit Kohl zu reden, wie ein magerer Braten aus fetter Sauce.

Am häufigsten aber liegt zwischen Marsch und Geest mehr oder minder breit noch ein Moorstrich, namentlich da wo die Geest sich buchtenartig einwärts zieht. Wo das aber der Fall nicht ist, grenzen beide Bodenarten oft so hart aneinander, daß man mit einem Fuße auf trocknem Sande und zugleich mit dem andern auf dem fettesten Marschboden stehen kann.

Noch heutiges Tages sehen wir neues Marschland allenthalben vor unseren Augen entstehen, aber hierbei spielt der vom oberen Lande herabgeführte Schlamm meistens eine nicht so bedeutende Rolle als ehemals; wir können diese Ablagerungen weniger Neubildungen als Umbildungen nennen. Was hier nämlich ein Ufer gewinnt, muß dort ein anderes verlieren; denn Ebbe und Fluth tragen den schon abgelagerten Schlamm bald hierhin bald dorthin, und des Menschen Aufgabe ist es nun, das Abgesetzte festzuhalten. Dasjenige, was die Flüsse noch am meisten und mächtigsten herabspülen, sind ihre Sandmassen, die von Tag zu Tag bedeutender werden, dem Meere näher kommen und das Fahrwasser der Flüsse aufs Bedenklichste verengen und seichter werden lassen. So wäre auch das Fahrwasser der Weser und Elbe sicher in kurzer Zeit arg versandet worden, und nur mit großen Anstrengungen durch Baggermaschinen und Uferwerke ist es jetzt vor gänzlicher Vernichtung zu retten.

Wir wissen, daß einst das ganze Gebiet der Marschen ungleich umfangreicher war, als es sich uns jetzt darstellt. Es ist vielleicht nicht zu kühn zu vermuthen, daß es in grauer Vorzeit wohl das Doppelte seiner jetzigen Größe gehalten haben mag; sicher wenigstens weiß man, daß es sein Ufer über die Reihe der frie-

sischen Inseln, welche heute von Holland bis zur Jahde das Land umgeben, damals also noch nicht existirten, erstreckte. Es war eine Zeit, wo kein Kanal Englands und Frankreichs Küsten trennte. Die Fluth- und Stromwellen, welche jetzt von Süden aus dem atlantischen Ocean nach Norden dringen, in der engen Pforte des Kanals hoch aufgestaut wurden, um mit reißender Gewalt daraus hervorzuströmen auf das Rheindelta, gaben diesem gewiß erst seinen concaven Umriß nach Außen. Früher aber mußten diese Fluthen ihren Weg um Schottland machen, brachen sich vollends an den norwegischen Felsenwänden und konnten nicht anders als äußerst kraftlos die Marschen erreichen. Die drei Flüsse, Rhein, Weser, und Elbe, vermochten daher alle ihre Schlammmassen ungestört von irgend einer Strömung vor ihre Mündung abzulagern; die Nordsee war also damals nur ein tief ins Land gehender Meerbusen. Es geht offenbar aus deutlichen und zahlreichen Beweisen hervor, daß einmal ungleich niedrigere Fluthwellen die Marschen berühren mußten.

Mit dem Durchbruche des Kanales aber begann die Zertrümmerung des großen nordwestlichen Schwemmlandes, welche fort und fort dauern würde, wenn nicht der Mensch alle Kraft und Ausdauer anwendete, die ewig nagenden Fluthen zu bekämpfen. Es wird ihm zum Theil gelingen, aus den eingerissenen kleineren Meerbusen, z. B. aus der Jahde und dem Dollart, noch manchen schönen Morgen Landes wieder zu gewinnen, wie es denn ja gelungen ist, durch die Kraft des Dampfes das Harlemer Meer trocken zu legen. Welch' unbedeutender trauriger Ersatz aber ist dies Wenige gegen so viel Versunkenes und Fortgespültes! Auch jene Inseln, die letzten Brocken des einstigen Ufers, sind wohl rettungslos verloren, und es wird sicher eine Zeit kommen, da sie nicht mehr sein werden.

Wo aber sind sie geblieben, die ungeheuren Thonmassen, welche einst das große, viele Meilen weit fruchtbare Land ausmachten? —

In einer Breite von zwölf Meilen zieht sich in der Richtung

von Hull nach der Südspitze Norwegens die mächtige über funfzig Meilen lange Doggersbank, gebildet aus Sand und schwarzem, festem Thon. Hier mußte diese entstehen, denn gerade an dieser Stelle stoßen die Fluthwellen des Kanales mit denen, die von Norden kommen, zusammen, und schaffen hier einen Ruhepunkt des Wassers, und wo Ruhe ist, sehen wir ja auch die größte Schlammabsetzung. Die Doggersbank dürfen wir sicherlich als die versunkenen und fortgespülten Massen der alten Marschen ansehen.

Gehen wir nun zur Gegenwart derselben über. Auf den ersten Blick tritt die unendliche Eigenthümlichkeit der Marschländer und ihre Verschiedenheit von der benachbarten Geest auf's stärkste hervor. Die Geest ist hoch, wellenförmig und hügelig; die Marsch bildet eine fast mit dem Meeresspiegel gleichliegende vollkommene ebene Fläche. Auf der Geest zeigen sich Wälder und Haiden, sie ist von Quellen und Bächen durchrieselt, mit Geröll und zum Theil mächtigen Steinblöcken bedeckt; sie besteht aus leichtem Sandboden und ist nur in der Nähe der Dörfer, welche oft mehrere Stunden Weges auseinanderliegen, bebaut. Alles das ist anders in der Marsch. Diese hat keine Quellen, keine Wälder, keine Haiden, keine Sandflächen, man findet sogar nicht einen einzigen Stein in ihr, es sei denn, daß er durch Menschen hergeführt wäre. Die Marsch ist eine einzige weite, grüne, fruchtbare und fast baumlose Ebene. Wild wenigstens wächst nicht ein einziger Baum, nur in den Dörfern um den Gehöften und einzeln an den Wegen hat man sie gepflanzt. Aber kein Fleck ist da, der unbenutzt geblieben wäre. Wiese reiht sich an Wiese, Acker an Acker, schnurgerade Wege, Kanäle und Gräben durchschneiden nach allen Richtungen das mit zahlreichen Dörfern und stattlichen Einzelgehöften besetzte Land; und endlich, was die Haupteigenthümlichkeit der Marschen ausmacht, ein hoher starker Deich, der sie in ihrer ganzen Ausdehnung umzieht, und hinter welchem dieselben liegen, wie hinter einem Festungswall, schützt sie vor den Fluthen. Ebenso

tritt der starke Contrast mit der Geest in den Bewohnern hervor, von denen indeß später die Rede sein mag.

---

Wir betrachten jetzt näher die Marschgegenden der Niederelbe und Weser. Beide Ströme durchfließen ihr Gebiet in eben nicht sehr bedeutenden Krümmungen. Die Weser fließt, wie man im Allgemeinen annimmt, ihres verhältnißmäßig kürzeren Laufes und höheren Gefälles wegen, etwas reißender als die Elbe, woher es auch kommen mag, daß letztere viel eher und ihrer Mündung näher im Winter gefriert, als jene. Der Strom beider aber wird unaufhörlich aufgehalten und verändert durch eine Menge größerer und kleinerer Inseln und Bänke, die sich selber gebildet haben. In der Weser werden diese meistens „Platen" genannt, in der Elbe heißen sie „Sande", wenn sie auch nicht aus Sand bestehen. Diese Inseln verändern fast alljährlich ihre Gestalt, reißen hier ab und setzen dort wieder an, ziehen sich hier zu einer größeren zusammen und zertrümmern dort von den reißenden Fluthen in mehrere kleinere. Von einer Küste nagt der Strom in diesem Jahrzehnd das Land ab und schwemmt es an die andere Küste, um es vielleicht abermals nach einigen Jahren auch von dieser wieder abzureißen, wenn der Mensch mit kräftiger Hand kein Veto einlegte. Auf diese Weise findet ein ewiger Stromwechsel statt, der das Fahrwasser zu großer Unbequemlichkeit der Schiffer fast alljährlich verändert. — Der Marschbewohner zieht von diesen Inselbildungen den mannigfachsten Nutzen. Die kaum bei niedriger Ebbe frei werdenden Bänke liefern ihm Sand zu seinen Wegebauten, zu seinen Ziegelfabriken, für seine Gartenpfade, und zu noch sonstigen allerlei häuslichen und technischen Bedürfnissen. Die Sandbänke vor der Mündung bieten reiche Lager von Muscheln, aus welchen der Marschbewohner Mörtel zu seinen Häuserbauten brennt. Die Sandbank überzieht sich bald mit weißem Schlamm und wird höher und höher, so daß sie nun Plate heißt. Nach einigen Jahren treten die ersten Pflanzen auf, meistens

Binsenarten (Scirpus); wird sie noch höher und fester, so stellt sich das hohe Rohr ein (Phragmites communis), für die Marschen eine hochwichtige Pflanze; nicht sowohl weil sie ein passendes Material zum Dachdecken liefert, sondern auch hauptsächlich, weil sie der beste Verbündete des Marschbewohners in seinem Kampfe mit den Fluthen ist. Das Rohr hat nämlich eine dicke gelblich-weiße kriechende Wurzel, deren hohle Röhren durch eine Menge Knoten in Kammern getheilt sind und nach allen Richtungen schnell wuchernd und in tausend Schlangenwindungen den Boden durchziehen. Dadurch gewinnt diese Pflanze für die Erdbildung der Marschländer eine hohe Wichtigkeit. „Packwurzeln" nennt sie trefflich bezeichnend der Marschbauer; denn kaum hat ein aufgeschwemmtes Ufer oder eine Flußinsel die nöthige Höhe, um Rohr zu tragen, so sproßt dieses auch bald reichlich hervor, seine Wurzelschlangen packen in kurzer Zeit so sehr alles Erdreich, daß dasselbe bald den spülenden Fluthen trefflich zu widerstehen vermag. Daher wartet man auch meistens nicht erst so lange, bis jenes Rohr von selbst aufwächst, sondern beeilt sich, Wurzelballen in den jungen Boden zu setzen, wohl wissend, wie vortrefflich es beisteht, denselben zu behaupten. Auch das Rohr gedeiht nur in gewisser Höhe und wenn noch die regelmäßige Fluth das Land stets überschwemmen kann. Wird nun eine Insel so hoch und trocken, daß sie die gewöhnliche Fluth nicht mehr bespült, so wird auch das Rohr von Jahr zu Jahr feiner, kürzer und kümmerlicher, bis es endlich ganz verschwindet, um dafür einem üppigen hohen Graswuchs mit mannichfaltigen blühenden Kräutern Platz zu machen. Jetzt liefert die Insel dem Marschbewohner schon manche Fuhre duftigen Heues auf den Boden, noch später weidet er sein Vieh darauf, und zuletzt kommt er selbst, wirft einen Erdhügel, eine „Wurth" auf, welche die Fluth nicht erreichen kann, baut sich auf der Spitze des Hügels seine Wohnung und führt nun mit Weib und Kind, Gesinde und Vieh hinfort sein einsames, beschauliches Inselleben. Die größten Inseln endlich, bei denen es sich der Mühe lohnt,

werden durch ordentliche hohe Deiche auf immer den Fluthen entzogen, wie z. B. die Elbinsel Wilhelmsburg ringsum bedeicht ist. Und gerade so wie hier bei den Inseln findet auch die Landbildung an den wirklichen Ufern statt. —

Häufig sind diese Sande und Platen schon gleich bei ihrem Entstehen ein Zankapfel zwischen den verschiedenen, den Strom begrenzenden Ländern, wie z. B. zwischen Holstein und Hannover die in der Elbe liegenden, zwischen Hannover und Oldenburg die der Weser. Sowie ein solch' Inselchen nur aus den Fluthen hervorblickt und Miene macht, sich begrünen zu wollen, eilen von beiden Seiten diensteifrige Beamte herbei, dasselbe für ihre Regierung in Beschlag zu nehmen, indem sie eine Stange aufrichten mit dem Namenszuge des Landesherrn. Nun beginnt ein Kampf zwischen den Cabinetten der Grenzstaaten. Das eine behauptet vielleicht, die Plate sei eine neue, das andere dagegen sieht sie als Fortsetzung irgend einer von seinen älteren Besitzungen an; das eine meint, sie läge mehr auf dieser Seite, das andere sagt, sie sei in seinem Stromgebiete entstanden. Immer hitziger wird der Federkrieg. Messungen werden angestellt, Termine abgehalten, Karten aufgenommen, auswärtige oder fremde Ingenieure um ihr Gutachten befragt, hydrographische Untersuchungen vorgenommen und solche Berge von Protokollen und Akten geschrieben, daß man die kleine Plate damit fast fußhoch bedecken könnte. Und so streitet man vielleicht Jahre lang auf's heftigste über die Frage: „Mein oder Dein", und vergißt oft ganz, daß bei der kleinen, kaum im Entstehen begriffenen Plate, die weit wichtigere Frage: „Sein oder Nichtsein" ist. Endlich macht der alte grollende Strom selbst dem Kampfe ein Ende, indem er die kleine Plate eines schönen Tages ruhig wieder fortzuschwemmen beginnt. In einem Winter hat er sein Werk vollbracht, und man hat sich um des Kaisers Bart gestritten.

---

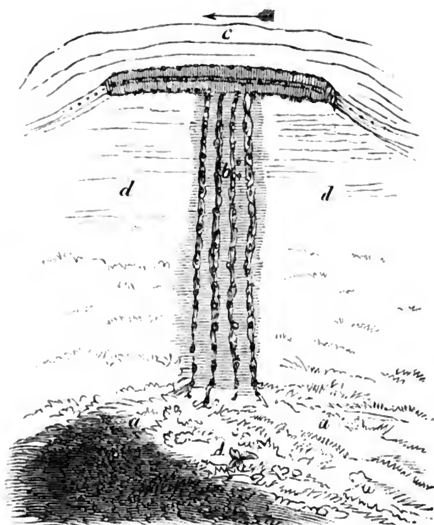
Eins der Hauptmittel zur Gewinnung neuen Landes, wie zur Erhaltung des älteren, sind die schon erwähnten Schlengen, in einigen Gegenden auch Stackwerke genannt. Der Name Schlengen hängt mit dem Worte Schlingen zusammen. Es sind Werke aus Faschinenbündeln, die hoch aufeinander gelegt sind. Ueber ihnen laufen der Länge nach, um sie zu befestigen, gedrehte Schlingen von zähen Weidenruthen; diese aber werden durch lange Pfähle, welche tief in den Grund gerammt sind, so darauf gepreßt, daß das Ganze ein starker Wall wird, der oft weit in den Strom hineinragt.

Diese Schlengen haben zweierlei Bestimmung.

Einmal wehren sie den sich dem Ufer nähernden Strom ab und leiten ihn von demselben, das er fortgerissen haben würde, hinweg. So beschützen sie es, während zugleich das Fahrwasser dadurch tiefer und mehr nach der Mitte des Flusses verlegt wird. Sodann aber bricht sich der Strom an ihnen und wird dadurch genöthigt, die Schlammtheile, welche er mit sich führt, fallen zu lassen. Diese häufen sich mehr und mehr zu beiden Seiten der Schlenge, so daß dieselbe endlich wohl mitten im festen Lande zu liegen kömmt, und dann von Neuem verlängert wird, um ihr schönes Werk der Landgewinnung wiederum fortzusetzen. —

Einige Schlengen endigen mit einem quer davorliegenden Stackwerke, „Schlickfänger" genannt, und bilden so, in der Vogelperspective gesehen, nebenstehende Figur. a a ist schon festes und begrastes Land; b die Schlenge mit ihrem quer davorliegenden Schlickfänger; c bezeichnet den tiefen Strom, und d d den an beiden Seiten sich lagernden Schlamm. — Die Schlickfänger haben sich indeß nicht sehr bewährt und werden daher in letzter Zeit selten mehr angeordnet. Fast alle Schlengen bilden jetzt nur einen geraden in den Strom reichenden Arm.

Beide Ufer der Elbe und Weser sind mit Hunderten solcher Schlengen bewaffnet, die da, wo der Strom sich dem Ufer nähert, um so nöthiger und zahlreicher sind. In manchen Flußgegenden,




Eine Schlenge aus der Vogelperspective gesehen.

z. B. in der Nähe von Bremen, wo die Weser sehr zur Versandung geneigt ist, hat man ein bedeutendes System von Schlengen nicht des Uferschutzes wegen, sondern nur zur Regulirung und Vertiefung des Fahrwassers angelegt.

Die eigentliche Fluth geht immer über die Schlengen hinweg, und auch bei Ebbe ragen sie nur wenige Fuß aus dem Schlamme, so daß sie keineswegs bedeutend aussehen. Und dennoch sind es oft kostbare Werke.

Die Anlage einer Schlenge von 400—500 Fuß kostet meist Tausende von Thalern. Je tiefer und reißender das Wasser ist, desto kostspieliger und schwieriger ist natürlich die Anlage. Aber die Werke sind zu wichtig: von ihnen hängt oft die Existenz ganzer Dörfer und Landstriche ab; ja sie sind eben so wichtig, und fast

noch mehr als die Deiche. Diese weisen nur momentan den Andrang der Fluth ab, vermögen indeß nie vor dem rastlos nagenden Strom zu schützen. So scheute man denn keine Mühe und Gefahr und hat schon erstaunenswerthe Thaten vollbracht. Auf 40 und 50 Fuß Tiefe und im reißenden Strom hat man Schlengen angelegt, die freilich auch viele Tausende gekostet haben.

Solche Schlengen müssen natürlich ihrer Höhe wegen unten eine oft 20—30 Fuß breite Grundlage haben, wenn ihre oberste Breite auch nur 5—10 Fuß beträgt, und damit nicht gleich der Strom die untere Lage der Reisigbündel fortreißt, wird solche durch mächtige Anker festgehalten, nachdem sie durch schwere Steine, welche aber sofort wieder heraufgewunden werden, auf den Grund gesenkt ist. So fährt man fort, stets schmälere Schichten von Faschinen hinab zu senken und diese gleich mit zugespitzten, oben mit einem Querpflock versehenen Pfählen aufeinander zu befestigen, bis die schmalsten Lagen des Werkes endlich über dem Wasser sichtbar sind. Man begreift, wie schwierig es ist, ein solches Werk tief unter den Fluthen, die Alles dem Auge entziehen, aufzuführen.

Fast alljährlich bedürfen die Schlengen einer kostspieligen Reparatur, da sie Tag und Nacht den ewig wühlenden Fluthen ausgesetzt sind. Ein einziger Eisgang zerstört oft das ganze kostbare und mühevoll erbaute Werk.

---

## Die Deiche.

Hat der Marschbewohner durch seine Schlengen dem Strome so viel Land abgezwungen, daß dessen Größe mit den Eindeichungskosten im guten Verhältniß steht, so schreitet er zur Bedeichung desselben. Bisher hieß es Vorland, Außendeich oder Helder und konnte selten anders als Wiese oder Weide benutzt werden. Der Fluß hatte bis dahin noch immer ein gewisses Recht darüber und bedeckte es bei jeder hohen Fluth mit seinen Wogen, daß an Ackerbau darauf nicht zu denken war. Durch die

Deiche wird es ihm aber völlig entrissen, und es erhält nun einen ganz anderen Charakter. Gräben und Kanäle durchziehen es jetzt, Weiden und Saatfelder bedecken es, eine andere Pflanzenwelt sproßt hervor; Gräser und Kräuter verdrängen die Sumpfgewächse und bald sieht man nur noch an wenigen Spuren, daß es einst aus dem nassen Elemente hervorging. Von den Deichen hängen daher alle Fruchtbarkeit und aller Wohlstand, ja das ganze Dasein der Marschen ab, und so ist es natürlich, daß man alle Aufmerksamkeit und allen Ernst und Eifer auf Tüchtigkeit und Erhaltung jener Deiche hinwendet.

Streng genommen kann der Marschbewohner nicht im Plural von seinen Deichen sprechen, da diese nur einen einzigen hohen ununterbrochenen Damm ausmachen, der sich längs dem Flusse hinzieht, die Marschländer davon trennt und sie schützend umgiebt. Die hannövrischen Weser- und Elbemarschen besitzen allein einen Deich, der, vom Osterstade bis zum alten Lande inclusive gerechnet, die Länge von 21 geogr. Meilen hat und nur an der äußersten Nordwestspitze im Amte „Rützebüttel", wo die Geest unmittelbar an's Meer tritt, durch Dünen auf eine kurze Strecke unterbrochen wird; ein Werk, an dem Jahrhunderte hindurch gebaut und gebessert wurde.

Je näher man den Flußmündungen kommt, desto stärker und geböschter werden die Deiche, welche zuletzt den Namen Seedeiche führen. Indeß ist die Grenze zwischen Fluß- und Seedeichen nicht scharf bezeichnet und die einen gehen ganz allmählig in die andern über. Die Höhe der Seedeiche steigt auch nur um wenige Fuß über die der übrigen, weil ja der Wasserstand sich überall ziemlich gleich bleibt. Durchschnittlich ist die Höhe sämmtlicher Deiche vom Boden an gerechnet zwischen 15—30 Fuß schwankend, ihre Stärke dagegen beträgt bei der Mündung mehr als das Doppelte.

Die innere Seitenwand der Deiche ist überall ziemlich steil, die äußere hinwider in einer sanften Schrägung aufsteigend. Diese Schrägung, Böschung oder Dossirung genannt, wird nach der Strecke,

in der sie zu einer gewissen Höhe aufsteigt, bestimmt. So sagt man z. B., ein Deich habe eine dreifüßige Dossirung, wenn seine Seitenlinie auf einer Strecke von 3 Fuß um einen Fuß ansteigt.

Je schräger die äußere Dossirung des Deichs ist, desto weniger leidet derselbe von der heranströmenden Fluth, weil ihre Wellen der dadurch entstehenden geringen Tiefe wegen machtlos werden, und auch die schräge Erdwand nicht zu fassen vermögen. Deßhalb besitzen auch alle Seedeiche eine viel schrägere äußere Böschung, als die minder der Gefahr ausgesetzten Flußdeiche.

Der Fuß des Deiches, oder vielmehr die letzte Fortsetzung der Dossirung, wird die Bärme genannt. Die obere Deichfläche, welche durchschnittlich 6—12 Fuß Breite hat, und, um dem Regenwasser Abfluß zu gewähren, oft etwas convex gebildet ist, heißt die Kappe. So erhält der Deich in seinem Durchschnitt nachstehende Gestalt:



Ein Deich im Querdurchschnitt.

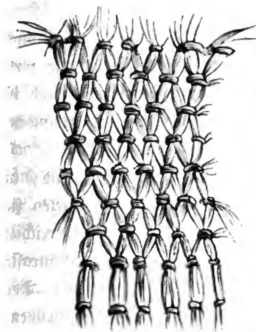
a die Deichkapppe; b die innere, c die äußere Dossirung; d die innere und e die äußere Bärme. Die Erde zum Deichbau wird mit seltenen Ausnahmen immer aus dem Vorlande geholt, welches man daher in der Nähe des Deiches ewig in großen flachen Gruben von quadratischer Gestalt abgegraben sieht. Ein solches ein oder zwei Fuß tief ausgestochenes Quadrat ist indessen oft schon in einem kurzen Zeitraum wieder vollgeschlemmt, weil man sorgt, daß größere und kleinere Kanäle (sogenannte Balgen und Grüppen) bei jeder Fluth das Wasser des Flusses hineinführen. Ueberhaupt erhöht sich das ganze Vorland, da es ja stets allen höheren Fluthen ausgesetzt ist; es ist im Laufe der Zeiten in einigen Gegenden fast sechs Fuß höher geworden als das Land innerhalb des Deiches. Dies ist unter Andern im nördlichen Osterstade der Fall.

Zunächst ist dann auf die zweckmäßigste Bekleidung der Deich-

wände zu sehen, welche die Erde vor den Fluthen, wie vor Abbröcklung durch Trockenheit zu schützen vermag. Die gewöhnlichste, natürlichste und in der Regel hinreichende Bekleidung ist Rasen, mit dem auch fast alle Deiche der Elbe und Weser überzogen sind. Er bildet, wenn er gut gepflegt, von allem Unkraut, Maulwurfs- und Mäuselöchern rein erhalten, und endlich, wenn er mit Vieh und Schaafen beweidet wird, bald ein immer dichter werdendes filzartiges Gewebe (die Grasnarbe in den Marschen genannt), welches den Wogen wie der Dürre trefflich widersteht.


Deichnadel.

Wenn aber diese Grasnarbe einmal zerstört ist, sowie an Stellen, die den heranstürmenden Wogen zu sehr ausgesetzt sind, wählt man eine andere Art der Bekleidung, nämlich das Besticken oder Benähen. Dieses besteht darin, daß man Schilf, oder wo dies fehlt, langes Stroh auf der Dossirung ausbreitet, und dann dasselbe durch quer darüberliegende Strohstreifen, die man vermittelst eines Instrumentes „Deichnadel" genannt (siehe beistehenden Holzschnitt) in kurzen Absätzen einen Fuß tief in die Erde drängt, befestigt.


Deichbestickung von Stroh.

Diese Bekleidung bedeckt dann die äußere Dossirung wie eine Art Matte, ist aber stets nur für einen Winter berechnet, weil das Stroh in der Erde bald verrottet und das Ganze sich dann auflöst. Nebenbefindliche Zeichnung eines Stückes solcher Bestickung gibt davon einen etwas deutlichern Begriff. Es ändert sich die Bestickung der Deiche aber auch dahin ab, daß in einigen Gegenden Weidenruthen statt Stroh genommen worden; doch geschieht

dieses sehr selten. An einigen holsteinischen Deichen bedient man sich dagegen zur Bedeckung einer starken Faschinenlage, die durch Pfähle fest an den Deich gehalten wird und gute Dienste leistet. In den hannöverschen und oldenburgischen Marschen kommt diese Art der Bedeckung nicht vor. Im alten Lande dagegen ist sie gebräuchlich; hier werden die einzelnen Flechtwerke Flecken genannt.

Die allerdauerhafteste, aber auch bei weitem kostspieligste Bekleidung ist endlich die Steindossirung, bei der man den Deichkörper mit genau aneinander gefügten und durch Cement verbundenen Quadern von Granit oder Sandstein, oder auch mit äußerst hart gebrannten Ziegeln, z. B. sogenannten holländischen Klinkern, belegt. Diese Art der Bekleidung findet bei sehr wenigen oder nur bei den allerstärksten Seedeichen statt, welche den wüthendsten Wogendrang abzuhalten haben. Wir finden sie in Holland, Ostfriesland, an der Nordspitze des Butjadingerlandes und an der holsteinischen Küste.

Außerdem schützt man die Deiche noch dadurch, daß man am Fuße der äußeren Bärme eine oder mehrere Reihen von Weidenbäumen pflanzt oder Pallisaden setzt, an denen sich die Wogen brechen.

Doch nützen sie im Ganzen wenig. Weiden gedeihen auch nur so weit der Fluß süßes Wasser führt, und kommen nur fort, wenn Seewasser die Ufer bespült. Der beste Deichschutz jedoch ist und bleibt ein recht großes Vorland. Wo ein solches vorhanden, leiden die Deiche sicherlich am wenigsten.

Wer heutiges Tags, auf dem hohen Deiche sich haltend, in schöner Sommerzeit unsere Marschen durchwandert, dem bieten sie ein Bild dar, welches, wenn auch eben nicht durch reichen Wechsel der Gegenstände, doch durch seine eigenthümlichen Contraste immer ein höchst anziehendes genannt zu werden verdient. Der Deich bildet die schmale Scheidelinie zwischen zwei Landstrichen, die, wie nahe sie auch zusammengrenzen, doch im äußeren Cha-

racter, in Bodenbeschaffenheit, in Flora, Fauna, kurz in Allem so von einander abweichen, daß in mancher Hinsicht kaum eine größere Verschiedenheit zu denken ist.

Auf einer Seite Sumpf und Binsen, Schilfgeflüster und Fluthengeriesel, Wellengefunkel, ferne schwellende Segel und das öde weite Watt mit seinen flatternden Mövenschwärmen; auf der anderen aber die mächtige grüne Ebene mit ihren buschreichen Dörfern, mit Thurmspitzen und stattlichen Bauergehöften, mit Saatfeldern und Viehschaaren, mit Rädergerassel und Sensenklang, mit Taubengeflatter und Lerchengeschwirr. Wer auf all' dies üppige Leben und Treiben nah und fern hinabschaut, wie es die reichen blühenden Marschen hinter ihren hohen starken Deichen entfalten, die sich gleich mächtigen Festungswällen in ihrer ganzen Länge schützend vor ihnen herziehen, dem wird schwerlich der Gedanke in den Sinn kommen, daß auch diese gesegneten Fluren einst nichts Anderes waren, als was jenseits der Blick erschaut, ein weites sumpfiges Rohrfeld, oder gar ödes kahles Watt ohne alle Vegetation, oder allenfalls an seinen höchsten Stellen ein paar fleischige Salzpflanzen tragend, und daß sie sofort wieder in den alten wüsten Zustand übergehen würden, wenn einmal die Deiche verschwänden.

So sehen wir also in diesen letztern die erste aller Daseinsbedingungen der Marschen, von deren Erhaltung das Leben wie das Wohl und Wehe vieler Tausende, ja von denen die Existenz ganzer Landstriche abhängt. Aber noch mehr — und daran mögen wohl Wenige denken — wir haben sie auch zugleich als ersten und einzigen Anlaß eines ausgebildeten, auf Gesetz und Recht begründeten Zustandes zu betrachten. Vor der Bedeichung stelle man sich die Marschen vor als weite, seichte und schlammgefüllte Busen von kahlen Sanddünen, den jetzigen Haidehügeln, begrenzt und nach dem Meere zu offen. Der träge Fluß rieselte wohl in hundert Armen hindurch, eine Menge kleiner oder größerer Inseln von Sand bildend. Die weiten Binsen- und Rohrfelder waren das

einzige Grün. Zweimal des Tages kamen die grauen Fluthen und bedeckten Alles. In der einen Stunde sah man nichts als Schlamm, in der andern nichts als trübes Wellengeriesel; der nebelgraue Himmel vollendete das finstere öde Bild.

In dieser traurigen Einöde hatten sich nun die Menschen niedergelassen. Hier und dort auf den größten Inseln hatten sie, um sich gegen die Fluthen zu schützen, einen Erdhügel, eine Wurth aufgeworfen; da verbrachten sie in einsamer Rohrhütte, umgeben von Wellengemurmel und Schilfgeflüster, ihr armseliges Leben, von den Fischen, die sie fingen, und den Sumpf- und Seevögeln, die ihre Pfeile erlegten, sich kärglich nährend, aber in vollkommener Freiheit, in völliger Unabhängigkeit von einander. Höchstens vereinigte sich dann und wann ein Seeräuberzug. An ein gemeinsames Oberhaupt, an Gesetze und Spuren einer Verfassung war nicht zu denken.

So fanden Roms Legionen die Marschen. Sie mochten mit Recht diese Gegenden trostlos, ihre Bewohner elend und bedauernswerth nennen und konnten wohl vor solcher unwirthbaren Natur zurückbeben, kamen sie doch aus dem schönen, sonnigen Italien.

Ein ganz ähnliches Bild bieten noch jetzt die Watten Nordfrieslands mit ihren Halligen. Auch hier ist es gar mancher Schiffsmannschaft wie ein Zauberspuck erschienen, wenn sie bei dunkler Nacht und mitten im Wogengebraus plötzlich in die lampenhellen Fenster eines traulichen bewohnten Stübchens schaute, an denen sie hart vorbeisegelte.

Die noch jetzt zahlreich vorhandenen Wurthen sind ein deutliches Zeugniß von jener ersten Zeit der Marschen. Doch auch als schon Deiche das Land umgaben, wurden noch Wurthen aufgeworfen, theils um trocknere Wohnungen zu gewinnen, theils aber auch der Sicherheit wegen, da die anfangs schwachen und niederen Deiche wenig Schutz gewähren konnten. Vor Allem wurden für Kirchen und Begräbnißplätze die höchsten Wurthen geschaffen. Sie soll-

ten hoch und sicher hinausragen, wenn alles Land umher die Fluthen überbrausten.

Eine Menge Ortsnamen bezeichnen ebenfalls die Stelle solcher Wurthen; so im Lande Hadeln die Dörfer Lüdigworth, Gliemworth; in Osterstade das Dorf Wurtfleth; im Stadlande erinnert das Wort Wurp (von werfen, aufwerfen), wie Golzwarder Wurp, Schmalenflether Wurp daran. Endlich hat das ganze Land Wursten seinen Namen davon, welches nichts Anderes heißt, als das Land der Wurthsassen, der auf Wurthen Gesässigen. Worsati nennen daher lateinische Chronisten die Wurster. Doch wieder zurück in die Vorzeit!

Jener armselige Zustand des vereinzelten Wurthlebens konnte nicht dauern. Die Bevölkerung nahm zu, die Wurthen vermehrten sich, wurden höher und ansehnlicher; auch vereinigte man mehrere zu einer großen gemeinsamen, auf der nun die ersten Dörfer entstanden. Die ersten Spuren von Viehzucht, welche einst diese Gegend so reich machen sollte, treten jetzt hervor, denn schon nähren die Hügel ein paar schlechte Schafe. Immer stärker und stärker wird die Bevölkerung, immer näher rückt man zusammen, auch ist bereits mancher kleinere und seichtere Flußarm abgedämmt; da endlich erwacht der Gemeingeist und durchdringt kräftig ermuthigend alle bisher in völliger Zersplitterung und Unabhängigkeit von einander lebenden Wurthbewohner.

Man verbindet und rüstet sich zum ernsten Kampfe mit den Fluthen und beginnt mit vereinter Macht durch Aufführung von Deichen dem Meere ein kräftiges „Bis hierher und nicht weiter“ zuzurufen.

Eine solche Vereinigung Vieler mußte sofort ein neues Leben entfalten. Gegenseitige Pflichten und Rechte mußten festgestellt werden, Pflichten gegen den Deich, Rechte auf das dadurch gesicherte Land, Strafen wurden geschaffen für den saumseligen Arbeiter oder den muthwilligen Zerstörer der Deiche, Richter gewählt, um entstandene Streitigkeiten zu schlichten; den Erfahrensten und

Aeltesten unter ihnen wurde die Aufsicht und Leitung des Ganzen übertragen —: die Geschichte der Friesen, als Volk, hat begonnen, ein geordneter Rechtszustand ist angebahnt und die reichen blühenden Marschen sind begründet.

Diese Vereinigung zu gemeinsamer Arbeit nannte man, wie sie noch jetzt heißt, eine Deichacht oder ein Deichband, ihre Statuten Deichordnung oder Deichrecht und die ersten Aufseher und Leiter des Deichwesens Deichgräfen.

In diesen alten Deichordnungen herrschen oft eine Weisheit, Umsicht und Klarheit, eine solche der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessene Strenge, daß sie uns immer noch mit Bewunderung und Verehrung für den Geist unserer Vorfahren erfüllen müssen, wenn sie gleich für unsere Zeit nicht überall passen würden.

Schon aus dem 14. Jahrhundert haben sich noch friesische Deichordnungen erhalten, vielleicht die ältesten bekannten. Vortrefflich ist das im Jahre 1670 neubegründete Deichrecht für Ostfriesland; für die bremischen Marschen gilt die 1743 in Stade publicirte Deichordnung. Früher hatte jede Marsch ihre eigene.

Es ist hier nicht der Ort auf diese Deichgesetze näher einzugehen, obwohl sich daraus auf Charakter und Sitten der alten Zeit manche interessanten Schlüsse ziehen ließen.

Die erste Grundlage aller alten Deichordnungen beruht auf dem Spruche: Kein Land ohne Deich, kein Deich ohne Land. Also jedes von den Deichen beschirmte Grundstück ist deichpflichtig, und die Deichpflicht ist von dem Lande, worauf sie haftet, unzertrennlich und geht als Reallast auf jeden Besitzer desselben für alle Zeiten über. In einigen Marschen ist freilich nach und nach diese Regel vielfach umgangen und verletzt worden. Grundstücke, die man verkaufen wollte, belegte man stark mit Deichen, indem man andere dadurch bedeutend erleichterte, ja oft gänzlich von Deichlasten befreite. Es wäre aber sehr zu wünschen, den alten Kernspruch wieder in voller Kraft zu sehen.

Ein anderer heißt: De nich will diken, mot wiken.

Auf ihm beruht das sogenannte Spatenrecht. Wer die auf seinem Grundstücke haftenden Deichpflichten, namentlich in Nothfällen, nicht erfüllte, ging desselben ohne Gnade verlustig. Dem Eigenthümer stand aber selbst ein Recht zu. Wollte oder konnte er bei wiederholten und großen Deichschäden die hohen Kosten nicht tragen, so stach er seinen Spaten in das belastete Grundstück und zeigte dies sodann dem Deichgräfen oder Deichrichter an. Damit entsagte er gänzlich seinem Anrechte daran. Wer nun den Spaten zog, übernahm die Deichlasten und ward Besitzer des Grundstücks. Fand sich in bestimmter Zeit keiner dazu, so mußte der Resignirende sein aufgegebenes Eigenthum zurücknehmen; im Fall er jedoch durchaus unvermögend und unfähig war, nahm die Gemeinde Deich und Land an sich. In den meisten Gegenden ist das Spatenrecht längst aufgehoben, in andern besteht es bis heute. Allein schwerlich wird jemals noch ein Spaten in's Land gestochen werden. Das letzte Mal dürfte es in Osterstade nach der furchtbaren Weihnachtsfluth 1717 in Anwendung gekommen sein.

Von einer wahrhaft drakonischen Strenge waren in einigen alten Deichordnungen die Strafen. Wer nur Bäume, die zum Schutz des Deichs gepflanzt waren, beschädigte, dem wurde die Hand abgehauen; wer seinen Deich in schlechtem Zustande hielt, also daß dieser dadurch zum Verderben des Landes einbrach, der wurde lebendig mit sammt dem Holz und den Steinen seines Hauses darin bedeicht (Stedinger Deichrecht, 1424). Und wer muthwilliger und boshafter Weise den Deich beschädigte, der ward ohne Gnade verbrannt. Noch in der Deichordnung für das Herzogthum Bremen, 1743, kommen ähnliche Strafen vor. In dieser heißt es auch, daß Deichgräfen und Deichgeschworne mit Strenge darauf zu halten haben und mittelst harter Bestrafung verwehren sollen, daß bei den Deichen und der Deicharbeit, „als wobei man sonderlich auf die gerechte und sündenstrafende Hand Gottes zurückzusehen hat, nicht geflucht, liederlich geschworen und gotteslästerliche oder ärger-

liche Reden verführet werden." Ja in einer Deichordnung herrschte sogar ein Gesetz, das den Deich zu einem Asyl macht, und gebot, daß ein verfolgter Uebelthäter, wenn er gerade an dem Deich arbeitete, nicht eher, als nach vollbrachtem Tagewerke verhaftet werde, sondern so lange er arbeitet, unantastbar sei. Mit so viel Ernst, ja mit solch' hoher Ehrfurcht betrachtete man damals die Deiche, auf's Tiefste von ihrer hohen Bedeutung und Wichtigkeit durchdrungen.

Wie schon gesagt, ist wenig mehr von allen diesen zum Theil excentrischen, einem anderen Zeitgeiste angehörenden Gesetzen und Rechten in Kraft. Theils sind dieselben durch die Regierungen förmlich aufgehoben, theils nach und nach von selbst abgekommen und veraltet.

Als die Freiheit der Marschen verloren gegangen war, nahmen sich die Regierungen der oberen Deichaufsicht an und ernannten nun mit mathematischen Kenntnissen versehene Wasserbau-Directoren, Inspectoren und Conductoren, von denen die ersteren anfangs den Namen Oberdeichgräfen führten. Aber die derben, freiheitsliebenden Marschbauern sahen lange mit Unwillen und Groll auf die Neuerungen dieser „studirten Herren“, deren Gelehrsamkeit und theoretisches Cirkelwesen auch oft gegen die langjährigen trefflichen Erfahrungen der ersteren schlecht genug Probe hielt. In letzter Zeit hat sich das gottlob geändert und beide Theile sind jetzt so vernünftig, sich gegenseitig anzuerkennen und zu ergänzen; gänzlich indeß ist hier und dort dieser Kampf der Theorie mit der Praxis noch immer nicht vorüber.

Zum Deichgräfen wird, wenigstens in der hannoverschen Marsch, noch heute ein erfahrener, angesehener Bauer gewählt, der mit einem Wasserbaukundigen und den Deichgeschwornen jährlich zweimal einen Umzug zu Pferde in seinem Distrikt unternimmt, oder wie es genannt wird, Deichschau hält. Die erste heißt die Frühlingsschau und findet meistens im März oder April statt. Bei dieser wird nachgesehen, wie der Zustand der Deiche nach den

Stürmen und Fluthen des vergangenen Winters beschaffen ist, und die daran vorzunehmenden Arbeiten bestimmt, während bei der Herbstschau, die man in der Regel im October hält, die vollendeten Arbeiten selbst abgenommen werden. Ist die Schau vorüber und deren Ergebniß zu Protokoll genommen, so geht es nach alter Sitte zu einem officiellen Gastmahle, welches entweder der Deichgräfe der dafür die bei der Schau fallenden Strafgelder bekommt, oder, wie es im Oldenburgischen Sitte ist, der Beamte des Bezirks gibt und wozu auch andere geladen werden. In alten Zeiten hatten diese Deichmahle wahrhafte Bedeutung; eigene Gesetze bestimmten oft die Zahl und Art der Gerichte, und im Lande Wursten brachte der Deichgräfe stets den alten Spruch dabei aus:

Gott bewahre Damm und Diken,
Siehl un Bollwark un dergliken
Darto unser Land un God
Und en erlik Wurster Blod.

Mit der alten Kraft der Friesen verschwand in letzter Zeit leider auch manche ehrwürdige Sitte. So sind auch diese alten Deichmahle in vielen Marschen entweder ganz abgekommen oder höchstens in ein einfaches Frühstück verwandelt. Die Wurster aber hielten noch vor einigen Jahren, als eine große allgemeine Deichverstärkung vollendet war, ein feierliches Deichfest mit einem Umzuge zu Wagen und zu Pferde auf dem Deich, an welchem sich fast das ganze Land betheiligte, mit Gottesdienst in der alten Kirche zu Dorum und einem großen Gastmahle im Landeshause.

Um ganz die hohe Wichtigkeit und Bedeutung der Deiche zu begreifen, muß man einmal eine gewaltige Sturmfluth mit angesehen haben; denn wer ein solches Ereigniß nie erlebte, wird sich schwerlich von der Größe und Schrecklichkeit desselben eine Vorstellung machen können. Die rechte Zeit der Sturmfluthen ist vom October bis zum April.

Wenn eine Zeit lang ein anhaltender Westwind weht, der große Wassermassen in den Canal trieb, und diese nun, sich nach

Nordosten oder Norden umsetzend, gegen die Küsten und weit in die Flüsse hinaufpeischt, wodurch die Ebbe sehr aufgehalten oder fast ganz gehemmt wird, wenn sich dazu noch eine Springfluth gesellt, dann steigen die wilden Wasser oft zu einer Höhe und Fruchtbarkeit, die einem das Herz erbeben machen.

Aber ruhig erwartet sie der Marschbewohner, weiß er doch, daß seine Deiche hoch und stark genug sind, ihm sicheren Schutz zu gewähren. Höchstens mag ihn ein trüber Gedanke an die Mühen und Kosten der Deicharbeit kommen, die wenige Stunden herbeiführen können.

So steht er, unbekümmert um den heulenden Sturm, auf der Klippe des Deichs und schaut in ernstem Sinnen auf die wallenden Fluthen, von denen er genau weiß, wann sie den Deich heranströmen werden.

Noch ist das Vorland trocken, noch sind die Fluthen in ihrem Bette, doch man sieht schon wie sie toben, wie sie sich bäumen und die weißen Zähne zeigen, als harrten sie voll Ungeduld der Stunde, da eine höhere Macht ihnen das Zeichen zum Angriffe gibt.

Jetzt nahen sie. Lauter und lauter wird das Brausen und Donnern. Sie erreichen das Vorland, in kurzer Zeit ist es bedeckt und beut nun, so weit das Auge reicht, nur eine einzige wilde Wasserwüste, deren Schaumkämme blendend weiß gegen das trübe Grau der Wogen absticht. Kein Schiff ist weit und breit zu erspähen, alle sind sie vor dem Sturme in sichere Buchten geflüchtet, und nur hier und dort kündet ein einsamer Weidenbaum, der mit seinem nickenden, wild zerzausten Haupte aus den Fluthen ragt, daß da unter den wilden Wogen grünes fruchtbares Land liegt.

Und noch immer höher schwillt das Gewässer; jetzt ist auch die Bärme, der Fuß des Deiches, befluthet, endlich der Deich selbst und es beginnt durch den Widerstand desselben eine furchtbare Brandung, ein wahrhaft majestätisches Schauspiel. Mit

zerstörender Gewalt schnaubt Woge auf Woge an ihn hinauf; kaum wird die erste zurückgewiesen von seiner Schrägung, als schon die nächste mit erneuter Wuth heranrollt. Dazu steigt die Fluth noch mit jedem Augenblicke. Hoch aufbäumen sich die wilden Wasser und schauen gierig über den Deich ins gesegnete Land, weit hinein ihren stäubenden Schaum schleudernd, als ob sie der Anblick ihres alten Eigenthums mit doppelter Wuth erfüllte. Dazu der heulende Strom, der des Himmels dunkle Regenwolken in rasender Eile vor sich hinjagt; Schaaren segelnder Möven, die umsonst mit dem Winde kämpfen, bis sie ermattet sich auf die geschützten Wiesen und Aecker flüchten, und endlich hie und da ein Marschbewohner, der trotz Sturmgewalt und Wogendrang sich mühsam längs des Deichs durch den spritzenden Schaum arbeitet, um zu erspähen, ob ihm nicht die Fluthen einen Balken oder einige Bretter oder sonst eine Beute zutreiben: alles Dies vereint, giebt ein Bild von wilder Großartigkeit.

Doch der Marschbewohner blickt noch immer kalt und ruhig in den Aufruhr. Hat nur der Deich hinreichende Höhe und Schrägung, so wird er nicht vor einer Fluth weichen, ob auch ihre Wogen noch so mächtige Stücke herausreißen und noch so tiefe Höhlungen in seinen Leib wühlen.

Doch wehe ihm! wenn das Wasser so hoch steigt, daß es mit dem Gipfel des Deichs gleich wird. Vom unablässigen Bespülen ist dann bald die festgetretene Kappe erweicht, und das Schicksal der Menschen hängt oft nur noch an einem Haar. Die geringste Lockerheit des Erdreichs, ein einziges Mäuseloch oder ein Maulwurfsgang kann jetzt Ursache des größten Unglücks werden. Durch die kleinste Rinne dringt sofort das Wasser, spült sie schnell weiter und im Nu reißt ein Stück der Kappe fort.

Ist aber Das geschehen, so ist auch ein Deichbruch unvermeidlich; denn mit furchtbarer Gewalt dringt jetzt die hoch aufgestaute Fluth durch die entstandene Oeffnung, die mit jeder Minute breiter und breiter wird. Da endlich bricht auch das

letzte noch feste Erdreich bis auf den Grund fort, und durch nichts mehr gehemmt, schießt donnernd und brausend der rasende Strom durch die weite Gasse dahin, tief den Grund aufwühlend, Alles was er auf seinem Wege findet mit sich fortspülend, Häuser im Nu zertrümmernd, Bäume ausreißend, Menschen und Thiere in seinen Fluthen begrabend und bald die weite ruhige Marschebene in eine wilde graue Wasserfläche verwandelnd.

Sowie sich daher eine Kappstürzung zeigen will, wird in höchster Hast das Mögliche aufgeboten, um dieselbe zu verhindern. Sandsäcke, Mist, Stroh, Balken, Bretter, Alles was nur irgend dienlich sein kann, wird zur Verstärkung auf die bedrohte Stelle gebracht.

Ebenso eilt man auch nach einem wirklichen Deichbruche, so wie nur die Ebbe es zuläßt, die entstandene Lücke für die nächste Fluth so gut wie möglich zu verstopfen. Eiligst und mit großer Strenge werden selbst die umliegenden Ortschaften dazu aufgeboten, um schnell aus allem möglichen Material eine hohe mächtige Barrikade aufzuwerfen. Man arbeitet mit kaum glaublicher Anstrengung, und doch spült vielleicht schon wenige Stunden darauf die Fluth das ganze mühevolle Werk wieder fort, und Alles war umsonst.

---

In genauer, fast unzertrennlicher Verbindung mit dem ganzen Deichwesen stehen die Schleusen, in den Marschen Siele genannt, obgleich ihre Bestimmung eine den Deichen durchaus entgegengesetzte ist. Haben die Marschbewohner sich durch ihre Deiche gegen die Verheerungen und Nachtheile des Meeres geschützt, so suchen sie durch ihre Schleusen wieder die Vortheile desselben zu erlangen; schlossen sie sich durch die Deiche vom Meere ab, so streben sie durch die Schleusen wieder mit ihm in Verbindung zu treten; wehren sie durch jene dem Eindringen des Seewassers von außen, bahnen sie durch diese ihrem überflüssigen Wasser für immer einen Weg zum Meere. Die ganze bedeutende Wassermenge, welche kleine Binnenflüsse, die vielen Bäche der höher gelegenen

Geest und endlich Regen und Schnee den Marschen zuführt, würde sich hinter den Deichen sammeln, anschwellen und in kurzer Zeit das ganze niedere Marschland überschwemmen und in eine öde Sumpfgegend umwandeln. Man mußte daher bedacht sein, denselben einen bequemen Ausgang zu verschaffen, durch den sie ungehindert in's Meer fließen konnten. Wären nicht Ebbe und Fluth vorhanden und wäre der Meeresspiegel immer von gleicher Höhe, so hätte es zu diesem Zwecke nur eines einfachen, hinreichend weiten Canals durch den Deich bedurft. So aber war man genöthigt, zugleich der andringenden Fluth, welche das Land ebenfalls überschwemmt haben würde, den Eingang zu versperren. Auf diese Weise entstanden die Siele.

Das Wesentlichste eines solchen Siels ist das Folgende.

Ein langer, der hindurchzulassenden Wassermenge angemessen geräumiger Canal, oder besser gesagt Stollen, zieht sich quer unter dem Deichkörper sowohl, als unter seinen Bärmen hin. Er ist entweder mit Balken und starken Bohlen bekleidet und dann viereckig, oder aus Sandsteinquadern bestehend und in diesem Falle mit einem Tonnengewölbe bedeckt. Vorn, das heißt nach der äußern Mündung zu, erhöht und erweitert sich der Stollen, hier fast immer aus Holz bestehend, und heißt V o r s i e l. In diesem Vorsiel befinden sich zwei mächtige, aus starken Bohlen gezimmerte und reichlich mit Eisen beschlagene Thorflügel, die sich nur nach außen hin öffnen. Das Binnenwasser stößt sie daher leicht auf und fließt ungehindert hindurch, sobald aber die Fluth kommt, dringt dieselbe mit gewaltigem Drucke gegen die offenstehenden Thüren, diese geben dem Drucke des Wassers nach und schließen sich fest zu. Auf diese Weise hat sich die Fluth selbst den Eingang versperrt, so daß, wenn die Thüren gut schließen, auch kein Tropfen hindurch kann; weßhalb auch diese Thorflügel den Namen F l u t h t h ü r e n führen.

Da Beschädigung oder Zerstörung einer solchen Thüre von großen verderblichen Folgen sein kann, so hat man in den meisten

Schleusen vor jenen noch ein anderes Paar Thüren angebracht, welche die äußeren Fluththüren oder Noththüren heißen. Für gewöhnlich sind diese aber an den Wänden festgehakt, wodurch sie aufgesperrt erhalten werden und werden nur dann freigelassen, wenn die inneren Fluththüren beschädigt sind oder reparirt werden.

Damit aber gerade so viel Wasser durch den Siel gehe, als der Marschbewohner für nöthig erachtet, so ist an den größeren und wichtigeren Schleusen endlich ein drittes Paar Thüren, die Ebbe- oder Stauthüren, angebracht. Diese haben ihren Platz vor der inneren Mündung des Stollens und öffnen sich in einer den Fluththüren entgegengesetzten Richtung. Auch diese Thüren sind, wenn man ihrer nicht bedarf, durch Haken aufgesperrt, verschließen jedoch, wenn sie beweglich gemacht werden, nur die untere Hälfte des Stollens, da sie eigentlich nur Halbthüren sind.

Herrscht starke Dürre, daß auch die Geest den Marschen wenig Wasser zuführt, und das Vieh auf den Weiden zu dursten beginnt, so läßt man die Ebbethüren los, um das mit jeder Ebbe mehr und mehr wegfließende jetzt so nöthige Wasser zurückzuhalten. Dieses drängt dann die Ebbethüren zu, staut davor bis zur Höhe derselben auf und das überflüssige Wasser strömt darüber weg, während der andere Theil zurückbleibt und die lechzenden Wiesen und Weiden erfrischen kann.

Anstatt der Ebbethüren besitzen auch manche Schleusen nur ein einziges Ziehthor vor ihrer inneren Mündung, das Schott genannt, welches gleiche Bestimmung hat, aber durch Ketten und eine Art von Ankerwinden, oder durch eine Daumkraft aufgezogen und niedergelassen werden kann. Namentlich wird dieses Schott im Winter bei starkem Froste herunter gelassen, um zu verhüten, daß die Fluththüren nicht festfrieren, wodurch unfehlbar eine Ueberschwemmung verursacht werden würde.

Schließlich wird die äußere Mündung noch durch ein Balkengerüst, der Sielhammer genannt, bekrönt, das ihr theils als

Zierrath, theils als schützendes Geländer dient; während sich über der inneren Mündung häufig ein steinernes Denkmal von verschiedener Form erhebt, den Namen des Erbauers dieser Schleuse, die Zeit und Kosten ihrer Anlegung und die Namen des damaligen Deichgräfen, wie der Deichgeschwornen tragend.



Grundriß eines Siels.

Nebenstehende Zeichnung, der Grundriß einer steinernen Schleuse, giebt ein klares Bild von ihrer inneren Einrichtung. a a ist der eigentliche, von einem steinernen Gewölbe bedeckte Stollen; b b der sich erweiternde Vorsiel, in welchem sich die Thüren befinden; c der Canal, welcher das Wasser in die Schleuse leitet; d d sind die beiden inneren Fluththüren; e e die äußeren oder Noththüren, welche hier an den Wänden festgehakt erscheinen. Soweit die Schraffirung geht, wird der Siel durch den Deich und die Bärmen bedeckt.

Da sich fast immer zwischen Deich, Meer und Strom ein größeres oder kleineres Vorland befindet, so führt eine Fortsetzung des Canals das aus der Schleuse hervorströmende Wasser vollends in den Fluß, dient häufig zugleich als Hafen für kleinere Schiffe und Kähne und wird Sieltief genannt.

Das Hindurchlassen der Bärmengewässer ist aber nicht der einzige Zweck der Schleusen. Der nächste ist, zugleich die Schifffahrt zwischen den Bärmencanälen und dem Flusse herzustellen. Zwar werden hierzu nur die größeren Schleusen genommen und auch durch diese können natürlich ebenfalls nur schmale Schiffe, sogenannte Böcke passiren, die entweder gar keinen Mast haben oder denselben niederlassen können. Sie warten, bis sich die Schleuse geöffnet hat und der hohe, während der Fluth aufgestaute Wasserstand hinreichend gefallen ist, und

arbeiten sich dann rasch hindurch, oder lassen sich ziehen. Am häufigsten wählen sie die allerletzte Ebbe dazu, müssen aber alsdann sehr vorsichtig und schnell zu Werke gehen, damit sie nicht die kommende Fluth überrascht, während sie sich vielleicht gerade zwischen den Thüren befinden. Die Gewalt, mit welcher diese mächtigen Bohlenwerke zuschlagen, ist so groß, daß eine Zertrümmerung der Schiffe unvermeidlich wäre. Das Wasser dringt mit jeder Minute heftiger gegen die halbzugesperrten Thüren, welche keine Macht mehr zurückbringen kann und eine allgemeine Ueberschwemmung ist unabwendbare Folge.

Noch wird durch die Schleusen ein dritter Zweck erfüllt.

Die Bewohner der Marschen nämlich, deren Fluß süßes Wasser führt, haben durch sie den Vortheil, dieses nach Belieben in's Land lassen zu können, wenn dort Wassermangel herrscht. Durch eine Vorrichtung sperrt man die Fluththüren um ein Weniges auseinander, wodurch das frische Wasser einströmt, bis man genug hat. Die höher hinauf liegenden Flußmarschen haben daher einen großen Vorzug vor denen, welche vom salzigen Wasser bespült werden.

Die Schleusen gehören zu den wichtigsten Werken der Wasserbaukunst und die Kosten ihres Baues gehen immer in die Tausende. Die Anlage der größten derselben erforderte unzweifelhaft die Summe von 30 bis 40,000 Thalern.

So umgiebt denn sämmtliche Marschländer, viele Meilen weit, der Deich mit all seinen Schleusen. Hunderte von Thüren lassen ruhig und ungehindert das Binnenwasser in's Meer fließen und schließen sich zweimal jedes Tages mit dumpfem Gekrache, wenn die Fluth heranschwillt.

---

## Die Sturmfluthen.

Die Geschichte des Friesenvolkes, so weit zurück wir sie verfolgen können, ist eine einzige Kette unsäglicher Kämpfe und

namenloser Leiden, wie wir sie in solchem Maße bei keinem andern Volke wiederfinden werden.

Wo es auch seine Wohnungen aufgeschlagen, ob am Zuydersee, am Dollart oder am Busen der Jahde, ob im Stedinger- oder Butjahdingerland, in Osterstade, im Lande Wursten und weiter an der Nordsee bis hinauf zu Jütlands Küste: was seine Chroniken melden, ist ein ewiges Siegen und Erliegen, ein grausiges Ringen und Kämpfen ohne Ende; hier mit den Fluthen um den theueren Heimathsboden, um Existenz, um Hof und Heerd, um Weib und Kind; dort um seine Freiheit und sein gutes Recht mit hochmüthigen Fürsten, kriegerischem Adel und den mächtigen herrsch- und habsüchtigen bremischen Erzbischöfen.

Es ist herkömmlich geworden, den Muth der Vesuvnachbarn anzustaunen, welche ohne Furcht, wenn kaum der alte Feuerspeier, der soeben ihre Hütten, Felder und Weinberge zerstörte, ausgetobt hat, immer und immer wieder an seinem Fuße ihre Wohnungen bauen und von Neuem zu säen und zu pflanzen beginnen in dieser gefährlichen Nachbarschaft. Allein was sind solche Gefahren gegen das namenlose Elend, welches das Friesenvolk seit so vielen Jahrhunderten erduldete! Was sind einzelne Vesuvausbrüche, die dann und wann nach langen Zwischenräumen einige von ihren Bewohnern meistens schon verlassene Dörfer und Flecken zerstören und ein paar hundert Morgen Landes begraben, — was sind sie gegen die ungeheuren Sturmfluthen, deren das Volk der Friesen so viele in seinen Annalen aufzuweisen hat; — Sturmfluthen, von denen eine einzige oft 20 bis 30 Dörfer vom Erdboden verschwinden ließ, meilenlange reiche Landstriche in ödes Watt verwandelte, vielen Tausenden wackerer Menschen das Leben raubte, die kostbarsten Schleusen und Deichanlagen in wenigen Stunden vernichtete und ganzen Küstenstrichen nicht selten eine andere Gestält gab!

Und dennoch trotz alledem und alledem verließen sie nicht ihre vielbedrängte, fluthenumtoste Heimath! Nie wanderten sie in sichere höher gelegene Gegenden, sondern immer und immer kehrten sie

zurück, sowie sich nur das Wasser verlaufen, und suchten wieder die zerwühlten, kaum mehr kenntlichen Plätze, wo ihre Wohnungen gestanden hatten, begannen von Neuem ihre verwüsteten Felder zu bestellen und von Neuem die hundertmal zerrissenen Deiche zu bauen, wohl wissend, daß schon der nächste Tag ein gleiches Elend bringen konnte.

Nein gewiß, in gleicher Weise hat kein Volk der Erde gelitten und gestritten, mit so rührender Liebe und Treue keines seiner Heimath angehangen! Eine derartige tausendjährige Leidensgeschichte mußte ihm endlich das tiefste Gepräge aufdrücken.

Ein Blick auf die Karte genügt, die Zerrissenheit der ganzen Küste, von der Schelde bis Jütland, darzuthun. Wie früher gesagt, man kann dreist annehmen, daß noch zur Zeit Karls des Großen das Land der Friesen das Doppelte an Umfang hielt als ihr jetziges Gebiet. Was heute noch übrig ist, sind nur die Trümmer des großen Ganzen; jene Inseln, die sich in langer, nur von Weser und Elbe unterbrochener Reihe an der ganzen Küste hinziehen, sind ärmliche dünengeschützte Brocken, welche sich oben erhielten, als ringsum soviel schönes Land in die Fluthen sank. Und hier und da wühlten die Wogen noch tiefe Meerbusen in's Land, als wollten sie gierig bis zum Herzen Deutschlands vordringen. Der Zuydersee, das jetzt wieder nach vielen hundert Jahren trocken gelegte Harlemer Meer, der Dollart, der Jahdebusen: Alles was dort die trübe salzige Meerfluth bedeckt, war einst Land voller Fluren und Saatfelder, voller Dörfer, Kirchen und Klöster, und belebt mit einer kernigen, wackeren Bevölkerung.

Die unbedeutende Landgewinnung in den letzten Jahrhunderten, die paar eingedeichten, mühsam erworbenen Polder sind ein kläglicher Ersatz gegen so viel Versunkenes. Auch an jenen Inselbrocken nagen fort und fort die Fluthen und werden sie allmählig sämmtlich ihrem Untergange zuführen, dem einige von ihnen schon längst anheim gefallen sind.

„Weit aus in der See“, meldet Adam von Bremen, „liegt die

Insel Farria, wo Bischof Eilbert (im 11. Jahrhundert) das erste Kloster baute, denn die Insel ist sehr fruchtbar, sehr reich an Korn und hat viel Geflügel und Vieh. Es ist nur ein Berg da, aber keine Bäume, und ringsum liegen viele böse Felsenriffe; nur an einer Stelle kann man landen, wo auch frisches Wasser ist."

Längst ist diese fruchtbare, vieh- und kornreiche Insel verschwunden. Bloß die Bergklippe ragt noch einsam und kahl mit ihrem zerrissenen, rothen Gestein aus der weiten Wasserwüste. Man nennt sie — Helgoland.

Und vor der Weser lag im 11. Jahrhundert die Insel Mellum und soll ein festes Schloß getragen haben. Das Schloß im Meere ist dahin und die ganze Insel ist dahin! In der einen Stunde ist dort nur graues Fluthengewühl, in der nächsten dehnt sich ödes und weites schweigsames Watt an ihrer Stelle; die Schiffer aber nannten bis zu den jüngsten Tagen das mächtige Balkengerüst, welches sich da erhob, die Baake auf Mellum. Jetzt ragt dort der stattliche bremer Leuchthurm in die Luft.

Noch vor zweihundert Jahren war die Insel Neuwerk fast dreimal so groß als jetzt. Vor Allem leiden heutiges Tags die Inseln und Halligen Nordfrieslands, von denen in jedem Jahrhundert mehrere dem Meere zum Opfer fallen. Wie furchtbar Wangerooge u. A. von den Fluthen zerrissen wird, schilderten in den letzten Jahren alle Zeitungen.

Ohne Zweifel beginnt die Zertrümmerung Frieslands schon in vorgeschichtlichen Tagen, mit dem Durchbruche der Meerenge von Dover und Calais, oder vielmehr mit der im neunten Jahrhundert eintretenden Erweiterung derselben; denn die vom Süden kommenden Fluthwellen, welche vorher nach ihrem weiten Umwege um Schottland und nach dem Anprall gegen Norwegens Felsenwände nur höchst kraftlos die deutsche Küste erreichten, mußten wohl, durch diese neue Pforte zusammengedrängt und hoch aufgestaut, mit verderbenschwangerer Macht auf das unbeschützte Land heranbrausen.

Von den ältesten Sturmfluthen haben wir nur sehr dunkle

Kunde, auch die späteren sind meistens mit wenigen dürren, oft von einander abweichenden Worten aufgezeichnet. Im Munde des Volks haben sich ebenfalls verhältnißmäßig wenig Nachrichten darüber erhalten. Wie vermochte auch das arme Volk alles Elend im Gedächtniß zu bewahren! Man redete und klagte über die eine Fluth so lange, bis die andere kam und das Andenken der Vorgängerin mit erneuter wilder Gewalt fortspülte. Es war ja eine fast ununterbrochene Reihe, aus welcher nur die allerentsetzlichsten durch Jahrhunderte wie dunkle, grausige Schreckbilder hervorragten. Nur von solchen Hauptfluthen, meistens nach dem Heiligennamen des Tages, an dem sie einbrachen, benannt, haben wir etwas bestimmtere Kunde. Ganz sicher aber werden die Nachrichten erst mit Einführung der Reformation; in die von da an überall genau geführten Kirchenbücher verzeichnen die Prediger manche traurige Geschichte.

Die älteste Sturmfluth, von der wir etwas genauere Nachricht besitzen, war 1012. Zugleich erfahren wir vom alten Reimchronisten Rennerus, daß sie zu den ersten Deichen an der Weser Anlaß gab.

De Elve un de Wesserfloth
Sind düsser Tied geworden grot
Und hebben velen Schaden dahn,
Darob is man tho Rade gahn,
Den Wesserdiek to maken u. s. w.

Hernach sagt er davon: „De Elve un de Wesser branden im Norden drei Dage lang. So wurden baben de Mate grot und lehen awer. Do dat Water wedder wegfell, wurden viele dode Lüde gefunden, darvan quam ene grote Pestilenzie.“

Darnach haben wir Kunde von einer großen Fluth im Jahre 1144. Von ihr melden der Mönch Godefried und der friesische Historiker Ubbo Emmias, daß sie fast zwölf Meilen weit in's Land eindrang.

In den Fluthen des 12. und 13. Jahrhunderts entstand der Jahdebusen.

1164 verwüstete, wie der Chronist Heinrich berichtet, eine Fluth ganz Nordfriesland. Im Kirchspiel Brunnsbüttel kamen fast alle Menschen ums Leben.

Das Jahr 1216 kostete allein Nordfriesland 10,000 Menschen. Drei Jahre später brach die „Marcellusfluth“ ein, und eben so viele verloren ihr Leben.

1277 war die „Erste Weihnachtsfluth.“ In ihr entstand der Dollart, und 30 Dörfer gingen verloren.

1300 war die „Zweite Marcellusfluth.“ 7600 Menschen ertranken und halb Helgoland wurde fortgerissen.

1362 brauste eine furchtbare Sturmfluth über ganz Friesland hin und verschlang 30 Kirchspiele mit ihren Bewohnern.

Das war die große Mannstränke, wie sie in Chroniken genannt wird.

1373 kam die „Dionysiusfluth.“

Im 15. Jahrhundert waren fünf Fluthen, darunter 1412 die „Cäcilienfluth“, welche 3600, und 1421 eine andere, die 10,000 Menschen kostete.

In den Stürmen der Jahre 1509 und 1511, wo die „Antonifluth“ einbrach, bekam die Jahde ihre heutige Gestalt, und die drei Dörfer Seedik, Dowens und Oberahn wurden ein Raub der Wogen. An das letzte Dorf erinnern die im Meerbusen liegenden „Oberahnischen Felder“, kleine grüne Inseln, welche theils beweidet, theils gemäht werden, und der stille Brückort, der von einer ungeheuren Menge Sumpf- und Seevögel bewohnt ist.

Von allen früheren und späteren Fluthen ragt indeß keine mit so furchtbarer Großartigkeit hervor, als die im Jahre 1570, urplötzlich mitten in dunkler, stürmischer Nacht einbrechende Allerheiligenfluth. Namenlos war das Elend, das sie brachte. Von Holland bis Jütland wurde Alles in wenigen Stunden eine einzige wilde Wasserwüste; kein Deich widerstand, kein Dorf blieb verschont, keine Wurth blieb trocken, und man nahm an, daß in ihren Wogen mehr als 100,000 Menschen ihr Grab gefunden hätten. Vom Butjahdingerlande weiß man, daß allein hier über 4000 Menschen ertranken. Noch lange nachher lag eine Menge Land unbenutzt und

verwildert, weil die Hände fehlten, es zu bebauen. Im nämlichen Jahrhundert ging noch dreimal das gierige Meer über's Land.

Dreizehn Sturmfluthen ereigneten sich im 17. Jahrhundert, doch sind nur drei wahrhaft bedeutend; die von 1634, dann die Fastnachtsfluth von 1648 und die Catharinenfluth von 1685. Von dieser litten die Marschen am rechten Weserufer am meisten. Osterstade lag drei Jahre lang offen und drohte eine öde Sumpfebene, die nur Binsen und Rohr trug, zu werden; — so waren die Deiche zerstört und fortgespült. Zum Andenken an diese Fluth beging man noch bis zum Anfange des jetzigen Jahrhunderts den Catharinentag (den 25. November) mit einer kirchlichen Gedächtnißfeier.

Für Nordfriesland brachte die von 1634 das meiste Elend. 15,000 Menschen ertranken, 50,000 Stück Vieh gingen verloren, 30 Mühlen und 6 Kirchen stürzten zusammen, und tiefe Armuth kam über's Land.

Noch muß ich einer höchst merkwürdigen Fluth desselben Jahrhunderts erwähnen, der Sommerfluth im Jahre 1630, bei der ebenfalls die Wesermarschen sehr litten. Mitten im Sommer an einem schönen Tage, kam still und harmlos das Wasser, stieg höher und höher, überströmte und zerriß bald den Deich, verdarb alles Korn und zog sich dann ruhig und friedlich, wie es gekommen war, in sein altes Bett zurück.

Das vorige Jahrhundert hat eigentlich nur eine allgemeine Sturmfluth aufzuweisen, aber eine ganz entsetzliche, die Weihnachtsfluth des Jahres 1717. Gerade am heiligen Christabend, nachdem schon Tage lang ein furchtbarer Sturm aus Westen geweht, der ungeheure Wassermassen durch den Canal gepeitscht hatte, brach sie über die armen Marschen herein und richtete wieder unbeschreibliches Unglück an. Nicht eine Gegend blieb verschont, namentlich litten die Oldenburger Marschen, und fast in allen Kirchen hängen dort heute noch Gedächtnißtafeln, die aus ihren Kirchspielen manch' grausige Geschichte erzählen. Genau weiß man, daß diese Fluth hier 2471 Menschen und über 4000 Stück Vieh fortspülte,

in Ostfriesland fast die gleiche Zahl und auf der ganzen Nordseeküste über 15,000 Menschen. Auch nach dieser Fluth lag Osterstade wieder zwei Jahre offen; weit und breit waren die Deiche zerstört und die Lasten auf den Ländereien wurden so unerträglich, daß mancher Grundeigenthümer, welcher die Kosten des Deichens nicht erschwingen konnte, nach altem Gebrauch in seine schönsten Ländereien den Spaten steckte. Wer ihn herauszog, übernahm die Deichlasten und ward Besitzer des Landes. Muthige Arbeiter haben manchen Spaten gezogen und dadurch für bessere Zeiten einen Reichthum gegründet, dessen sich jetzt viele Familien in den Marschen zu erfreuen haben.

Das war die letzte große Fluth des vorigen Jahrhunderts, welche über das Friesengebiet hinbrauste. Einzelne Marschen dagegen litten noch öfter. In das arme Nordfriesland brach in jedem der drei folgenden Jahre das Meer ein, und endlich noch zweimal in den fünfziger Jahren. Dann erst trat Ruhe ein, die nun fortdauert bis in unser Jahrhundert.

Nicht mehr als zwei bedeutende Fluthen hat letzteres aufzuweisen, wovon auch nur die im Februar des Jahres 1824 größere Deichbrüche veranlaßte. Nordfriesland mit seinen Inseln und Halligen litt wieder am meisten und büßte abermals 80 Menschenleben ein; ebenso noch andere Marschen. Wohl war diese Sturmnacht schrecklich und verderblich, allein doch nicht zu vergleichen mit dem Elend der Vorzeit, wenn auch die Fluthen höher stiegen als 1717, denn überall waren die Deiche seitdem erhöht und verstärkt worden.

Am 21. October des Jahres 1845 stürmte das Meer noch einmal mit wilder Gewalt gegen die Küsten, aber seine Macht war vergeblich. Diesmal trotzten alle Deiche, welche jetzt indessen auch doppelt so hoch und stark waren, als die von 1717, die Wogen vermochten nur tiefe Höhlungen hineinzuwühlen, und sie oft bis zur Hälfte zu zerreißen und fortzuspülen. Aber eine zweite, unmittelbar darauf folgende Fluth würde alle Deiche zertrümmert und unsägliches Unglück herbeigeführt haben. Das Schick-

sal des Osterstader Dorfes Offenwarden hing bei dieser Fluth an einem einzigen Haare. Der wegen eines Schleusenbaues neu aufgeworfene, noch ganz lockere Deich vor jenem Orte litt schon auf das Höchste. Bereits fingen die hochgeschwollenen, unablässig heranbrausenden Fluthen an, sich oben durch die Deichkappe einen Weg zu bahnen. Die Gefahr hatte den letzten Gipfel erreicht. Eine Kappstürzung war mit jeder Minute vorauszusehen, und dann ein vollendeter Durchbruch unvermeidlich. Da warfen sich die Einwohner des Dorfes, an ihrer Spitze der Ingenieur Schröter, ein Enkel des Astronomen, voll Muth mit ihren Leibern auf die Deichkappe. Jeder einen Bündel Stroh vor sich, lagen sie hier so lange im Sturm und Wogendrang, bis das Wasser gefallen und die Noth vorüber war. So retteten sie mit Gefahr ihres Lebens und unter der unsäglichsten Anstrengung ihr Heimathsdorf.

Mag es mit dieser kurz zusammengedrängten Aufführung der bedeutendsten und verderblichsten der Fluthen genug sein. Wer einen tieferen Blick in all das Elend der Vorzeit zu werfen wünscht, der lese „Die Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen“ von Clement (Kiel 1845). Man wird das Buch nicht ohne ein tief ernstes, wehmüthiges Gefühl, nicht ohne lebhafte Bewunderung für solch' ein Volk aus der Hand legen. Mag auch die eigenthümliche Schreibart anfangs etwas befremden, die Wahrheit, das tiefe Gefühl sprechen aus jedem Worte.

„Die Geschichte der Wasserfluthen“, heißt es da z. B., „ist ein großer Theil unserer Lebenszeit. Sie stellt uns dar, wie dem Volke der Friesen, Deutschlands Ehrenvolke, das so harten Kampf mit Gott gekämpfet, nach und nach die See den geliebten Boden hier genommen, dort zertrümmert, wie es vorgebaut und nachgemühet, fortgelebt und fortgelitten Jahrtausende, nimmer müde, nimmer sicher, nimmer fertig unter Strom und Sturm, Eis und Wogen ewig bedroht, ewig verfolgt, von Morgen und von Abend; wie es seine Erde mit den Menschen verloren im Abgrunde der

See; wie sie hinabgesunken lebendig oder in den Todtenhügeln schon ruhend, die Freunde des Vaterlandes alle, deren Art man nicht mehr kennt; wie es Gott geschlagen ohne zu murren, ohne zu fliehen von der Mutterbrust der schrecklichen und doch heiß von ihr geliebten; wie es geklebt und festgehalten an dem mächtigen Wesen: Heimath; wie es einerseits mit seinem eigenen Elemente, dem allmächtigsten gekämpfet, während andererseits mit gekrönten Häuptern und deren Knechten, welche kamen von Mittag und von Morgen und von Mitternacht, um dies eigenthümliche Volk zu vertilgen. Aber von politischer Gewalt kann es nimmer ganz vertilget werden, so zäh ist der echte Geist der Friesen. Erst wenn das Meer alle Niederungen an seinen Rändern verschlungen, hat dies Geschlecht ein Ende."

„Von Fürstenmacht, die es zu lieben gar keine Ursache hat, ist es getreten und vom Meere zerschnitten worden, wie eine Amphibie zertreten und zerschnitten wird, doch wenn auch in Stücken, es lebt fort in unverwüstlicher Natur, wie die zerhackte Amphibie, deren getrenntes Leben, so spricht die Volkssage, sich noch rühret, bis die Sonne untergeht." —

---

Dicht an der innern Seite der Deiche, gefüllt mit klarer Fluth und Wasserpflanzen, sieht man wohl hie und da stille, runde, rohrumkränzte Kolke, in den Marschen meistens Bracken genannt. — Das sind die Denkmale, welche einst die wilden Sturmfluthen sich selbst geschaffen haben, als sie durch die gesprengte Deichbresche donnerten und hier tief sich in den Boden wühlten. —

Jetzt bieten solche Wasserbecken nur Bilder des tiefsten Naturfriedens dar. Das hohe Schilf nickt und flüstert leise, braune Rohrkolben und purpurne Butomus-Dolden heben ihre Häupter daraus hervor, blühende Wasseraloen und Nymphäen schwimmen auf klarer Fluth, indeß am Ufer die scheue nächtliche Fischotter haust oder das Wasserhuhn nistet, tief im Grunde aber bejahrte mächtige Schleien und Karauschen, braune Schlammpeizger

und gefleckte Wassersalamander zwischen den schwarzen Blutegeln und Wasserkäfern lautlos hierhin und dorthin schleichen.

---

## Das Klima der Marschen.

Die unmittelbare Nähe des Meeres und der großen Ströme, die niedere, ebene Lage und die Menge der Binnenkanäle und Gräben machen die Marschen wohl zu den allfruchtbarsten, aber auch nebligsten und regenreichsten Landstrichen Deutschlands. Werden überhaupt nach den bis jetzt gemachten meteorologischen Beobachtungen durchschnittlich für das ebene nordwestliche Deutschland im Jahre eine Zahl von 176 eigentlichen Regentagen und eine jährliche Regenmenge von 23 Zoll angenommen, so wird von dieser Durchschnittsannahme doch sicherlich das Maximum der Regenmasse auf die Küstenstriche und also auch auf die Marschen fallen.

Den größten Theil des Jahres wölbt sich ein grauer wolkenumzogener Himmel über den Marschländern, ein trüber, kalter Nebel bedeckt oft Tage lang die weiten Fluren, und häufig strömt ganze Monate hindurch mit Ausnahme kurzer Pausen, der Regen hernieder. Namentlich sind Mai, Juli, August, October und November oft völlige Regenzeiten; dagegen März, Juni, September und Januar durchgehends die heitersten und beständigsten Monate. Nie steigt aber im Winter die Kälte zu der gleichen Höhe, wie im oberen Deutschland, wo schon reinere Bergluft weht, und 18—20 Grad Kälte (Reaumur) gehören zu den Seltenheiten. Im Frühlinge, ja oft an den wärmsten Tagen und bei dem reinsten und sonnigsten blauen Himmel, wälzt sich plötzlich aus Westen ein schwerer, grauer Seenebel daher, welcher Alles mit seinem kalten Hauch durchschauert. Die Sonne verliert ihren Glanz und ihre Wärme, die Vögel verstummen, grau und leblos wird Alles und die ganze Natur ist auf einmal so still, so ernst und finster geworden, als sie noch vor wenigen Minuten freundlich und sonnig war. Eine unbestreitbare Einwirkung auf dies

kühlere Klima haben auch die Fluthwellen. So weit ihre Strömungen in die Flüsse hinaufgehen, ist immer die Temperatur im Sommer niedriger und im Winter höher, als über diese Grenze hinaus. An heißen Sommertagen erhebt sich sofort eine kühle Brise, wenn die Fluth kommt, und im Frühling ist die Natur hier immer um einige Tage weiter zurück, als höher hinauf. —

Selbst aber wenn das Meer seine Nebel nicht sendet, ist im Frühling die Luft stets mit Dünsten angefüllt, die aus dem feuchten und von den warmen Sonnenstrahlen berührten Boden emporsteigen, und selten so klar, daß man mehrere Stunden weit sehen kann.

Niemandem muß diese dunstvolle Atmosphäre mehr auffallen als Dem, der den deutschen Süden, z. B. die baierische Hochebene, oder gar die Alpen selbst zu seiner Heimath zählt. Während dort Gegenstände, z. B. Felswände, Wälder, Häuser, Thürme u. s. w., in einer Entfernung von mehreren Meilen oft noch auf's Reinste ihren Localton zeigen, genügt in den Marschen oft schon der Zwischenraum einer Wegstunde, um Alles bläulich oder grau abgetont erscheinen zu lassen, und nur der September läßt auch hier die Landschaft in vollen Farben sehen. Meistens kommt es Dem, der in leichter und reiner Bergluft aufgewachsen ist, vor, als ob unsere Luft sich fast mit Händen greifen ließe.

Dieser starke, bläuliche Duft, der sich oft den ganzen Tag Tag hindurch auf Land und Meer lagert, ist ein Hauptmerkmal unserer Marschen; in ihm haben wir die Hauptursache der bei uns herrschenden Krankheiten zu suchen. Namentlich die Seemarschen, wie das Land Wursten, das Butjahdinger-Jeverland, deren Boden reichlich mit Salpeter, Natron, Schwefelwasserstoffgas und animalischen Theilen geschwängert ist, hauchen wahrhaft seuchenbringende Dünste aus. Es zeigen sich dann die heftigen und hartnäckigen Gallen- und Wechselfieber, von welchen letzteren die drei- und viertägigen die allergefährlichsten und langwierigsten sind, und nur allzu häufig mit dem Tode durch Auszehrung enden. Der

Marschbewohner nennt jene verderbenbringenden Dünste „die salze Luft“.

In den nördlichen Marschen ist es sogar schon gefährlich, im Frühling, und sei es auch nur eine Stunde, sich an der bloßen Erde zu lagern. Große Mattigkeit, Schwere und Uebelkeit, dumpfe Betäubung, Kopfweh und oft ein plötzliches Schwellen des Gesichts sind die augenblicklichen, noch leichtesten Folgen davon, und man kann froh sein, wenn nicht ein hartnäckiges Marschfieber nachschleicht.

Die Feldarbeiter in solchen Gegenden legen sich deßhalb niemals nieder, ohne vorher sorgfältig ihre Jacke oder etwas Stroh unter das Haupt zu schieben; fremde Wanderer aber müssen oft für ihre Unvorsichtigkeit büßen.

Die Flußmarschen, z. B. Osterstade, das Land Wührden, das Stedinger- und Stadtland, das alte Land und das Land Kehdingen, sind ungleich gesünder und von den oben erwähnten Krankheiten seltener geplagt; allein nach der Sturmfluth des Jahres 1824, wobei durch die Deichbrüche salziges Wasser in's Land kam und steigend wurde, brachen überall auch hier die hartnäckigsten Marschfieber aus, welche erst nach Jahren wieder verschwanden.

Obgleich Einheimische weit weniger von den Einflüssen des ungesunden Klimas zu leiden haben als Fremde, die meist früher oder später dem Marschfieber zur Beute werden, so ist doch auch unter den Eingebornen, insbesondere den der nördlichsten Marschen, nach genauen statistischen Beobachtungen, die Anzahl der Opfer verhältnißmäßig fast noch einmal so groß, als in dem übrigen Norddeutschland. Erkrankten doch allein im Oldenburgischen Amt Burhave im Sommer 1846 von 5200 Einwohnern 2940 Menschen am Gallen- und Wechselfieber, und im Amte Tettens (Jeverland) in demselben Sommer von 4230 Einwohnern an gleichen Fiebern über 3000, davon 147 erlagen. Und das Alles sind nur die Fälle, welche angezeigt und bekannt wurden, wie mancher mag ganz im Stillen seine Fieberanfälle getragen

haben. So viel aber ist gewiß, daß zu einigen Zeiten in jenen Gegenden oft nur ein Fünftel der Bevölkerung als gesund zu betrachten ist.

Ein Alter von 70 bis 80 Jahren gehört in einigen Marschen zu den Seltenheiten, und der Fremde ist sonderbar überrascht, wenn er in manchen Jahren Sonntags in den Kirchen oft ein Drittel der Anwesenden in schwarzen Trauerkleidern erblickt: dann ist jener Würgengel durch's Land gegangen.

Und doch ist eine reine Feuchtigkeit das eigentliche Element des Marschbewohners, der eine wahre Amphibiennatur besitzt. Je rauher und stürmischer die Witterung ist, je mehr Nebel und Regen den Himmel verdunkelt, desto wohler und gesunder befindet er sich. Lang anhaltende Trockenheit aber, und namentlich im Winter scharfer Ostwind mit Frost ohne Schnee, bringen sogleich überall Krankheitsfälle hervor.

Auf der unmittelbar an die Marschen grenzenden Geest dagegen findet, wie aufmerksame Beobachtungen der Aerzte bewiesen haben, gerade der umgekehrte Fall statt. —

## Die Luftspiegelung in den Marschen.

Die schönste und interessanteste Erscheinung, welche die dunstgeschwängerte Atmosphäre der Marschländer verursacht, und zugleich wohl die wunderbarste Eigenthümlichkeit derselben sind die Luftspiegelungen. Diese auffallende Art der Strahlenbrechung, die noch immer nicht hinreichend von den Gelehrten erklärt ist, sieht man nirgends so häufig, so anhaltend und deutlich als in den Marschen, wo sie sich meistens in folgender Gestalt darstellt.

Wenn Morgens, namentlich an heiteren, warmen Tagen, die Nebel von der weiten Ebene empor geschwebt sind, und die höher gestiegene Sonne die untersten Luftschichten erwärmt hat, glaubt man plötzlich die weite grüne Ebene, in der Entfernung von einer Stunde, durch eine mächtige Ueberschwemmung oder einen großen

stillen See begrenzt zu sehen. Die über diese Grenze hinausliegenden Gegenstände, wie z. B. Bäume, Häuser und Thurmspitzen, erscheinen, als lägen sie auf Inseln und zeigen ihr verkehrtes Spiegelbild in der stillen, klaren Fläche ganz so, wie es wirklich der Fall wäre, wenn sie an einem ruhigen Landsee lägen. Nähert man sich, so rückt auch die Erscheinung weiter, die vorher wie auf dem Wasser schwimmenden Gegenstände treten hervor, und die Täuschung erneuert sich nun für eine andere Gegend.

Die ganze seltsame Erscheinung ist so wunderbar täuschend, daß der fremde Reisende, der in der festen Meinung, einen Landsee mit vielen Inseln vor sich zu haben, darauf zugeht, auf das Höchste überrascht und erstaunt ist, wenn er das ganze Trugbild sich plötzlich in Duft auflösen oder zurückweichen sieht. —

Wer denkt hier nicht an die zauberische Fata Morgana bei Reggio's Küste, an die arktischen Meerspiegelungen, oder an das Trugbild der afrikanischen Wüsten, das dem vor Durst verschmachtenden Karawanenpilger auf einmal von fern eine klare Wasserfläche zeigt, die aber, wenn er vor unendlicher Freude jubelnd hineilt, seine trockene, lechzende Zunge zu erfrischen, in bloßen trügerischen Duft verschwimmt und den armen grausam Getäuschten in dumpfer Verzweiflung stehen läßt.

Durch dieselbe Erscheinung, wie die in unseren Marschen, wurden die Franzosen öfter bei der ägyptischen Expedition in den nördlichen Nilebenen getäuscht. Und auch dort wie hier sind Marschländer.

Beim Auf- und Untergang der Sonne bemerkt man niemals dies Phänomen, sondern es beginnt gewöhnlich erst gegen 10 Uhr Morgens. An warmen dunstigen, aber von hellem Sonnenschein begleiteten und durchaus stillen Frühlingstagen ist die Erscheinung am schönsten und dann oft viele Tage hindurch sich wiederholend, seltener im Spätsommer und Herbst. Im Winter zeigt sie sich niemals.

Auch auf der Wasserfläche der Ströme und des Meeres stellt sie sich bei warmem stillen Wetter dar. Alle dahinter befindlichen Gegenstände scheinen alsdann über dem Wasserhorizont hoch und

frei in der Luft zu schweben und zeigen sich auch hier mit ihren nach unten gekehrten Spiegelbildern.

Während diese wunderbare Erscheinung den Fremden mit freudiger Bewunderung erfüllt, ist sie dem Marschbewohner so etwas Gemeines und Alltägliches, daß er sie kaum eines aufmerksamen Blickes würdigt; aber er liebt sie, weil sie auf beständiges, gutes Wetter deuten soll.

Auf die oben geschilderte Weise stellt sich die Luftspiegelung für gewöhnlich dar; aber die Marschländer bieten, wiewohl seltener, noch ganz andere und viel seltsamere Wirkungen der Strahlenbrechung. Ferne und weit außer dem Gesichtskreis liegende Gegenstände treten plötzlich nah und deutlich vor's Auge, bald in natürlicher Größe und Lage, bald aber auch breit entweder zusammengedrückt oder in die Länge gezogen und vergrößert, ja zuweilen sogar auf dem Kopf stehend oder auf das wunderlichste verschoben.

Der berühmte Physiker und Mechaniker Brandes*), welcher selbst die Marschen zur Heimath hatte, giebt in seinem Buche: „Beobachtungen und Untersuchungen über Strahlenbrechung" viele interessante Bemerkungen über diese Luftspiegelungen der Marschländer, welche dem großen Publikum weit weniger bekannt sind, als sie es verdienen.

So erzählt er in demselben von seinem Aufenthalte im Butjadingerlande und auf der Insel Neuwerk unter Anderm Folgendes:

„Mein dortiger Wohnort lag nahe am großen Meerbusen der Jahde, dessen jenseitiges Ufer theils eine halbe Meile entfernt war, theils sich bis drei Meilen jenseits des Wassers hinzog. Bei dem gewöhnlichen Zustande der Luft sah man hier Bäume, Dörfer und Kirchthürme des jenseitigen Ufers in ihrer natürlichen Gestalt und erblickte wenig von dem, was tiefer im Lande lag, weil in dem ganz ebenen Lande entferntere Gegenstände hinter den

*) Er war, ehe er die Professur der Physik in Breslau und später in Leipzig begleitete, Wasserbauconducteur im Oldenburgischen.

näheren versteckt blieben. Aber an heiteren Frühlings- oder Sommerabenden, wenn die Luft nach einem sehr warmen Tage ganz still war, zeigten sich diese Gegenstände in einer ganz andern Gestalt; die am Ufer liegenden Häuser schienen zusammengedrückt, oft so niedrig, daß man sie nur mit Mühe erkannte, aber das ganze dahinter liegende Land mit seinen Dörfern, Häusern und Bäumen war oberhalb jener nächsten Gegenstände zu sehen, gerade als ob das Auge von einer großen Höhe auf eine Ebene herabsähe, oder das ganze flache Land sich als ein Theil einer hohlen Kugel in größerer Entfernung emporhöbe. Dörfer hinter Dörfern wurden viele Meilen weit sichtbar. Sobald sich aber ein frischer Wind erhob, waren alle diese Erscheinungen verschwunden und das alte wohlbekannte Ufer lag wieder deutlich da, ohne daß auch nur eine Spur von dem zurückblieb, was noch eben so fremd und täuschend dem Auge vorgeschwebt hatte.

Auf der Insel Neuwerk (wo Brandes, unser Weltmann, die Leitung der Wasserbauten im Jahre 1794 hatte) waren diese Erscheinungen dadurch noch ausgezeichneter, daß man die, sieben Meilen entfernte, sonst vermöge der Krümmung der Erde unsichtbare Insel Helgoland sah, und zwar nicht blos den hohen Felsen, sondern auch die kleine, wenig über die Meeresfläche erhabene, niedrige Insel und das sie umgebende Meer selbst, und zwar oft mit ausgezeichneter Deutlichkeit. Diese Phänomene, wo sehr entfernte, sonst unsichtbare Gegenstände zu Gesicht kommen und andere oberwärts ein umgekehrtes, auch wohl zwiefaches Bild über sich haben, bemerkte man nur an schwülen, gewitterhaften Tagen und meistens erst gegen Abend, dagegen stellte sich an kühleren Sommertagen eine ganz andere Erscheinung dar. Man sah alsdann die Gegenstände jenseits des Wassers in ihrer natürlichen Gestalt, aber sie schienen oberhalb des Wasserhorizontes in der Luft zu schweben, und wenn man sie mit dem Fernrohre genau betrachtete, so sah man, daß der Gegenstand zwar in seiner natürlichen Gestalt erschien, aber unterhalb sich wie gespiegelt zeigte,

so daß das umgekehrte Bild des Gegenstandes, seine untere Seite unmittelbar berührend, gesehen wurde."

---

## Der Marschenboden.

Man würde sehr irren, wenn man sich die Marscherde als eine gleichmäßige, gewisse Erdart denken wollte. Die Marschen, und selbst einzelne derselben, besitzen oft eine eben so große Verschiedenheit des Bodens wie andere Länder, wenn auch dieser Unterschied der Erdarten nicht immer an der Oberfläche liegt und sofort in die Augen fällt. Eine Marsch ist nicht allein durch ihr leichteres oder schwereres Erdreich von der andern verschieden, sondern man braucht oft nur eine halbe Stunde weit zu gehen, um schon auf diesem Wege den verschiedenartigsten Boden zu treffen. Hier ist das Erdreich thonig, dort sandig und weiter hin vielleicht kalkig, in diesem Striche von höchster, kaum erschöpfbarer Fruchtbarkeit, in jenem mager und nur schlechtes, hartes Gras hervorbringend; und der Marschbauer unterscheidet ohne alle chemischen Kenntnisse recht gut die Güte dieses Stück Landes von jenem, das vielleicht nahe daran liegt.

Aber noch verschiedenartiger und schroffer von einander gesondert treffen wir, wenn wir in die Tiefe gehen, die Erdarten, bei deren Vorkommen uns die wunderbarsten und dunkelsten Räthsel entgegentreten, deren völlige Lösung, wer weiß es, welcher Zeit vorbehalten ist. Noch wunderbarer wird diese Schichtung der verschiedenen Erdarten dadurch, daß diese nur im älteren Marschlande stattfindet; wogegen der Boden, den man in letzter Zeit dem Meere abgewonnen, z. B. jene Polde Ostfrieslands und Groden Oldenburgs, fast immer ein durchaus gleichmäßiges Erdreich besitzt.

Thon ist indessen in allen Marschen die vorherrschende Bodenart, sei er nun in verschiedener Lage oder Tiefe mehr oder weniger mit Sand, Kalk, Humus oder anderen Gegenständen vermischt; er fehlt wenigstens nirgends gänzlich.

Im Allgemeinen lassen sich in den Marschen fünf hervorstechende Erdarten annehmen, die in mächtigeren oder dünneren Lagen und durchschnittlich in folgender Ordnung aufeinander geschichtet sind.

Die allerooberste Schicht bildet natürlich Humuserde, auch Damm- oder Bauerde genannt. Sie besteht aus einem Gemisch von Thon, Sand und einer Menge ganz oder halb verwester Pflanzentheile, welche derselben die große Fruchtbarkeit verleihen. Im trocknen Zustande ist sie bräunlichgrau und von ziemlich heller Farbe, naß dagegen tief dunkelgrau, beinahe schwarz. Je nachdem in diesem Boden der Thon oder der Sand überwiegend ist, bezeichnet man ihn als schwerer oder leichter. Doch bezieht sich diese Benennung nur auf die Bearbeitung des Bodens, welche allerdings durch Vorherrschen des Thones erschwert und durch das des Sandes dagegen erleichtert wird. Sonst ist dem specifischen Gewichte nach Sandboden schwerer als Thonboden, und überhaupt der Sand stets der schwerste Theil aller Ackererden. Doch fällt es Keinem ein, den Marschboden nach seinem specifischen Gewichte leicht oder schwer zu nennen. Schwer ist daher gleichbedeutend mit bindig, zähe und steif.

Nicht in allen Gegenden ist die Bauerde von gleicher Tiefe. Während sie an dieser Stelle kaum eine Handbreit Dicke besitzt, ist sie an jener vielleicht mehrere Fuß mächtig, doch selten über 4—5 Fuß, nur in den neuen Groden und Poldern ist sie von bedeutender Mächtigkeit. Den schwersten Boden finden wir im nördlichen Osterstade, im Vilande, im südlichen Lande Wursten und Kehdingen, dann im Stad- und dem südlichen Butjadinger Lande. In allen diesen Distrikten ist daher meistens die Viehzucht gegen den Ackerbau vorwiegend. Leichteren sandigeren Boden besitzen dagegen das südliche Osterstade, das nödliche Wursten, das Land Hadeln, das alte Land und von den oldenburgischen Marschen das nördliche Butjadinger- und Jeverland. Hier herrscht aus leicht erklärlichen Ursachen überall der Ackerbau vor.

Fast unmittelbar unter der Bauerde findet sich der sogenannte

Knick oder Stört, eine harte, bröckliche, dunkelbraune und viel Eisen-Oxyd-Oxydul enthaltende Erdart. Sie ist die schlechteste von allen, fast ganz untauglich und es bedarf langer Zeit und großer Mühe, wenn sie an die Oberfläche gebracht ist, dieselbe nur einigermaßen zum Ackerbau tauglich zu machen. Daher hütet man sich fast ängstlich mit dem Pfluge den Knick aufzurühren, und dort geht diese eisenhaltige Erde in wirkliches Rasenerz über, ist indeß immer die dünnste Bodenschicht und nur sehr selten kommt sie über einen Fuß mächtig vor.

Nun folgt ein großes Thonlager oft mit feinem Sande vermischt, oft aber auch so rein, daß sich die Erde im feuchten Zustande fett und schmierig fast wie Seife anfühlen läßt. Bald ist sie heller bald dunkler, grau, oft auch von schwarzblauer Farbe, modrigem Geruche und dann meistens alten Humus mit sich führend. Wo sie recht zäh und bindig auftritt, wird sie in einigen Gegenden Dwa oder Dwo genannt. Anfangs ist sie ziemlich unfruchtbar, erst wenn sie längere Zeit den Wirkungen der Luft und Sonne ausgesetzt ist und namentlich, wenn sie mit Sand und Kalktheilen vermischt ist, wird sie milder und zur Acker- und Gartencultur tauglich. Zum Deichbau ist sie indeß vortrefflich und bietet namentlich das Material zur Ziegelfabrikation in den Marschen. —

Die obigen drei Erdschichten treffen wir überall; nun aber kommen zwei Schichten, die nur gewissen Gegenden angehören und auch hier nur in bestimmt abgegrenzten Lagern von verschiedener Mächtigkeit, nicht aber gleichmäßig ausgebreitet wie die vorigen, und endlich niemals zusammen vorkommen. Diese sind die kohlensaure Kalkerde und der Darg.

Betrachten wir die erstere. Eingebettet in den reinen Thonboden meistens 4 — 6 Fuß unter der Oberfläche treffen wir diese interessante Erdart, wie sie sich als fünf bis acht Fuß mächtiges Lager in einer Breite bis zu einer halben Stunde, aber ungemein lang gestreckt und stets mit dem Flusse in paralleler Richtung dahin zieht, an beiden Enden meistens dünn und spitz ausgehend.

Sie besteht aus einem Gemisch von Thon, feinem Sande, aber vorzüglich aus kohlensaurem Kalk, der mitunter fast allein herrscht. Im feuchten Zustande ist die Erde bläulich grau, getrocknet aber hellgrau, und je mehr Kalk darin ist, desto weißer. Außerdem enthält sie, zwar im geringen Maaße, noch Kiesel, Schwefel und einiges Andere.

Im Stedingerlande, Osterstade und Wörden tritt sie nur in unbedeutenden Spuren auf. Im Butjadingerlande aber wie im Lande Wursten, Hadeln und den holsteinischen Elbmarschen erscheint sie in großer Mächtigkeit und Fülle und spielt im Ackerbau dieser Gegenden eine bedeutende Rolle. Man bringt sie nämlich nach Art des Mergels nach oben und vermischt mit ihr die Ackerkrumen, wodurch dem erschöpften Boden eine neue Güte und Fruchtbarkeit gegeben wird, namentlich, wenn man noch einen auch nur geringen Theil thierischen Düngers hinzusetzt. Man nennt ein solches Verfahren verschieden: im Oldenburgischen heißt es „Wühlen", im Lande Wursten und Hadeln „Kuhlen", in Holstein und Schleswig „Kleien" oder „Wallpiepen", und auch die Erde darnach „Wühl-, Kuhl- oder Pieperde". — Bei Beschreibung der einzelnen Marschen mag auch das Verfahren umständlicher besprochen werden, darum hier nur noch ein paar Worte über die Entstehung dieser Schicht.

Es treten uns bei dieser Frage eigenthümliche Räthsel entgegen. Einige der Schichten namentlich, die im Lande Hadeln vorkommen, dürfen wir ruhig und mit Sicherheit als einstige große Muschelbänke bezeichnen; denn das ganze Lager sitzt noch voll Schalen, namentlich der Gattung Cardium, Mactra und Meja, dieselben Arten und in derselben Weise gelagert, wie wir sie in zahlloser Masse noch heutigen Tags auf den Watten finden. Theils sind die Schalen noch wohlerhalten und kennbar, theils in kleinen Trümmern, theils aber auch im Laufe der Jahrhunderte gänzlich zu einer unorganischen Kalkmasse zerfallen. Genug, ihr Ursprung ist keinem Zweifel mehr unterworfen, und würden die großen

lebenden Muschel- und Austernbänke der Nordsee plötzlich trocken und mit Erde bedeckt, so dürften sie sicherlich nach einem Jahrtausend ganz dieselbe Wühl- oder Kuhlerde geworden sein.

Anders ist es aber mit vielen Schichten im Lande Wursten und vorzugsweise im Butjadingerlande. In ihnen findet sich kaum eine Spur von Muscheln, dagegen bestehen einige, nach Ehrenbergs kürzlich angestellter mikroskopischer Untersuchung, fast ganz aus den Panzern von Meeresinfusorien, aus kohlensaurem Kalk gebildet, während dagegen in andern die Kieselpflanzen der Süßwasserinfusorien vorherrschen. Chemische Untersuchungen wiesen in den Schichten aus Meeresinfusorien zugleich einen gewissen Gehalt von Schwefel nach, den die Schicht der Kieselpanzer nicht enthielt. Diese letztere wird nie nach oben gebracht, da man sie für gänzlich unfruchtbar hält.

Wie kam es nun, daß auf dieser Stelle nur Kieselpanzer, auf jener nur Kalkpanzer sich finden, daß ferner gerade hier genau abgegrenzte Infusorienlager sind, während nahe dabei der Thon kaum Spuren davon zeigt? — Zogen die Thiere auf gewissen Stellen zusammen? Waren es Strömungen, die sie gerade da und nicht dorthin führten? — Lebten sie, als sie sich hier anhäuften, oder wurden nur ihre leeren Panzer und Schalen dahingespült? —

Von allen diesen Fragen ist mit Gewißheit auch noch keine einzige bis jetzt beantwortet, und so ist die Wühl- oder Kuhlerde, wie sie in ökonomischer Hinsicht eine der wichtigsten Erdarten der Marschen ist, in geologischer Beziehung sicherlich die allerinteressanteste. —

Der Darg bildet endlich, da wo er vorkommt, fast immer die letzte Lage, mit dem die Marscherde aufhört. Er besteht aus einer compacten, reich mit schweflichen Theilen durchzogenen dunkelbraunen Schicht von Blättern, Halmen und Wurzeln des gemeinen Rohrs (Phragmites), welche torfartig verwoben, durch gewaltigen Druck fest zusammengepreßt, aber meistens noch völlig erkennbar

sind. Er findet sich in sehr verschiedener Tiefe, oft dicht unter der Oberfläche, oft 30 ja 60 Fuß im Grunde. Durchgängig aber bildet er die allerunterste Schicht und liegt unmittelbar auf dem Grundsande. Getrocknet hat der Darg die größte Aehnlichkeit mit leichtem Torf, brennt auch wie dieser, entwickelt aber beim Brennen einen so unangenehmen schwefligen Geruch, daß man ihn nie zur Feuerung benutzt, und selbst die ärmsten Leute ihn verachten.

Spärlich, unzureichend und oft noch grundfalsch ist, was bis jetzt über diese mächtigen Darglager und ihre Entstehung geschrieben wurde. „Es waren ungeheure Rohrfelder, die von darüber sich lagernden Schlammmassen begraben sind.“ Mit diesen oberflächlichen Worten pflegen die meisten Geognosten der Marschländer den Darg abzufertigen. Wie leichtsinnig und unhaltbar das aber ist, wird auf den ersten Blick klar, wenn man die große Mächtigkeit mancher Schichten betrachtet; denn ein überschüttetes und zusammengepreßtes noch so üppiges Rohrfeld würde doch kaum ein Fuß dickes Lager bilden; auch das ungleiche Vorkommen der Schichten, bald hoch, bald in großer Tiefe, hier völlig wagrecht und gleichmäßig, dort wieder geneigt liegend und an Mächtigkeit an einem Ende das Doppelte als am andern haltend, läßt sich nicht dadurch erklären.

Alles aber wird plötzlich klar und begreiflich, sobald wir uns wieder das Bild, das die Marschen vor einem Jahrtausend darboten, vor Augen stellen.

Da sehen wir von den Dünenhöhen, den jetzigen Hügeln am Geestrande, begrenzt die weiten, menschenleeren Sumpfebenen sich dehnen. Jede Fluth bespült sie, der träge Fluß windet sich in hundert kleinen oder größeren Armen hindurch, eine Menge flacher Inseln bildend; nirgends ein Baum oder auch nur ein Strauch, nirgends Gras und bunte Blumen. — Das einzige Grün dieser fluthenumrauschten Einöde aber waren die mächtigen hohen Rohr- und Binsenfelder, die unabsehbar alles höhere Land umwogten. Kein menschlicher Fuß betrat sie, keine Sense erklang in ihnen,

wenn der Herbst kam; nur ungeheuere Schaaren von Sumpf- und Wasservögeln schwärmten und hausten dort. — War indeß das Jahr zu Ende, dann kamen auf hochgeschwollener Fluth scharfe gewaltige Eisschollen und mähten Alles kahl. Die ungeheueren Massen dieser Binsen und Rohrhalme, die sonst spurlos verwittert wären, trieben nun dicht geballt lange Zeit Strom ab und Strom auf, hierhin und dorthin, lagerten sich zum Theil wie ein Wall an den Inselrändern, füllten oft ganze Flußarme aus und sanken endlich schwer geworden zu Boden, wo sie allmählig höher und immer höher vom abgesetzten Schlamme bedeckt wurden.

Namentlich hatten Weststürme, da vorzugsweise diese von den höchsten Fluthen begleitet sind, sie an die rechten Flußufer getrieben. In den Marschen der linken Weser- und Elbufer z. B. im Butjahdingerlande, im Lande Hadeln und Kehdingen findet sich der Darg nur in höchst unbedeutenden Spuren. Osterstade und Würden so wie die holsteinischen und lauenburgischen Marschstriche besitzen ihn in großer Mächtigkeit.

So lagern nun die Massen hier Jahrhunderte lang tief im Grunde, hoch mit fruchtbarer Erde belastet, selbst aber wunderbar erhalten. Aus einem Stücke Darg kann man oft alle Wurzeln, Stengeln und Blätter herauslösen, ja man sieht auch die feinste Structur an letzteren.

Die Fülle von Schwefelwasserstoffgas in diesem Darg, die ihn zum Brennen untauglich macht, ist auch in vielen Gegenden die Ursache des übelriechenden Trinkwassers. Es gewähren diese längst versunkenen, gewaltigen Rohrmassen ein eigenthümliches Interesse und erinnern lebhaft an die untergegangenen Urwälder unserer Stein- und Braunkohlenlager, ja in der Lettenkohle und im sogenannten Schilfsandsteine, beide Gesteine der Trias-Periode angehörend, haben wir eine völlig analoge Erscheinung und wohl nichts anders als verkohlten und verkieselten Darg vor uns. —

Alle diese vorhin beschriebenen Erdschichten der Marsch liegen indeß nicht immer so regelmäßig und genau nach der Ordnung,

wie ich sie angeführt habe, auf einander. Ich habe nur die Reihenfolge erwähnt, welche durchschnittlich am häufigsten stattfindet. Es kommt jedoch auch sehr oft vor, daß eine oder die andere Schicht gänzlich fehlt, oder äußerst unbedeutend ist, aber auch in verschiedener Tiefe ein oder mehrmal wiederkehrt. —

Durchbohren wir alle diese verschiedenen Erdlagen, so treffen wir endlich eine mächtige, reich von Wasser durchzogene, reine Sandmasse, welche überall die Grundlage der ganzen Marsch bildet und eigentlich nichts weiter ist als eine unterirdische Fortsetzung der Geest. Die Tiefe, in welcher dieser Sand beginnt, ist sehr verschieden. Da, wie schon früher erwähnt, dieses unterirdische Sandland ebensowohl Hügel und Niederungen hat wie das sichtbare, so muß man in den Marschen vielleicht an dieser Stelle über 70—80 Fuß tief graben, um auf Sand zu stoßen und an jener dagegen zu diesem Zwecke kaum 10—12 Fuß, während an einer noch andern Stelle der Sand sogar an die Oberfläche tritt, ja selbst sich oft einige Fuß hoch darüber erhebt.

Je näher der Geest, desto höher liegt natürlich meistens der Sand. Wie mächtig nun diese Sandmassen sind, was unter ihnen liegt, und wie tief man bohren müsse, bis man zum Felsgrunde, dem Gerippe der Erde, dringt, Alles dies ist dunkel und wenig erforscht. Der Marschengeognost braucht es auch nicht zu wissen, er dringt nur durch die Erdschichten bis zum Sande vor, aber Alles, was dann kommt, geht ihn nichts weiter an. —

Ein großer Uebelstand in den meisten Marschen ist der Mangel an gutem Trinkwasser. Die Brunnen müssen oft 60—70 Fuß tief durch alle Erdschichten geführt werden, bis man auf das Sandlager stößt. Hier erst findet sich einigermaßen gutes Wasser, das demungeachtet sehr selten klar und reinschmeckend ist.

Und dennoch können die Bewohner der Gegenden, wo Brunnen möglich sind, sich glücklich preisen. In den nördlichen Marschen wie im Jeverlande, Ostfriesland, Butjadinger und im Lande Wursten findet man in einigen Strichen oft weit und breit keinen

einzigen. In diesen Gegenden ist der Boden so reich an Salztheilen, anderen Orts wieder an Schwefelwasserstoffgas, das sich vorzüglich in der Dargschicht findet, daß alle Versuche, Trinkwasser aus ihm zu erhalten, gänzlich scheiterten. Es war stets trübe, übelriechend, ungesund und vom abscheulichsten Geschmacke. Wo die Geest nahe ist, führt diese noch einiges Wasser herbei, sonst ist man einzig und allein auf Regenwasser angewiesen, das man in Gräben und Cisternen auffängt. Und selbst dieses kann man nicht immer vor den Einwirkungen des Bodens bewahren. Kommt nicht oft frischer Zufluß, so stagnirt es bald, überzieht sich mit einer dicken, farbenschillernden Haut und kann nun vor üblem Geruche und Geschmacke kaum hinunter gewürgt werden. Viele Häuser besitzen daher einen Filtrir-Apparat, in welchem das Wasser sich reinigt, indem es durch mehrere Schichten von Kiessand, zerstoßenen Muschelschalen und Holzkohlen sickert. Dieser leistet durchgängig treffliche Dienste. Im Winter, wenn ein strenger Frost das Wasser in den Gräben und Cisternen gefrieren macht, vor allem aber bei lang anhaltender Dürre eines heißen Sommers steigert sich die Noth in diesen Gegenden oft zu einer wahrhaft betrübenden Höhe. Weit umher ist dann oft kein Glas genießbaren Wassers zu finden, das Vieh rennt vom furchtbarsten Durste geplagt blökend im Felde umher, alle Gräben sind ausgetrocknet oder zu stinkenden Pfützen geworden, alles Wasser in den Cisternen ist faul und trübe und kaum zum Essen und Kochen tauglich. Mehrere Stunden weit wird zwar täglich frisches Wasser auf Wagen angefahren, aber wie wenig ist das bei solchem Mangel!

Endlich kommen noch zu der allgemeinen Noth die verheerenden Sumpf- und Gallenfieber, die herbeigeführt durch Genuß und Ausdünstung des stagnirenden Wassers, wahrhaft pestartig wüthen.

Der Bewohner dieser Marschen kommt zu Zeiten wohl in ähnliche Lagen, wie der Seemann. In dem Augenblicke, wo er

mit den wilden Fluthen kämpft, die ihn zu begraben drohen, dürstet er vielleicht nach einem Schluck frischen Wassers, seine Zunge zu befeuchten.

Ungleich glücklicher sind in dieser Hinsicht jene Marschen, bei denen noch die Flüsse süßes Wasser führen, welches man, wenn auch das Wasser der Gräben und Brunnen verderben sollte, durch Schleusen in's Land zu führen vermag. Solchen unberechenbaren Vorzug besitzen zum Beispiel das Stedinger- und Stadland, Osterstade, Land Würden und das alte Land.

Eine zweite Schattenseite der Marschländer ist die schnelle Erweichung ihres Bodens. Im Gegensatze zu Sand- und Lehmboden nennt man den der Marschen Klei, welches Wort mit dem englischen clay (Thon) die nämliche Abstammung und Bedeutung besitzt. Im Sommer und überhaupt bei trocknem Wetter wird der Kleiboden sehr fest, hart, zieht sich zusammen und erhält dadurch nach allen Richtungen hin starke Risse, die oft mehr als einen Fuß in die Tiefe hinab sich erstrecken. Wenige Regentage dagegen sind hinreichend, den Kleiboden in völligen Schlamm aufzulösen.

Im Sommer sind daher die Wege in den Marschen außerordentlich hart, eben und in jeder Hinsicht ausgezeichnet, so daß sie den besten Kunststraßen nicht nur nicht nachstehen, sondern dieselben sogar übertreffen. Im nassen Herbst und Winter hinwider befinden sich jene in einem Zustande, von dem es schwer ist, sich einen Begriff zu machen, so daß der Fremde, welcher die Wege nur im Sommer gesehen, es kaum glauben wird, daß es noch dieselben sind. Regnet es stark, so erweichen alle Straßen zu einem grauen flüssigen Brei, der beim Reiten und Fahren unaufhörlich in die Höhe spritzt und in welchem der Fußgänger bis ziemlich zum Knie einsinkt. Regnet es weniger, so ist es noch schlimmer; alsdann wird der Boden ein äußerst zäher, steifer und bindiger Teig, welcher sich dem Wanderer schwer an die Füße hängt und den Fuhrwerken die Räder füllt, so daß man

sich nur ganz langsam und mit größter Anstrengung hindurch arbeiten kann.

Die schlechten Wege erschweren mithin die Verbindung der Marschdörfer und Höfe ungemein, nicht minder die Communication mit der Geest, und so geschieht es, daß die Marschen oft den ganzen Winter hindurch von keinem Fremden betreten werden, ja einzelne Höfe oft so isolirt und wenig besucht sind, als lägen sie auf unzugänglichen Inseln im Meer. Diese Verkehrserschwerung mag wesentlich beigetragen haben, Sitten und Charakter der Marschbewohner so rein und frei von äußeren Einflüssen zu bewahren.

Im Allgemeinen strebt man wenig darnach, die Communication durch Anlegung von guten Chausseen zu erleichtern. Ja, dahin zielende Vorschläge und Anregungen pflegen in der Regel bei den Marschbewohnern den heftigsten und entschiedensten Widerstand zu finden. Wohl mögen die bedeutenden Kosten theilweise Grund sein dieses Widerstrebens; denn zu den Chausseen bedarf man Sand und Steine, und die Marsch ist gänzlich sand- und steinlos, also muß das Material aus den Flüssen und von der fernen Geest herbeigeschafft werden.

Mehr aber noch ist die Ursache der Opposition in der natürlichen Trägheit und der Liebe zum Alten zu suchen, da beides Hauptzüge im Charakter des Marschbauern sind, welcher sich, umgeben von seinem tiefen Schlamm und durch ihn vom Verkehre abgeschnitten, behaglich und sicher zu fühlen scheint.

Allein dieser Conservatismus wird sich überwinden lassen, wenn man nur anzuregen nicht ermüdet. Beginnt man doch schon mehrere Marschen mit guten Kunststraßen zu durchschneiden und ersetzt, wo man den Kiesel nicht in der Nähe hat, denselben durch die noch vorzüglicheren hart gebrannten Ziegel, von denen eine kleine, sehr harte Art, Klinker genannt, namentlich in Holland erzeugt, zum Straßenbau sich vortrefflich eignet. Ganz Holland und Ostfriesland, eben so ein Theil vom Stadlande ist bereits

durchzogen von solchen herrlichen Klinkerchausseen, die wohl zum Besten gezählt werden können, was je die Straßenbaukunst in der Ebene geleistet hat.

## Die Pflanzenwelt der Marschen.

Der Charakter der Marschländer tritt vielleicht nirgends so deutlich in die Augen als in ihrer Pflanzenwelt. Die Flora der Marschen ist eine so merkwürdige und auffallende, daß man nicht erst Botaniker zu sein braucht, um ihre große Verschiedenheit von den andern Gegenden auf den ersten Blick wahrzunehmen.

Der überaus fruchtbare, gänzlich steinlose, thonige, feuchte und mit vielen Salztheilen durchsetzte Marschboden konnte nichts Anderes als eine Flora erzeugen, welche eben so schroff gegen die der benachbarten Moore und Geesthöhen absticht, wie die Marsch selbst in ihrer Gesammtphysiognomie.

Zuerst überrascht der gänzliche Mangel aller wild wachsenden Bäume und Sträucher. Hätte nicht der Mensch seine Wohnungen, seine Deichbärmen und seine Feldwege hier und dort mit Bäumen umpflanzt, so wären die sämmtlichen Marschländer eine einzige weite, völlig baum- und gebüschlose Ebene. Die Ononis spinosa, Hauhechel, welche hie und da an trocknen Wegen wächst, ist der einzige sehr unscheinbare Repräsentant der Holzgewächse in den Marschen. Sodann frappirt das Vorherrschen der Rohrgewächse, Binsen, Cariceen und Gräser über die eigentlichen Kräuter. Weiter befrembet die äußerst geringe Zahl der Flechten und Moose, vielleicht zusammen kaum 16 Arten, und endlich, bei aller Ueppigkeit und Fülle der Vegetation, doch die große Armuth an Geschlechtern und Arten, wie nachstehende kurze Uebersicht beweist.

Die Familie der Compositen ist noch bei weitem die zahlreichste. Sie findet sich mit 40 Arten ein; dann folgen dem Umfange nach die Cruciferen 18 Arten, Umbelliferen 18 Arten, Labiaten 14 Arten, Papilionaceen 12 Arten, und Ranunculen 13 Arten

(das Genus Ranunculus hat allein 10 Arten.) Ferner giebt es 5 Arten Totameen, ebenso viele Chenopodeen und Rumelarten, 6 vom Genus Polygonum und Veronica und endlich nur 3 Arten des Genus Plantago, Epilobium, Euphorbia und Lysimachia.

Diese Familien sind die hervorstechendsten Pflanzen in der Vegetation der Marschen. Alle übrigen der vorkommenden Genora werden durchgängig nur von einer oder zwei Arten repräsentirt und sehr viele von denen, welche auf der Geest die Hauptflora ausmachen, fehlen gänzlich.

Nach der Farbe gereiht, sind gelbe Blüthen die häufigsten; darnach weiße, violette und violett rosenfarbne; dagegen besitzt die gesammte Marschflora durchaus keine scharlach-rothe und in der Meerstrandsaster, Aster Tripolium, der Vogelwicke, der Slechoma, dem Vergißmeinnicht und einigen Veronica-Arten die wenigen Pflanzen mit blauen Blüthen.

Die einzelnen Pflanzen der Marsch selbst unterscheiden sich meistens durch Größe, Ueppigkeit und Saftreichthum sehr von denen gleicher Art der Geest.

Die Flora der Marschen läßt sich bequem in drei Regionen eintheilen, welche, wenn auch einzelne Pflanzen sich durch jede derselben hindurch ziehen, doch ungemein von einander verschieden sind in:

die Region der Außendeiche,
die Region der Weiden und Aecker, und
die Region der Bruchwiesen,

welche den Uebergang von der Marsch zur Moor- und Geestflora bildet.

Beginnen wir mit der ersten, die wir nothwendig wieder in zwei sehr contrastirende Gegenden einzutheilen haben, in die der Groden und Außendeiche, welche vom süßen, und die, welche von salzigem Wasser bespült werden, oder kürzer in die Flora der Flußgroden und die der Seegroden.

Diese Flora fängt am äußersten Uferende an, umfaßt alle

unbedeichten Inseln, Platen und Sande, und reicht bis an den Deich, der sie schroff abgrenzt. Wir betrachten zuerst die Flora der Flußgroden.

Hier sind die ersten Pflanzen, welche Demjenigen, der sich dem Lande nähert entgegentreten, Scirpusarten. Aus dem allerweichsten, fast flüssigen Schlamme, der kaum mit niedrigster Ebbe frei wird und nur die leichten Strandläufer und die Möve zu tragen vermag, den Menschen aber tief einsinken läßt, sprossen jene Scirpusarten erst sparsam und einzeln, wo aber der Schlamm um Weniges höher und fester wird, häufiger hervor. Aus ihnen flicht der Marschbewohner Stricke und Stuhlsitze, oder streut mit einigen Arten derselben seinem Vieh. Die niedrigsten Platen sind mit ihnen ganz bewachsen, und der Scirpus lacustris ist als die erste Pflanze und der Anfang aller Vegetation der Marsch überhaupt zu betrachten.

Wenn der Schlamm sich verdichtet, stellen sich Glycerien ein, verbreitet der Kalmus seinen aromatischen Geruch, hebt die Rohrkolbe (Thypha latifol. und angustifolia) ihr braunes Haupt aus dem grünen Schilfe.

Wenn der Boden noch fester und höher wird, so daß ihn gewöhnliche Sommerfluthen nur bespülen, finden sich die langen, mächtigen Rohrfelder, welche für manche Gegenden so wichtig sind. Dieser zweite Strich hat fast keine einzige andere Planze aufzuweisen, da das oft nahe an 10 Fuß hohe Rohr (Arundo phragmites) durchgängig eine außerordentlich dichte Wildniß bildet, die keine andere Vegetation zuläßt und durch welche sich der Mensch nur mühsam hindurch arbeiten kann. Ein solcher Rohrstrich ist bald schmäler, bald breiter, aber oft ununterbrochen mehrere Stunden lang.

Er ist, wie schon einige Male bemerkt, für die Landbildung wie für den Haushalt der Marschen sehr bedeutsam, ebenso aber ist er es auch in ästhetischer Beziehung. Nehmen wir die weiten Grasfluren aus, so ist keine andere Pflanze der Marsch im

Stande, der Landschaft ein so eigenthümliches Gepräge aufzudrücken, als das Schilf, wenn es in hoch rauschenden, gedehnten Feldern das Flußufer bedeckt. Diese größte aller deutschen Gramineen hat schon als einzelnes Pflanzenindividuum seine eigenthümliche Schönheit. Dieselbe liegt in der reizenden weichen Linie, welche der oft 10 Fuß hohe Halm bildet, in dem zarten Graugrün seiner in feinster Spitze auslaufenden Blätter, und in der schön geschwungenen Blüthenrispe, die mit ihrem purpurbraunen Seidenglanze wie ein stattlicher Federbusch hoch auf der Spitze schwankt. Aber erst als Masse gewinnt sie ihre wahre Wirkung. Tief ernst, ja öde und fast unheimlich könnte der Eindruck genannt werden, den diese mächtigen, stundenlangen, dichten Rohrfelder machen, durch das einförmige Graugrün der Blätter, das Braun der Blüthen, wenn nicht das Leichtbewegliche der Halme, dieses Wanken und Schwanken, Neigen und Beugen, alles Finstere und Starre wieder in elegische Weichheit auflöste. Und nun das Lispeln! Rohr und Weiden sind in der Marsch die einzigen Pflanzen, die ihre leise Sprache haben. Stumm wankt der Grashalm im Winde, fast lautlos wallt das Saatengefild. Allein das Rohr mit seinen hohen Halmen, die über den Reiter fast zusammenschlagen, das rauscht und schnurrt, das flüstert und saust wie vor Wehmuth und Sehnsucht im Abendwinde, darein murmeln die Fluthen ihre Mährchen süß und träumerisch und wiegenlied-heimlich, wenn die Luft kühl wird, der Tag sich neigt und im goldnen Westen die rothen Abendwolken leise verglühen, oder in stiller Sommernacht, wenn das Mondlicht breit auf dem Strome zittert und rings umher Alles Blau und Silber ist: — das Rohr ist eine recht eigentliche Charakterpflanze der Marschen. —

Rohr und Weiden haben oft ihre Dichter gefunden, ihr Rauschen tönt noch in manchem Gesange; denke man nur an die schönen schwermüthigen Schilflieder des armen Lenau! Mächtige Rohrfelder umrauschen auch die Donauufer Nieder-Ungarns; wie oft mag er ihrem Flüstern gelauscht haben! —

Auch das Thierleben in den Rohrfeldern ist ein eigenthümlich stummes, nächtliches und geheimnißvolles. Die einsame Fischotter haust da in tiefer Verborgenheit, der scheue Reiher steht lauernd am Ufer, Tags sieht man wohl die braune Rohrweihe mit schönem, sanftem Fluge darüber schweben, und tief im Dickicht wohnt das schwarze Wasserhuhn, ein stilles sanftes Thier mit schönen klugen Augen, mit der seltsamen weißen Stirnplatte, rothen Kniebändern und wundersamen Lappenfüßen. Und wie klug, wie vorsichtig ist es! Es baut sich ein dickes, großes Nest aus trocknen, hohlen Stengeln, aber heftet es weislich nicht an den Boden. Kommt nun die Fluth, so schwimmt es lustig mit seinen Nestküchlein oben und steigt und fällt mit ihr; damit Wind und Wellen es nicht gar auf den offenen Strom treiben, hat es das Nest an die Spitze eines langen, überhängenden Rohrhalms befestigt und kann so mit aller Gemüthsruhe dem Gang der Dinge zuschauen. Auch das zierliche, gefleckte Rohrhuhn, die Rolle und der Wachtelkönig sind scheue, selten bemerkbare Schilfbewohner; doch vernimmt man in warmen Sommernächten allerlei Stimmen. Namentlich läßt dann der stets unsichtbare Wiesenschnarrer sein einförmiges, seltsames Schnarren hören, das genau so klingt, als ob man schnell zweimal hintereinander mit Messerrücken über die Zähne eines weiten Kammes fährt; vor allen aber zwitschert, pfeift, schnattert, zischt und gurgelt der kleine lustige Schilfsänger, auch Rohrsperling genannt, in allen Tonarten unermüdlich bis an den hellen Morgen. Viel seltener dagegen tönt das dumpfe, schauerliche Stöhnen oder Brüllen der Rohrdommel durch die Stille der Nacht. Das regere Treiben auf den Strömen, namentlich die brausenden Dampfschiffe, die von Jahr zu Jahr mehr die Fische der Fluth, wie die scheuen Bewohner der Ufer verscheuchen, haben auch diese Reiherart fast gänzlich vertrieben.

Der dritte Strich endlich besteht schon aus ganz festem und hohem Erdreich, welches nur bei höheren Fluthen überschwemmt wird, und reicht vom Rohrstrich bis zum Deiche. Hier verschwin-

det das Rohr auf einmal gänzlich; hohes üppiges Gras in mehreren Arten (Poa, Ftuca, Aira u. s. w.), bedeckt überall den Boden, eine Menge Kräuter erscheinen und schmücken mit ihren Blumen die lebhaft grüne Flur. Hier wächst das schöne Symphytum mit seinen bald purpurvioletten, bald weiß oder rosenfarbenen, hängenden Glockenbüscheln, die zarte Wiesenkresse, eine Orchis, einige Ampfergattungen, der süßduftende Rhimanthus, einige Ranunculus-Arten; hin und wieder die ulmenblättrige Spiräa (Sp. Ulmaria) mit ihren fast vanilleartig duftenden Blüthen, und der officinelle Baldrian. Die gelbe Caltha aber macht, wenn sie blüht, diesen Strich zu einer wahren Goldflur, deren Glanz weithin leuchtet und das Auge blendet. Noch finden sich hier einige, meistens starkriechende Schirmpflanzen, wie die mächtige Archangelica, das Heracleum und in ziemlicher Menge der gemeine Kümmel. An der Grenze dieses Bereichs, wo er an den Deich stößt, stehen häufig zum Schutze des letzteren einige Reihen Weiden. Unter ihrem Schatten entfaltet der große Huflattig (Tussilago petafites) seine riesigen Blätter; hier grünt die Brunnenkresse und die aromatische Wassermünze (Mentha aquatica); hier prangt das Lythrum mit seinen hohen, rothen Blumensträußen und daneben die gelbe Lysimachia (L. vulgaris) und Epilobien und Rumelarten, und da, wo die Deichbärme anstößt, bezeichnet der kleine Huflattig (T. fanfara) den höchsten und trockensten Boden dieser Region.

Eine durchaus andere wird plötzlich die Vegetation und überhaupt die ganze Natur der Ufer dort, wo schon salzige Meerfluth den Strand benetzt und der Strom, breit und mächtig geworden, sich anschickt, dem Ocean in die Arme zu eilen. Schaumgekrönt und in langen gestreckten Linien rollen jetzt seine Wogen, weit aus dehnt sich das Bett, kaum reicht der Blick von einem Ufer zum andern, das sich darstellt nur wie ein luftblauer unbestimmter Nebelstreifen; eine rauhere und frischere Luft weht uns entgegen, wir fühlen die Nähe des alten ewigen Oceans und seiner Wunder

und verschwunden ist fast Alles, was noch an den früheren Charakter des Stromes erinnerte, er selbst, seine Thier- und seine Pflanzenwelt sind verändert. Die blumenreichen Wiesen und die hohen Rohrfelder, welche noch wenige Stunden aufwärts den Strand umgaben, sind nicht mehr zu erblicken. Wohl zeigt sich noch die Rohrpflanze, aber nicht mehr wie früher in dichter Waldung, sondern ganz einzeln und so verkrüppelt, so dünn und niedrig, daß man schwer glauben will, es sei noch jene stolze Grasart. Keinen Strauch, viel weniger einen Baum erspäht das Auge; die letzte Weide hat uns längst verlassen, und über das gradlinigste kahle Ufer, über ein weites ödes Watt und langgedehnte Sandbänke schweift der Blick, durch nichts gehemmt, bis zur fernen Kimmung.

Auch landwärts ist das Bild kaum reicher. Gleichmäßig hoch zieht sich der Deich in großen Schwingungen das Ufer entlang, jeden Blick landeinwärts wehrend; von allem Ueppigen oder Lieblichen, das er schützend umgiebt, erschauen wir nichts. Etwa ein Kirchthurm, ein Mühlenkreuz oder ein paar Häusergiebel unterbrechen da und dort die Einförmigkeit der Linie. Bäume wagen kaum hinüber zu schauen in das wilde Meer, sie hocken wie ängstlich und frierend hinter dem warmen Schutze des Deiches, um sich vor ihrem ärgsten Feinde, dem rauhen Seewinde, zu bergen. Wohl versucht es einzeln eine kräftige Marschesche des Windes zu spotten und ihr Haupt höher und stolzer zu erheben, aber bitter muß sie es bereuen; denn bald steht ihre Krone sturmzerzaust und voll bleicher, dürrer Aeste, und wie im angstvollen Sehnen streckt sie ihre Zweige dem tieferen Lande zu, wo ihre Brüderbäume in linderer Luft und wärmerem Sonnenschein friedlich und ruhig ihr reichbelaubtes Geäst ausbreiten können.

Betreten wir jetzt jenes große fruchtbare Vorland, die Außendeiche, Groden oder Helder, wie in verschiedenen Marschen diese Anschwemmungen außerhalb der Deiche genannt werden. Während wir im älteren Marschlande in die Tiefe dringend, verschiedenartige

Erdschichten durchschneiden, so begegnen wir in diesen späteren Alluvionen fast immer nur einer einzigen Erdart, reinem festem Thon, — der höchstens ab und an mit einer kleinen Schicht von Sand oder von Kalk und verwitterten Muscheln durchsetzt ist. Fast überall können wir 10, ja 20 Fuß und darüber einbohren, — allenthalben finden wir dieselbe Thonerde. Auch das eigentliche Watt besteht da, wo sich nicht gerade Sandbänke angelagert haben, aus derselben. Das niedere Watt, welches jedesmal von der Fluth bedeckt wird, ist beinahe völlig vegetationslos, außer wenigen und sehr spärlich stehenden Algenarten. Der interessante Blasentang, welcher in der Nordsee in Unmassen vorkommt, fehlt hier, obwohl das Wasser schon sattsamen Salzgehalt besitzt, weil der Felsgrund, dessen derselbe nothwendig braucht, um daran haften zu können, mangelt. Wo indessen durch Zufall ein Stein, ein Anker oder ein Stück Holz in's Watt gerathen ist, da stellt er sich sofort ein. Jene feinen, häutigen Algen, eine purpurrothe und eine breitlaubige grüne, die fast unsern Lattigblättern gleicht, sind dafür ziemlich heimisch und bilden hier, wie an den Ufern des Süßwassersees die Conferven es thun, die ersten Anfänge jeder Vegetation. Zur Strandflora können wir sie aber trotzdem nicht füglich zählen; sie gehören offenbar dem Wasser mehr an, als der Erde. Freilich müssen sie ein paar Ebbestunden im Trocknen sein, allein sie liegen dann welk, platt und verschrumpft da und gewinnen nicht eher wieder ihre Schönheit, Farbentiefe und Gestalt, bis das flüssige Element sie von neuem umfluthet. Erst da wo sie tägliche Fluth zwar benetzt, aber die Pflanzen nicht ganz bedeckt, beginnt die eigenthümliche Flora, welche wir eben schildern.

Ist überhaupt, wie wir lesen, die Marsch nicht reich an Zahl der Pflanzengeschlechter, so darf die Vegetation unseres Striches in dieser Hinsicht wahrhaft armselig genannt werden. Kaum zählt sie zwölf Genera und selbst nicht viel mehr Species. Eigenthümlich aber und auffallend ist auch sie im höchsten Grade, was nicht befremden darf, wenn man weiß, daß dieser compacte, thonige

Boden an Jod und Natron so reich ist wie kein anderer Deutschlands. Keins dieser Gewächse ist irgendwie in Schönheit der Gestalt, Farbe und Blüthe oder Lieblichkeit des Duftes ausgezeichnet, fast alle sind unansehnlich mit kleinen grünlichen oder weißen Blumen geschmückt; nur einige zeigen ein mattes Rosa und eine einzige, die Meerstrandsaster, ein eben so mattfarbiges Lilas. Ebenso enthält auch nur eine dieser Pflanzenarten wirkliches Aroma, der Seewermuth. Alle anderen sind von einem tiefen oft in's Schmutzigbraune übergehenden Grün und, das ist characteristisch, die meisten dickfleischig und von seltsam unbestimmter, beinahe unaufhörlich schwankender und abweichender Blattform, dabei mit einem so reichlichen, salzigschmeckenden Safte gefüllt und von so lockerem Zollgewebe, daß die meisten getrocknet bis zur Winzigkeit zusammenschrumpfen und tief schwarz werden. Beim Verbrennen liefern alle eine große Menge Kali und gewähren so dem Haushalte des Menschen einen nicht unbedeutenden Nutzen. Freilich ist an unsern deutschen Küsten die Sodagewinnung noch äußerst unbeträchtlich, hat aber auch hier sicher eine Zukunft.

Verlassen wir das kahle Watt, so ist die erste Pflanze, die uns auf dem etwas höheren Boden entgegentritt, zugleich die auffallendste der gesammten Flora. Es ist der sonderbare Krückfuß, Salicornia herbacea, in einigen Gegenden auch Glasschmalz genannt, eine so seltsame Saftpflanze, wie man sie wohl unter den Tropen, schwerlich aber in dem rauhen Norden zu finden vermuthen sollte. Wer diese Pflanze in ihrer ungewöhnlichen Ueppigkeit zum ersten Male erblickt, glaubt eher vor einem Mesembrianthemum Südafrikas oder vor einem Cactus Brasiliens zu stehen, als vor einem ehrlichen deutschen Kraute. Dem Cactusgeschlechte Rhipsalis ist unser Krückfuß, seiner äußeren Gestalt nach, ich möchte nicht blos sagen ähnlich, nein, fast auf ein Haar gleich. Man bemerkt an ihm kein Blatt, ein runder Stengel sproßt aus dem andren, und dabei zeigt sich eine solche Saftfülle, daß nur das feine Oberhäutchen und der dünne, drahtförmige innere Stengel

zurückbleibt, wenn man die Pflanze mit der Hand drückt, während das Salzwasser in kleinen Strömen ausfließt. Bei Osterstade, namentlich aber in der Bretagne wird diese Pflanze in außerordentlicher Menge gemäht, verbrannt und zur Sodabereitung verwandt. Ebenso die ihr an Salzgehalt nachstehenden Salsola-Arten, welche indeß am deutschen Meeresstrande seltener vorkommen. Der Krückfuß bildet recht eigenthümlich den Uebergang zwischen Wasser- und Landgewächsen; die allerfeuchtesten Stellen der Groden, insbesondere die schlammigen vom Meereswasser, das während der Ebbe zurückbleibt, gebildeten Lachen sind ihre liebsten Standorte.

Ihre nächste Nachbarin ist die sogenannte Strandnelke (Statice limonium), ein fußhoches Gewächs, erst mit rosenrothen, dann weißlich seidenglänzenden und gekrümmten Blüthenähren, mit denen die Bewohner der kleinen Nordseeinseln, in Ermangelung anderer Blumen, ihre niederen Stübchen schmücken, weil die Blüthe auch getrocknet den Seidenglanz behält. In gleicher Bodenhöhe wächst dann das kleine an der Erde hinkriechende Milchkraut (Glaux maritima) mit seinen winzigen, rosenfarbigen Blüthen, der ungestaltete Seegänsefuß (Chenopodium maritimum), der Meerstrandwegerich (Plantago marit.), das Triglochin (Triglochin marit.), dessen junge Blätter unter dem Namen „Röhr“ im Lande Wursten als ein delikater Frühlingskohl verspeist werden, und endlich die größte dieser Pflanzen, die Meerstrandaster (Aster tripolium), deren 3 Fuß hohe, mit lilasfarbigen Blüthen bedeckten Büsche noch einigermaßen aus der einförmigen Fläche hervortreten. Weiter ist als hier vorkommend eine wichtige officinelle Pflanze anzuführen, das Löffelkraut (Cochlearia officinalis), jenes unschätzbare Geschenk des Nordens, dessen scharfer Saft die scorbutzerfressene Mundhöhle der Polarbewohner und Grönlandsfahrer in wenigen Tagen mit Wunderkraft heilen macht; denn das Löffelkraut dringt, wie fast alle der aufgeführten Gewächse, bis in die höchsten Breitegrade vor. Auch die Schwesterpflanze desselben, unser Meerrettig, findet sich neben ein paar andern Cochlearien hier und dort in üppigen Büschen.

Wo der Boden so hoch und trocken ist, daß nur Winterfluthen ihn bedecken können, bezeichnen noch zwei Kräuter die Grenzen der Flora, gewissermaßen ihre Vorposten gegen das Land hin. Das eine ist die Armeria (Armeria vulgaris), welche sicherlich vielen Lesern, die auch nicht den Seestrand besucht haben, bekannt sein wird. Es ist nämlich jene Pflanze, die ihrer schmalen grasartigen Blätter wegen „englisches Gras" genannt und ihrer rosenrothen Blüthenköpfe halber häufig zur Einfassung von Blumenbeeten verwandt wird. Die andere Pflanze ist der silbergraue weiche Seewermuth (Artemisia maritima), aus dem der friesische Schiffer seinen wohlthuenden wärmenden Magenbittern bereitet, den an allen Küsten als Präservativmittel gegen das Marschfieber hochgepriesenen und hoch gehaltenen Trank.

Die meisten dieser Pflanzen stehen mehr oder weniger vereinzelt, nur der Krückfuß und etwa noch das kleine Milchkraut überziehen hie und da in größerer Menge den Boden. Eigentlich gesellig und zugleich die einzige Grasart dieses Pflanzenstrichs ist nur Glyceria maritima, in Ostfriesland wie im Jever- und Butjadingerlande „Andel" genannt. Sie bildet die reichsten, üppigsten Viehweiden und Schurwiesen, und ohne sie würden die mächtigen Groden am Meere vor ihrer Eindeichung von äußerst geringem Nutzen sein, während sie jetzt Tausende einzubringen vermögen. Alle niedrigen Inseln und Halligen Frieslands sind mit diesem herrlichen weichen Grase bedeckt, welches ebenso, wie die anderen Strandpflanzen, voller Saftes und Salzgehaltes ist. Der Andel trocknet deshalb äußerst schwer, weil das Salz immer wieder feucht wird; ein Fuder dieses Heues ist aber mehr werth als zwei von anderm Grase, und das Vieh frißt jenes, frisch wie getrocknet, lieber als jedes andere Futter, um dabei außerordentlich zu gedeihen.

Noch bleibt eine hervorstehende Eigenschaft dieser Geestpflanzen zu erwähnen, ihre merkwürdige Exclusivität. Nur höchst selten nämlich wandert eine oder die andere derselben in's Land,

und eben so selten ist es, daß irgend eine der Binnenmarsch bei ihr einwandert. Das gemeine Kreuzkraut (Senecia vulgaris) möchte in Norddeutschland vielleicht das einzige Gewächs sein, das zuweilen den Deich überschreitet, sich am Strande ansiedelt und sich hier wohl zu fühlen scheint, ja, das sich im Salzboden vollkommen acclimatisirt und auf ihm so corpulent und saftreich wird, daß man Mühe hat, diesen ehrlichen Proletarier unserer Aecker und Gärten in seiner neuen wohlhäbigen Gestalt wieder zu erkennen.

Wird ein Groden eingedeicht, so ist in kaum Jahresfrist die frühere Flora gänzlich verschwunden; die echte innere Marschvegetation mit ihren Gräsern und Thonkräutern tritt an ihre Stelle. Viele Meilen weit kann man in der Umgegend umher wandern, ohne daß auch nur eine Spur der alten Vegetation uns begegnet, bis uns vielleicht erst wieder im höhern Binnenlande, oft in der Mitte, ja selbst im Süden von Deutschland ein Stück derselben plötzlich und überraschend entgegentritt; an Orten nämlich, wo salzhaltige Quellen ein thoniges Erdreich benetzen. Aehnliche Erscheinungen bemerkten wir z. B. an einer kleinen Stelle bei Halle an der Saale und bei Artern in Thüringen. Der Verfasser erblickte sogar einmal mitten in den Salzburger Alpen, im Pinzgau und ringsumgeben von einer echten Gebirgsflora, ein kaum zwanzig Quadratfuß haltendes Fleckchen Erde, das sich ausnahm, als sei ein Stückchen norddeutschen Meeresstrandes hierher getrieben, um in der Fremde und Vereinsamung ihn wehmüthig anzuheimeln. Alpen und Meeresstrand, Deutschlands Norden und Süden, — hier schlugen sie durch ihre Pflanzenwelt, wie ja auch mitunter in einzelnen Charakterzügen ihre Bevölkerung, auf wunderbare Weise den nämlichen Akkord an.

Dabei werden wir wiederum auf's Mächtigste zu der so vielfach verketzerten Lehre von der Urzeugung (Generatio aequivoca) oder dem Entstehen der Gewächse ohne Samen und durch bloße zusammentreffende Verhältnisse hingeführt. Mit welch' bitterem

Spott hat man von jeher diese Hypothese verfolgt und verhöhnt, und doch wie natürlich erscheint sie! Das wunderbare regelmäßige Zusammenschießen von Krystallen aus völlig formloser Masse, dieses Uebergehen vom Chaos zum Organismus, das nimmt Niemanden Wunder; daß aber in der Erde bei einem gewissen und genauen Verhältnisse von Elementen und Stoffen, von Wärme, von Magnetismus und unter Mitwirkung von wer weiß welchen uns noch unbekannten Naturkräften eine kleine Pflanzenzelle entstehen, oder, wenn man will, krystallisiren könne, um dann weiter und weiter sich fortzubilden und begünstigt von allen nöthigen äußeren Umständen sich allmählich zum eigentlichen Pflanzenindividuum zu erheben, — dagegen sträubt man sich mit aller erdenklichen Macht und mit allem Aufwande von Geist, Gelehrsamkeit und — Unsinn, weil man dies stille wunderbare Weben und Schaffen der Natur nicht gerade mit Händen greifen und weder mit chemischer Retorte analysiren noch unter Oberhäuser'sche Gläser bringen kann. Viel lieber erzählt man sich von den Pflanzen die abentheuerlichsten Reisegeschichten.

Doch es ist hier nicht der Ort, diesen Gegenstand, über den sich Bücher schreiben ließen, näher auszuführen. Auch von der Meeresflora selbst sei hiermit genug gesagt, ist's doch eben eine gar arme und unscheinbare, farb- und duftlose Pflanzenwelt ohne höhere Form! Ueber ihrem, unter Wogengebrause und Seenebel entsprossenen einförmigen Grün singt kein Vögelein sein munteres Frühlingslied, kein bunter Falter umflattert ihre Blüthen, kein summend Bienchen kommt aus ihnen zu nippen, nur Schwärme langbeschwingter Möven und Seeschwalben segeln darüber hin, nur Kibitze, Regenpfeifer, Strandläufer und Stelzfüßler vieler anderen Arten beleben oft zu Tausenden den Strand, sich jagend, beißend, lärmend und im hurtigen Laufen auf den fluthentblößten Banken ihre Beute erhaschend. Nicht einmal der ehrliche Grünfrosch quackt sein Lenzgequack, blos schmutziggraue Strandkrabben huschen, wenn menschliche Tritte nahen, lautlos in die stagniren-

den Salzlachen, plumpe Robben sonnen sich auf weitem ödem Watt.

Und dennoch, welche Poesie umschwebt diese arme Pflanzenwelt! Ist diese doch die erste, die dem Seemanne, dem nach langer, langer Meeresfahrt heimkehrenden, zum freundlichen Willkommen ihre Blumen entgegen reicht! Wie jubelt sein Herz auf in unsäglicher Lust, wenn er den schmalen Streifen heimathlichen Strandes zuerst erblickt, wie gierig trinkt sein Auge dies liebe, holde Grün der Muttererde, wie hängt es daran in stiller Seligkeit und kann nimmer und nimmer sich satt sehen! Es hat so lange nichts geschaut als das ewige Einerlei von Fluth und Himmelsblau oder Himmelsgrau, sein Ohr nichts vernommen als das Windgepfeif im Tauwerk und das eintönige Rauschen der brechenden Wogen am Schiffsbug! — Versunken steht er nun in dem herzerquickenden Anblick. Da plötzlich weht es zu ihm herüber, — die ersten Heimathsgrüße sind es —, Glockenklänge, getragen vom linden Landwinde, tönen ihm entgegen, daß ihm auf einmal wunderbar wehmüthig und selig zugleich zu Muthe wird. Wie tief und mächtig sie sein Herz durchzittern, wie sie es erfüllen mit unendlicher, ahnungswonniger Gewalt! — Kindheit, Elternhaus, Heimathflur tauchen wieder auf im Gemüthe mit glänzenden und strahlenden Farben, — alte liebe Gestalten, ob auch fern, ob selbst längst hingeschieden, neigen sich zu ihm und breiten ihre Arme ihn zu empfangen, sein Auge glänzt, und von wetterbrauner Wange rollt eine Thräne. — Der Glocke letzter Ton ist verhallt. Mit rauher Hand wischt er schnell die feuchten Augen. Der Seemann darf ja nicht weich sein. — — —

So wie wir den Deich überschritten haben, sind wir in einer anderen Pflanzenwelt, die Sumpf- und Strandpflanzen verschwinden und wir stehen auf dem zweiten der drei Hauptgebiete der Marschflora, auf dem der Gräser, welche nun vorherrschen. Dieß Gebiet umfaßt die nördlichsten, wie die südlichsten Marschen.

Schon an den Deichwänden selbst begegnen wir einigen neuen Pflanzen z. B. dem gelben Wiesenbocksbart (Tragopon pratensis), dem Ackervergißmeinnicht (Myosotis arvensis), der Hundszunge (Cynoglossum officinale), dem Feldsalat (Valerianella olitoria), dem schönblüthigen Beinkraut (Linaria vulg.), dem Kreuzkraut (Senecio vulg.), der zierlichen Ackerwinde und anderen Kräutern, die thonigen und trocknen Boden lieben.

Verlassen wir den Deich und steigen in's Land, dann sind wir erst im eigentlichen Reiche der Gräser, die hier jene unabsehbaren, üppigen, prächtig grünen Weideflächen bilden, wie sie so in keiner anderen deutschen Gegend angetroffen werden mögen. — Arten der vorherrschenden Geschlechter Agnostis, Aira, Phleum, Alopecurus, Festorea, Bromus Dactilis, Hordeum und Triticum treten uns hier dicht gedrängt, in Menge und ungemeiner Ueppigkeit entgegen. Eigentliche Kräuter aber finden sich verhältnißmäßig nur wenige, die Maasliebe, Bellis perennis, der Löwenzahn, Leontodon, ferner die gemeine Prunelle (Pr. vulgaris), der rothe Augentrost, die Achillea und zwei Distelarten sind die häufigsten und nennenswerthesten darunter. An den Wegen und an den hohen, trocknen Ufern, den Gräben, welche überall die Marschweiden durchschneiden, herrschen hinwieder die Kräuter vor. Die Potentilla anserina überzieht hier in ungeheurer Anzahl den Boden, die beiden Wegerich†arten, Plantago major und lanceolata, die gemeine Klette, die Waldkarde (Dipsacus silvestris), der Sinau (Alchemilla), der Steinfarren (Tanacetum vulgare), die Vogelwicke (Vicia Craeca) mit ihren schönen purpurblauen Blüthentrauben, die Platterbse (Lathyrus pratensis), der gelbe aromatische Melilotusklee und einige andere sind ziemlich häufig.

Eine andere wieder ist die Vegetation auf den Saatäckern, wo uns die meisten der genannten Pflanzen ebenso als lästige Unkräuter entgegen treten wie anderswo auch. Zuerst der Hederich und einige Senfarten, die, mit ihrem grellen Gelb oft ganze

Aecker überspinnend, die wahre Strafe werden für jeden nachlässigen Landmann; sodann die Chamillenarten, der bunte Hohlzahn (Galeopsis versicolor), das unangenehme Klebkraut (Galium Aparine), welches das Korn bestrickt und zu Boden zieht, die Quecke (Triticum repens), und der fast unausrottbare Duwock (Equisetum arvense), welcher mit seinen weit kriechenden Wurzeln oft 10 Fuß tief in das Erdreich dringt. Weniger lästig, allein auch ziemlich häufig ist das Barbenkraut (Barbaraea vulg.) und das knoblauchartig riechende Scheibenkraut (Peltaria alliacea). Außerdem findet sich noch der kleine Mäuseschwanz (Myosurus), das niedliche Frühlingshungerblümchen (Draba verna), das Ackervergißmeinnicht, die Veronica arvensis, agrestis und verna, die Kornraden, Agrestemma u. a. m.

Dagegen fehlt beinahe gänzlich die Saatwucherblume, diese Plage anderer Gegenden, nicht minder aber auch die schöne blaue Kornblume.

Es bleibt uns noch übrig, der dieser Region ebenfalls angehörenden Flora der Gräben zu gedenken, die zwar in mancher Hinsicht dieselbe ist mit der der Flußgroden, auch fast alle Schilfarten und Sumpfgewächse aufweist, indessen sich doch durch ihren verhältnißmäßigen Pflanzenreichthum vor jener auszeichnet.

Die Fruchtbarkeit des Grabenschlammes, die immerwährende Feuchtigkeit im Verein mit der tiefen windgeschützten Lage erzeugen eine unglaubliche Ueppigkeit der Vegetation. Pflanze drängt sich an Pflanze, Generation folgt auf Generation, während die Menge der vermodernden Gewächse den nachkommenden eine immer sich steigernde Nahrungsfülle zuführt. So werden diese Gräben in wenigen Jahren mit einer höchst fruchtbaren Pflanzenerde ausgefüllt und geben ein glänzendes Beispiel der regen Bildungskraft, welche den Marschen innewohnt. Während auf der Geest ein mit Wasser gefüllter Graben einer langen Zeit bedarf, ehe er durch Pflanzenverwitterung allmählich einige Zoll Erde absetzen kann, wird ein mäßig tiefer Marschgraben schon in wenigen Jahren

zum Sumpfe. Ehe ein Jahrzehend abläuft, ist alles Wasser beseitigt, und ein trockenes, festes und fruchtbares Erdreich an seine Stelle getreten, wobei das Niedersinken abgebröckelter Ufererde natürlich auch nicht ohne Wirkung gewesen ist.

Ist ein Graben vollendet und mit Wasser gefüllt, so beginnt, im Sommer schon nach einigen Wochen, die Pflanzenwelt ihre ersten Keime zu entwickeln. Zuerst überziehen die Wasserfäden oder Conferven mit ihren langen, grünen, schleimigen Fasern den Boden. Ihnen folgen bald darauf die Wasserlinse, das dunkle Ceratophyllum, und der zarte Wasserstern Callitriche.

Aus diesen Pflanzen besteht die Flora des ersten Jahrs.

Im zweiten stellen sich neben ihnen schon andere von höherer Organisation ein, meistens aber noch frei im Wasser treibend, wie der rundblättrige Froschbiß (Hydrocharis) die zwei schwimmenden Ranunculus-Arten, R. fluitans und hederaceus, weiter die schöne Hottonia und endlich die hellgrüne, scharfzackige Wasseraloe, Stratiotes, deren große Massen oft die ganze Wasserfläche bedecken.

Das dritte Jahr zeitigt mehrere andere Gewächse, welche schon fest im Schlamme wurzeln und mit dem größten Theil ihres Körpers, ihren Blättern und Blumen hoch und frei aus der Fluth ragen, während die in und auf dem Wasser schwimmenden Gewächse nach und nach von ihnen verdrängt werden und allmählich absterben.

Das Pfeilkraut, Sagittaria, und das Equisetum palustre kommen jetzt zum Vorschein. Die Wassermünze, die wasserliebenden Ehrenpreisarten, Veronica Anagallis und V. Beuabunga, die Brunnenkresse und das Vergißmeinnicht erheben sich aus dem Wasser. Der Froschlöffel (Alisma Plantago) zeigt seine sparrigen Rispen und nervigen Blätter, der schlanke Butomus richtet den schönen Blüthenschirm in die Höhe, der scharfe, fleischige Froschpfeffer (Ranunculus sceleratus) sproßt zugleich mit der betäubend riechenden Schirmpflanze, Phellandrium, Sium und der Oenanthe hervor.

Zuletzt erscheinen Pflanzen von noch festerer Structur: die schilfartigen Glycerien, die Igelskolbe Sparganium, die Poa aquatica, Carrex und darauf Rohr, das mit seinen dicken schlangenartigen Wurzeln den ganzen Grund anfüllt, ihm immer größere Festigkeit verleihend, bis in wenigen Jahren auch dieß verschwindet, und nun erst allerlei wirkliche Gräser von dem jetzt ganz trockenen Boden Besitz ergreifen.

Weniger rasch geht diese Erdbildung in den fließenden Gräben, den Flethen, Wettern oder Wasserlösen vor sich, welche allenthalben die Marschen durchschlängeln, das überflüssige Wasser den Schleusen zuführend. Indeß auch sie muß man alljährlich reinigen, damit ihr Seichtwerden und gänzliches Zuschlammen verhindert werden. Als ihre vorzüglichsten Pflanzen müssen der fluthende Hahnenfuß (Ranunculus fluitans), der Armleuchter (Chara) und mehrere Arten von Potamogeton bezeichnet werden, welches letztere oft so überaus zahlreich ist, daß es den Strom des Wassers aufhält.

Die dritte Region, das Gebiet der Cypergräser, bildet den Uebergang von der Marsch zum Moore, das sie umsäumt, niedere, sumpfige, im Winter meistens überschwemmte Wiesen, deren Boden aus einer Mischung von Moor- und Marscherde besteht und vielen sauern Humus enthält. Man pflegt dies Land „amoorig“ oder „bruchig“ zu nennen. So schlecht und mager dieser Boden, seine Region ist gerade in botanischer Hinsicht die allerreichste und übertrifft an Mannichfaltigkeit ihrer Vegetation weit die Flora der anderen beiden. Nicht allein besitzt sie mit Ausnahme der Gräser und Meerstrandspflanzen alle Gewächse jener vereint, sondern erzeugt nebenbei eine Menge in den andern Strichen nicht vorkommender Kräuter, welche im Frühlinge und Sommer diese feuchten Wiesen mit dem reichsten und prächtigsten Blumenteppich bekleiden und dem Heu einen köstlichen würzigen Duft verleihen, den man bei dem viel nahrhafteren des echten Marschbodens vergeblich suchen würde.

Vorherrschend sind die Cypergräser: Carex, Cyperus, Schoenus, Scirpus, Eriophorum, Juncus, Luzula, weit zahlreicher als die Graminen und Kräuter, so viele der letztern auch auftreten, von denen nur erwähnt seien: die gelbe Wiesenraute (Thalictrum flavum), die wohlriechende Spiräa, die schöne Lychnis mit ihrem leuchtenden Hellroth, einige zierliche Lotusarten, der dreiblättrige Fieberklee (Menianthes), die gelbe Wasseriris, das sammetbraune Siebenfingerkraut Comarum palustre, der blaue Günsel Ajuga, die niedliche Euphrasia, das Sumpfveilchen Viola palustris, der braune Wiesenknopf Sanquisorba, die Calla, die purpurne Pedicularis, einige Orchisarten, namentlich die gefleckte Orchis, die aromatische Arnica, die beiden Flockenblumen (Centaurea Jacea und calcitrapa) und einige Cinerarien — sämmtlich schönblühende Pflanzen. — Je mehr man sich dem Moore nähert, je schlechter und torfiger sich der Boden darstellt, je reicher wird die Vegetation, bis sie endlich in die so interessante eigentliche Moorflora übergeht.

An Giftpflanzen ist die Marsch sehr arm. Die Schirmpflanzen Cicuta, Oenanthe, Sium, Phellandrium, Conium und Aethusa, das in Gärten und auf Kirchhöfen wachsende Bilsenkraut, der schwarze Nachtschatten und einige scharfe Hahnenfußarten dürften wohl die einzigen sein, welche sie trägt. Häufiger dagegen sind ihre officinellen Gewächse, von welchen indessen nur wenige gesammelt werden. Die vornehmsten derselben sind: der Kalmus, der Löwenzahn, der kleine Huflattig, die Chamille, die Schafgarbe, der Baldrian, die Angelica, die Senfarten, das Löffelkraut und die Arnica. — Wie auf der Geest die knorrige Eiche und die Buche, wie in den öden Moorgegenden die weißstämmige Birke und in den sumpfigen Brüchen die Erle, so sind es in der Marsch nur Weiden und Eschen, welche der Landschaft ihr charakteristisches Gepräge aufdrücken.

Mit Weiden bepflanzt der Marschbewohner seine Deichbärmen, seine Wege, seine Gräben um Haus und Garten; in vielen

Gegenden, z. B. im Stedingerlande, bildet sogar der Anbau der Weiden in eigenen Weidenhöfen (Wydhöfe), einen nicht ganz unbedeutenden Erwerbszweig durch das Material, das er zu den Schlengen und zum Dachdecken liefert.

Hohe, oft mächtige, alte Eschen umgeben fast jeden einzeln liegenden Marschhof in den Elbmarschen, auch häufig Erlen. Eichen, Buchen und Tannen gehören dagegen zu den größten Seltenheiten, und nur zuweilen schmückt mit ihnen der reiche Marschbauer, wie z. B. der prachtliebende Hadler, seine oft parkartigen Gärten.

Obstbau wird nur in den höher gelegenen Marschstrichen getrieben und ist im Altenlande, dessen treffliche Kirschen, Zwetschen und Aepfel weit und breit, selbst nach England versandt werden, ein wichtiges Gewerbe.

In den nördlichen Marschen ist er des rauhen Klimas und der heftigen Seewinde wegen fast unmöglich. Hier kommen die Bäume gar nicht in die Höhe, sondern kränkeln und bleiben unfruchtbare, knorrige Krüppel, so lange sie überhaupt vegetiren. So im nördlichen Butjahdingerlande und im Lande Wursten.

Den Buchweizen ausgenommen, werden in den Marschen alle norddeutschen Getreidearten angebaut. Fast jede Gegend hat ihre eigene Kornart, die sie vorzugsweise cultivirt, z. B. Weizen, Roggen und Raps im Lande Hadeln und Wursten, Hafer im Stedingerlande, Bohnen im Osterstade, wo auch, wie im Lande Wührden, viel Gerste und Hafer geärntet wird.

Ueberall, wo der Boden nicht schwer und bindig ist, eignet er sich trefflich zum Kornbau und bringt vielfältige und schwere Frucht.

---

## Die Thierwelt der Marschen.

Weit weniger eigenthümlich als die Pflanzen- ist die Thierwelt in den Marschen. Sie ist beinahe dieselbe wie die der

übrigen norddeutschen Küstenländer, weßhalb sie hier nur in kurzen Zügen geschildert sei.

Die höheren Klassen des Thierreichs, namentlich die Säugethiere, sind in der kahlen, baum- und buschlosen und überall bebauten Marsch nur sehr schwach vertreten. Der Fuchs ist ihr größtes wildes Landsäugethier, doch auch ihn kann man nicht eigentlich hier heimisch nennen, da er seinen Bau nie in den Marschen hat, sondern nur von der benachbarten Geest nach Beute herunterstreift. Hasen hingegen hegen Kornfelder und Wiesen in ziemlicher Menge, während die Fischotter hie und da an abgelegenen Gräben und den stillen, schilfigen Kolken, welche einst durch Deichbrüche entstanden, ihr einsames Wesen treibt.

In den Feldern hausen noch der Marder, der Iltis und sehr häufig das gemeine Wiesel, an feuchten Ufern die Wasserspitzmaus (Sorex fodiens) und die große Wasserratte (Mus amphibius). Der Maulwurf verursacht Deichen, Wiesen und Gärten vielen Schaden, und die Feldmaus erscheint manches Jahr in ungeheurer Schaar, hier wie anderswo als unwillkommenster Gast.

Die zwei interessantesten thierischen Bewohner oder vielmehr Anwohner der Marsch sind der Seehund auf den Watten und an den Platen, wo er sich oft in Trupps von 7 bis 8 sonnet, und der Delphin, auch Braunfisch oder Tummler genannt (Delphinus Phocoena), der häufig in langen Reihen sich meilenweit vom Meere in die Flüsse hinaufwälzt.

Viel reicher und mannichfaltiger ist die Welt der Vögel, von denen die Marsch manch' seltene und merkwürdige Art beherbergt. Natürlich sind die Sumpf- und Wasservögel die zahlreichsten.

Möven und zierliche Seeschwalben umschwärmen in Schaaren die Küsten. Schwärme wilder Gänse ziehen im Herbst und Frühling in langen, spitzen Winkeln fliegend und schreiend durch die Luft, und bevölkern, vereint mit zahllosen Entenflügen, unter denen manche schöne Gattung, die schilfigen, menschenleeren Platen der Flüsse, wo sie in stillen Nächten entsetzlichen Lärm verursachen.

Auch Schwäne zeigen sich bisweilen im Herbst und Winter; ferner der gelblichweiße Säger (Mergus merganser) mit seinem stattlichen, dunkelgrünen Federkamm, der langschnäblige Säger (Mergus serrator), der gefleckte Taucher (Colymbus stellatus) mit seinem scharfen, pfriemenförmigen Schnabel und mehrere Steißfußarten.

Auf Sanden und Watten tummeln sich die Strandläufer (Tringa, Totanus, Strephilas), unter denselben der bunte, rothfüßige Austernfischer (Haematopus). In den mächtigen Rohrfeldern der Außendeiche wohnen das schwarze Wasserhuhn, die Ralle (Rallus aquaticus), das zierliche Rohrhuhn (Gallinulla chloropus), das gefleckte Rohrhuhn (Gall. porzana). Hier läßt in lauen, stillen Sommernächten der Wachtelkönig (Crex pratensis) sein Geschnarre erschallen und an den Schlengen, an den schilfigen Ufern und stillen Platen steht der graue Fischreiher unbeweglich wie ein Bild, oft halbe Tage lang auf Beute lauernd.

Andere Sumpfvögel halten sich mehr im Felde, besonders aber in den niedrigen, feuchten Bruchwiesen auf.

Da schreitet ernst und gravitätisch der rothbeinige Storch; der große Brachvogel mit langem, gebogenem Schnabel, meistens in kleinen Trupps von 6 bis 12 Stück, verräth sich schon von fern durch seine volle, weithin klingende Stimme; die Beccassine sitzt still und unbemerkbar an nassen Stellen und fliegt mit leisem Gekrächze auf, wenn man naht; der Kiebitz umkreist ängstlich schreiend den Wanderer und schaart sich im Herbste nicht selten zusammen mit dem Goldregenpfeifer (Charadrius pluvialis) zu ungeheuren Flügen.

Raubvögel horsten wenig in der Marsch. Einzeln erscheint der Seeadler (Falco albicilla), an den Flüssen fliegt die Rohrweihe (F. rufus), und im Felde schwebt der große Bussard (F. Buteo) niedrig über den Boden hinweg, um die Feldmäuse zu überlisten. Außerdem finden sich noch einige kleine Habichte und im Winter häufig die Sumpfohreule (Strix brachiotus), obwohl fast kein einziger dieser Raubvögel in den Marschen nistet. Auch

von Singvögeln, welche die Gebüsche und Haine der Geest in reicher Zahl beleben, müssen sie viele vermissen. Am schmerzlichsten die Nachtigall, die sich nie, oder etwa nur auf einige Tage, in die Marschen hinunterwagt. Ebenso hört man niemals den flötenden Laut der Drossel, wenngleich die Krammetsvögel diese Gegenden auf ihrem Zuge nach Süden im Herbste berühren; wie auch Mönch, Dompfaff, Kreuzschnabel, Zeisig, Flachsfink (Spinus linaria) und noch manche andere Sänger die Marsch nur selten besuchen.

Dafür aber erfüllen im Frühling unzählige Lerchen die Luft mit ihrem jubelnden Geschwirr, Staare pfeifen von hohen, einsam stehenden Weidenbäumen und bilden im Spätsommer zu vielen Tausenden geschaart oft förmliche Wolken, und in recht buschigen Dörfern und Gärten stellt sich wohl mit dem Rothkehlchen, dem Zaunkönig, dem Goldhähnchen, dem Buchfink, dem Fliegenfänger, dem Neuntödter und der Brunelle auch die Grasmücke ein, und der kleine Rohrsänger (Muscipeta arundinacea) bewohnt die schilfigen Ufer, bis tief in die Nacht hinein munter zwitschernd. Seltener findet sich hier die hübsche Bartmeise (Parus barbatus), außer ihr noch die Kohl-, die Blau- und die Sumpfmeise. Die spechtartigen Vögel werden nur einzig vom grauen Baumläufer (Certhia familiaris) vertreten. Rabenarten gibt es drei, wilde Tauben zeigen sich nur sehr einzeln, außer der Nachtschwalbe aber fast das gesammte Schwalbengeschlecht. Einzeln auch gewahrt man den Eisvogel mit seinem Gefieder von tropischer Farbenpracht. Das Rebhuhn, welches in den kornreichen Marschgegenden nistet, repräsentirt die Hühnerarten; selten wird dagegen der Schlag der Wachtel gehört.

Für die Küche liefern nur Gänse, Enten, Becassinen, Rebhühner, Kibitze, Brachvögel und Goldregenpfeifer ihren Tribut.

Von Amphibienarten zählt die Marsch nur vier, sämmtlich Batrachier: den braunen und den grünen Frosch (Rana temporaria und esculenta), die gemeine Kröte und den in schlammigen Gräben

sich aufhaltenden Wassersalamander (Triton cristatus). Von Schlangen und Eidechsen, die auf der Geest und im Moor ziemlich zahlreich sind, streift nie eine hinüber in die Marsch. Ja es ist fast als ob in letzterer alle Lebensbedingungen für diese Thiere fehlten. Ich selbst habe oftmals den Versuch gemacht, Schlangen und Eidechsen in meinen Garten zu versetzen und ihnen darin sogar Haide und Moorboden gegeben. Allein selbst die muntersten dieser Thiere waren schon nach einer Woche matt und krank, und lebten selten länger als einen Monat. Wohl möglich, daß Kälte und Feuchtigkeit des Bodens daran die Hauptschuld trugen.

Desto größer ist der Fischreichthum. In den Binnengräben und Kolken lebt die Karausche, die Schleie, der Hecht und der Schlammpeitzer (Cobitis fossilis), in den Flethen schießt vorzüglich der schnelle Aal umher, in den Flüssen schwimmen Neunaugen, Quappen, Flußbarschen, Barben, Schnepel (Salmo lavaritus), Weißfische, Alante, Rothaugen, der Lachs, und der Stöhr in manchen Jahren häufig und von riesiger Größe.

Der Stint wird im Frühling wie im Herbste in Menge gefangen. Da wo das Wasser schon brackig wird, hält sich vorzüglich der Butt auf, an den Mündungen der Flüsse kommt schon mancher Seefisch zum Vorschein, z. B. der Häring, der Seewolf, einige Rochen und andere.

Sehr unbefriedigt lassen die Marschen den Entemologen, da sie kahl, baumarm und feucht, wenige und nur die allergemeinsten Insekten aufzuweisen haben. Die Zahl der Käfer erreicht kaum 20 Arten, darunter sind der rosenduftende Bockkäfer, welcher sich an den Weiden aufhält, der gemeine und der Gartenlaufkäfer (Carabus vulg. und hortensis), der große Schwimmkäfer (Hydrophilus piceus), der gesäumte Wasserkäfer (Dyticus mariginalis), der mäusegraue Springkäfer (Elater murinus) und der siebenpunktige Sonnenkäfer (Coccinella septempunctata) die häufigsten. Selbst der Maikäfer fehlt meistens.

Auch Schmetterlinge besitzt die Marsch in viel geringerer

Anzahl als die Geest, und hat nur die gewöhnlichsten Falter, wie den Baum- und Kohlweißling, den Admiral, den großen und kleinen Fuchs, das Pfauauge, den Distelfalter, die Aurora, den Citronfalter u. s. w. Noch weniger zahlreich sind Dämmerungs- aud Nachtfalter heimisch, nur die blumenreichen Bruchwiesen bergen einige seltene Eulen: Sesien und Atychien.

Hingegen erscheinen Libellen, vorzüglich die platte und die große Libelle (Libellula depressa und grandis) während mancher Sommer in außerordentlich dichten Schwärmen.

Die Bienenzucht ist unerheblich. Aber auch die lästigen Wespen, Hornissen, Fliegen, Mücken und Ameisen sind seltenere Gäste der Marsch als der Geest.

Von Crustaceen liefert der Seestrand die Strandkrabbe (Cancer Moenas) und die Garnele, auf deren nicht unbedeutenden Fang im Lande Wursten ich bei Beschreibung desselben näher zurückkommen werde.

Schließlich wäre noch der Weichthiere der Marschen kurz zu gedenken. In den Teichen und Gräben mit stehendem Wasser begegnen wir den beiden Tellerschnecken Planorbis corneus und carinatus, einigen Arten der Schlammschnecke (Limnaeus), der lebendig gebährenden Sumpfschnecke (Paludina vivipara) und der gemeinen Kugelmuschel (Cyclas cornea); in fließenden Binnengewässern häufig der Malermuschel (Unio pictorum) und der Entenmießmuschel (Anodonta anatina); auf den Watten der eßbaren Mießmuschel (Mytilus edulis) in großer Menge, der großen Sandmuschel (Mya arenaria), der eßbaren Herzmuschel (Cardium edule) und der gemeinen Korbmuschel (Maetra solida). Meistens findet man von den letzten drei Arten nur die leeren Schalen, mit denen die Watten und Sande oft fußtief angefüllt sind. Man sammelt davon ganze Schiffladungen, um aus ihnen Kalk zu brennen.

Im nassen Herbste haben einige Marschgegenden außerordentlich von der grauen Ackerschnecke (Limax agrestis) zu leiden, welche

die junge Weizen= und Roggensaat sehr oft völlig weg frißt. An Deichen und Wegen bemerkt man noch die große, schwarze Wegschnecke (L. empiricorum) und die gefleckte Gartenschnecke (Helix arbustorum), in Gärten die Waldschnecke (H. nemoralis); endlich wird, wenn auch selten, in einigen Marschen, z. B im Jeverlande, die große Weinbergschnecke angetroffen.

---

## Das Moor.

Wie schon oben erwähnt, liegt zwischen Geest und Marsch sehr häufig ein Strich Moorboden, der fast überall ganz allmählich in das eigentliche Marschland übergeht. Diese Vermischung von Moor und Marscherde nennt man gemeiniglich „Bruchland“, welches meistens aus sumpfigen Wiesen voller Binsen und harter Halbgräser besteht, die Region der Cypergräser, wie ich dasselbe früher bezeichnet habe. In geognostischer wie ökonomischer Hinsicht steht das Moor in ungleich näherer Beziehung zur Marsch als die Geest und ich glaube daher, daß eine Schilderung desselben gerade hier wohl am Platze sein dürfte. —

Die Moore sind in der ganzen gemäßigten Zone verbreitet, doch hauptsächlich dem Norden derselben eigen und ziehen sich hier hinauf bis nach Lappland, Canada und Nord=Sibirien. Den eigentlichen Polargegenden fehlen sie dagegen nicht minder gänzlich, als den Tropen, ja schon im Süden Europa's und selbst Deutschlands, wo sie Moose genannt werden, ist ihr Charakter bedeutend von dem der nordischen abweichend, und das Dachauer und Donau=Moos in Altbaiern, das große Sterzinger Moos in Tirol am Fuße des Brenners unterscheiden sich von den norddeutschen Mooren schon auf den ersten Blick. Auch in verticaler Richtung ist ihr Vorkommen sehr ungleich. Wir finden Moore sowohl auf den muldenförmigen Einsenkungen der höchsten Berge, selbst nahe an der Grenze des ewigen Schnee's, wie in den tiefsten Flachländern, die kaum wenige Fuße die Meeresfläche über=

ragen. Das eigentliche Entstehen desselben und seiner eigenthümlichen Flora ist indeß von Verhältnissen bedingt, die vielleicht noch lange Zeit ein Räthsel bleiben werden, — ein Räthsel, dessen Lösung wohl nur der Chemie vorbehalten bleibt.

Wir sprechen indeß vorzüglich von den Mooren des nordwestlichen Deutschlands, die hier, wenn auch den kleinsten, doch einen nicht unbedeutenden Theil der Erdoberfläche ausmachen und in dreifacher Weise vorkommen, als Hochmoore, Wiesenmoore und Moore in den Marschen. Unter den ersteren werden die verstanden, welche sich mitten auf hoher Geest gebildet haben; Wiesenmoore dagegen nennt man die, welche am Rande derselben entstanden, hier den Uebergang von der Geest zur Marsch bildend. Dieses geschieht mitunter so allmählich, daß man kaum erkennen kann, wo das Moor aufhört und die Marsch beginnt.

Vor allen Dingen gehört zur Moorbildung eine Niederung, in welcher Wasser versumpft, das gewisse mineralische Theile in einem bestimmten Verhältnisse mit sich führen muß. Vor Allem steht fest, daß Wasser, welches durch Quarzsand sickerte, die Moorbildung zunächst hervorruft, ebenso, wenn es durch Gneis, Granit und andere Urgebirgsarten, ungleich weniger dagegen, wenn es durch Kalk, Mergel und Lehm geflossen ist. In den Senkungen der Schiefer- und Kalkgebirge finden sich daher nur höchst dürftige Spuren von Mooren; häufiger zeigen sich dieselben in den granitnen Urgebirgen, z. B. am Brocken, im Riesengebirge, in Finnland und Schweden; doch die großartigsten und mächtigsten bleiben nach den sibirischen Tundras die norddeutschen Moore, welche mit dem Sandwasser der Geest getränkt werden. Die geringen Moorschichten, welche hie und da auch Thonboden mitten in der Marsch bedecken, können hier nicht in Betracht kommen. Ihre Masse hat hier nicht ihren Ursprung, sondern ist ohne Zweifel hierher getrieben worden, als noch alle Marschen ein weites fluthenbespültes Schlammfeld waren. Auch ist

dieses Moor jetzt völlig todt, es hat keinen Zufluß mehr und wächst nicht wieder, wenn es einmal abgegraben ist; denn das eigentliche Marschwasser erzeugt wohl, stagnirend, eine reiche Sumpfflora, nie aber ruft es die zur wirklichen Moorbildung nöthigen Pflanzen hervor.

Tiefgrüne, schleimige Massen von Wasserfäden (Conferven), die Anfänge alles organischen Lebens im Süßwasser, zeigen sich auch in den Niederungen an und auf der Geest zuerst. Es währt einige Jahre, so haben sie alle Lachen zu einer dicken grünen Masse verwandelt; in dieser wurzelt eine neue, zwar noch cryptogamische, doch schon ungleich höhere Pflanze, die bedeutendste aller Moore, das Torfmoos, Sphagnum. —

Dieses hochwichtige Moos ist von einem sehr blassen Grün und seine oft fußlangen schlaffen Stengel, welche rings mit niedergebogenen Aestchen besetzt sind, erscheinen fast niemals vereinzelt, sondern stehen immer dichtgedrängt und von reichlichem Wasser durchzogen im weichen Confervenschlamm. Alle Winter sinkt das Moos zusammen und wird überschwemmt; jeden Frühling quillen neue Pflanzen empor und immer dichter, vermehrter und massenhafter. So steigt Generation auf Generation viele Jahre hindurch, und während die unteren und ältesten Geschlechter endlich zu einem schwarzen unorganischen Brei zerfließen, häufen sich die oberen zu so dichten und festen Polstern, daß bald auch andere Pflanzen, selbst holzige, Festigkeit für ihre Wurzeln finden können.

Das gelbe Narthecium, das Wollgras, einige Riedgräser stellen sich ein, dann die reizende Moosbeere und andere Vaccinienarten, die Sumpfhaide, die gewöhnliche Haide und zuletzt der starkriechende Gagelstrauch, auch Porst genannt. Alle diese durchziehen mit ihren Wurzeln vielfach die Moospolster und sind noch deutlich im Torfe zu erkennen, wenn das Moos selbst längst zu einer formlosen Masse vermodert ist.

Fort und fort wächst auf diese Weise das Moos vor unsern

Augen, Pflanzengeschlechter auf Pflanzengeschlechtern entfaltend, tiefe Gründe und Mulden ausfüllend. Dreißig, fünfzig, ja achtzig Fuß und darüber hat man hier und da in die Moore hinabgebohrt und noch keinen Grund gefunden. In Deutschland mögen das Teufelsmoor bei Bremen, vor Allen aber die ostfriesischen Moore und die im Münsterlande die größte Mächtigkeit haben; eine noch größere besitzen die Moore Irlands. Viele Jahrhunderte sind freilich nöthig gewesen so gewaltige Lager zu bilden, da die Zeit eines Menschenlebens nur eine kaum zwei bis drei Fuß dicke Schicht und noch dazu des allerlockersten Torfgewebes entstehen läßt.

Eine der räthselhaftesten Erscheinungen ist die langsame Verkohlung dieser Vegetationsmassen, deren Fortschritt von unten nach oben zu sich deutlich erkennen läßt. Während an der Oberfläche die untergegangenen Pflanzen nur eben gebräunt sind und kaum eine Veränderung zeigen, sind sie im Grunde tief schwarz, beinahe verbrannt und mineralisch geworden, auch wohl in einigen Gegenden von wirklichem Erdöl (Bitumen) durchzogen. Solche Schichten liefern auch einen Torf, der fast der Steinkohle gleich zu achten ist.

Tief im Grunde der ältesten Moore stößt man sehr häufig auf eine Menge von Ueberresten vielfach zerschmetterter und geknickter einheimischer Waldbäume aller Arten, welche wild durch einander liegen. Selten sind indeß mächtige Stämme dabei, Gestrüpp und Wurzelknorren dagegen in großer Masse; auch diese sind oft wie verkohlt und mit Erdöl durchsetzt und geben ein so leuchtendes Brennmaterial, daß angezündete Späne davon in manchen Gegenden die gewöhnlichste Beleuchtungsart armer Leute ausmachen. Ueber den Ursprung dieser Waldmassen herrschten von je verschiedene Meinungen. — Daß sie sämmtlich anderen Gegenden angehörten, dann durch mächtige Fluthen in diese Niederungen geschwemmt und endlich allmählich ganz vom aufwachsenden Moose eingehüllt wurden, ist jedenfalls das Wahr-

scheinlichste. Zu glauben, daß früher hier Wald gestanden habe, ist schwer, da sich ein Beispiel von echtem Waldwuchse auf Moorgrunde jetzt nirgends nachweisen läßt. Auch würde ein umgesunkener Wald kaum in so wildem Getrümmer über und durch einander liegen, wie diese Reste. Man findet indessen ebenso tief unter dem Moore, also auf dem eigentlichen Sandgrunde sehr oft bedeutende Holzmassen. Diese rühren von wirklich hier heimisch gewesenen Wäldern her, denn ihre Wurzeln haften noch tief im Boden, die Stämme aber, meistens Eichen, liegen durchgängig in der Richtung von Nordwest nach Südost gestreckt, so daß mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen ist, auch diese Stämme seien durch große Sturmfluth niedergeworfen worden.

Noch mannigfach anderes Interesse bieten namentlich die Wiesenmoore. Diese liegen rings am Rande des Geestlandes und haben ihre größte Breite immer da, wo dieses sich buchtartig einwärts zieht, umgekehrt dagegen, also wo die Geest weit vorspringt, ist der Moorstrich äußerst schmal und unbedeutend, ja er verschwindet hier und da gänzlich, so daß der Sand unmittelbar an die schwerste Marsch tritt. Dieses ist z. B. bei den hannoverschen Dörfern Stotel, Wulsdorf und Geestendorf der Fall; eine Erscheinung, die sehr leicht zu erklären ist, wenn wir nur wiederum einen Blick auf den Urzustand der Marsch werfen. Ehe der Mensch seine Deiche aufwarf, war diese, wie wir gesehen haben, nichts als ein weites schlammiges Becken mit hunderten von kleineren oder größeren Inseln, zwischen welchen Meer- und Flußwasser in einer Menge von Armen auf- und abrieselte, während die jetzige Geest dies Ganze mit ihren Sanddünen umfaßte. Wo sich nun eine lange Insel gerade vor einer Einbiegung des sandigen Ufers aufwarf, entstand natürlich dazwischen eine Niederung, gewissermaßen ein abgeschnittener todter Flußarm, welcher deßhalb bald versumpfen mußte. Meerfluth und Flußwasser vermochten, je mehr die Insel an Ausdehnung und Höhe zunahm, immer weniger und zuletzt gar nicht mehr die Niederung zu erreichen, und

das Geestwasser behielt endlich allein seine Einwirkung. So mußte die Marschflora untergehen; im stagnirenden Sumpfe trat der üppigste Mooswuchs an ihre Stelle, und das Wiesenmoor war gebildet.

Mitten in solchem Wiesenmoore finden sich hier und da höchst seltsame, vielleicht durch starke Quellen entstandene Wasserbecken. Meistens sind dieselben sehr tief, rund wie ein eingesunkener Krater und gefüllt mit klarem, braunem, eiskaltem Wasser oder auch mit einem dünnen schwarzen Schlamme. Das Torfmoos und die eigentlichen Moorpflanzen verschwinden in ihrer Nähe, dagegen sind ihre Ufer mit verschiedenen Gräsern, namentlich der Glyceria aquatica bewachsen. Nach und nach überzieht dieses Gras auch die Oberfläche des Kolks mit dem fast fußdicken engverfilzten Gewebe seiner Wurzeln, zuerst ringförmig und in der Mitte eine Oeffnung lassend. Doch immer kleiner und kleiner wird diese, endlich ist die ganze Oberfläche des Wassers fest begrünt und in eine runde schwimmende Wiese verwandelt, die nun ein Dobben heißt. Diese Dobben nun sind freundliche Oasen vom üppigsten und saftigsten Grün mitten in dem öden schwarzbraunen Moore. Oft sind sie nicht unbedeutend, selbst einige Morgen groß von reichem Heuertrag, und ihr Wurzelgewebe ist so zähe und fest, daß sie ohne Furcht sogar mit Pferden und Wagen befahren werden, wie sehr auch ihr Boden zittert und tief in sich einbiegt. Allein gefährlich ist es, wenn ein Dobben noch nicht zugewachsen. Das Thier oder der unvorsichtige Wanderer, der hinüberschreiten will, versinkt plötzlich spurlos. Der geheimnißvolle finstere Schlund verschlingt den Menschen in einem Nu. Er ist ohne Rettung verloren, wenn man nicht sofort mit Stricken und Stangen zu Hülfe eilen kann. An Schwimmen ist selten zu denken, denn der schwarze Moorschlamm hängt sich fest an den Körper und hindert jede Bewegung der Glieder; der Angstruf verhallt in der menschenleeren Oede, ein gräßlicher Erstickungstod ist unausbleiblich.

Man sagt, das Teufelsmoor habe seinen unheimlichen Namen

davon bekommen, daß in alten Zeiten so manche Wanderer, die sich ohne Führer hindurchwagten, in ihm spurlos verloren gingen. Sie waren, so ging die Sage, eine Beute der höllischen Mächte geworden, die in dem einsamen Moore hausen. Jetzt sind diese halboffenen Dobben indessen seltener und seltener geworden, bis sie eines Tages völlig verschwinden.

Immer wankt und zittert der Moorboden, wenn man ihn überschreitet oder überfährt, welches Letztere fast nur im hohen trocknen Sommer möglich ist. Auch steigt und fällt das Moor je nach dem Wasserstande. Schwimmende Wiesen finden sich bei Hechthausen im Amte Himmelpforten, bei Horst im Amte Ricklingen und am Steinhuder Meere. Nirgends aber tritt diese Erscheinung in solcher Großartigkeit auf wie im Amte Osterholz beim Dorfe Waakhausen, dessen schwimmendes Erdreich eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Ueber eine Stunde lang und eine Viertelstunde breit bei einer Dicke von fünfzehn bis zwanzig Fuß zieht sich die schwimmende Wiese am südlichen Ufer der Hamme dahin, die Uferwiesen selbst, aus einer Art Marsch bestehend, treiben nicht in die Höhe und werden überschwemmt, wenn der Fluß austritt. Der dahinter gelegene Landstrich aber schwimmt mit allem, was er trägt, mit seinen Eichen und Tannen, Erlen und Birken und reichem Unterholze, mit Äckern und Gärten durchaus hoch und trocken auf den Fluthen. Nur die Häuser schwimmen nicht mit, sondern sind auf festen Erd- und Sandwurthen erbaut. Diese letzteren zeigen recht das Steigen und Fallen des Landes an, da sie bald hoch auf ihren Hügeln hervorragend, bald wieder, wenn das Moorland emporgetrieben, als zu ebener Erde gebaut erscheinen. Bei hohem Wasserstande, namentlich wenn es Sturm gibt, zeigen sich noch allerhand Verrückungen des Landes, welche nicht selten die ganze Aussicht aus den Fenstern der Wohnungen umwandeln; ja es reißen wohl selbst mächtige Stücke, sogar ganze Wiesen los und treiben den Fluß hinab oder lassen sich, wenn das Wasser fällt, auf die überschwemmten Uferwiesen nieder. Oft

genug hat man daher schon Äcker und Wiesen anbinden müssen, damit sie nicht buchstäblich auf- und davongingen. Im Jahre 1761 wurde auf solche Weise einem Hofbesitzer, Namens Hinrich Ahrensfeld, fast seine ganze mit 80 bauständigen Eichen besetzte Hofstelle von seinem Hause abgerissen und 100 Schritte weit fortgetrieben. Aber noch ehe das Wasser fiel, hatte er sie mit Hülfe von Erdwinden wieder herangezogen. Ein anderes mit Nadelholz bewachsenes Landstück, von der Größe eines Morgens, setzte sich auf das überschwemmte Feld eines Nachbarn und veranlaßte einen gehörigen Proceß, der indeß noch verglichen wurde. Solcher Processe kennt das vorige Jahrhundert noch mehrere, denn der, auf dessen Eigenthum eine solche fremde Wiese geschwemmt wurde, bestand natürlich darauf, sie solle sofort heruntergeschafft oder zum Ersatz seines Schadens ihm selber zugesprochen werden.

Jetzt erklärt sich leicht das Vorkommen des Moores mitten in der Marsch. Es ist ebenso hergeschwommen, hat sich niedergelassen und ist hier gelagert geblieben, als die Marschen höher und trockener und endlich den Fluthen durch die Deiche ganz entrückt wurden. So das große Kehdinger-Moor zwischen dem Lande Kehdingen und der Ostemarsch und das Schweier-Moor im Oldenburgischen. Hier in dem Kirchspiele Schweiburg tritt sogar der interessante Fall ein, daß das Moor unmittelbar an den Jahdebusen stößt. Der Deich zieht sich mitten hindurch, so daß ein großer Theil des Moores noch das Außendeichsland bedeckt und wirklich auf dem echten salzigen Meereswasser schwimmt, wenn die Fluth steigt. Vielleicht das einzige Beispiel auf der ganzen Erde, daß Moor und Meeresfluth sich berühren und Moorgewächse mit Meerespflanzen gute Nachbarschaft halten.

Genugsam bekannt ist es, welch' eine hohe Wichtigkeit die Moore durch ihren Torf erhalten, und wie der Handel mit diesem Brennmaterial schon Wohlstand und Civilisation in manche öde Moorgegend getragen hat und noch von Tage zu Tage mehr verbreitet. Bloß die reine Pflanzenerde liefert guten Torf; wo

das Moor dagegen mit Sand und Thontheilen vermischt ist, je nachdem Geest oder Marsch eingewirkt haben, gibt es wohl schweren Torf, allein dieser brennt schlecht und hinterläßt auch eine Menge mineralischen Rückstandes.

Die oberen Schichten des Moors liefern den weißen leichten Torf, auch Pfeifentorf genannt, der mit hellen Flammen, aber mit geringer Hitzkraft brennt und daher meistens nur zum Brennen der Ziegeln und des Kalks benutzt wird. In ihm ist kaum das Moos verwes't, und alle andern Stengel und Wurzeln sind deutlich zu erkennen. Tiefer sitzt der gute Ofentorf, schwarzbraun von Farbe, eine schwere compacte Masse, in der nichts als die größeren Holzwurzeln bemerkbar sind. Noch tiefer sind auch diese nicht mehr zu erkennen, das Ganze ist ein schwarzer Brei. Derselbe wird herausgeholt, noch tüchtig durchgearbeitet, hierauf zu einem glatten Kuchen auseinander geschlagen und endlich in längliche Stücke (Soden) geschnitten, um ihn so völlig zu trocknen. Dieser Torf ist der schwerste und theuerste, kommt fast der Steinkohle an Hitzkraft nahe und heißt Backtorf, zum Unterschiede von dem andern, der gleich in Soden gegraben und in einigen Gegenden Kliptorf genannt wird.

Die Moore sind eine kaum zu erschöpfende Fundgrube; denn tausende und tausende von Fudern Torfes, welche erst eine allgemeine Abwässerung heben läßt, lagern noch unerreichbar in Sumpf und Wasser. Die Canäle sind die Lebensadern der Moorgegenden; durch sie allein werden die früher grauenhaftesten Einöden zu blühenden Colonien umgeschaffen. Vor allen ist hier der großartigen Canalanlagen Ostfrieslands zu gedenken, die unter dem Namen Fehne bekannt sind. Das Wort stammt jedenfalls aus dem Altfriesischen, wo Feen einen Morast bedeutet. Fehne aber nennt man jene breiten schiffbaren Canäle, die sich unmittelbar vom Meere oder von der Ems tief in die Moore hinein erstrecken und zu beiden Seiten mit Häusern, Gärten, Äckern und Stapelplätzen versehen sind. Die Colonisten nämlich, nachdem sie einige

Schichten Torf abgegraben, haben hier den untern Boden wieder zum fruchtbarsten Acker- und Wiesenlande geschaffen, indem sie mit ihren Schiffen, auf denen sie den Torf verfuhren, als Rückfracht Dünger und selbst Marscherde herbeibrachten, um damit den Boden wieder zu erhöhen und nutzbar zu machen. Kaum gibt es Ueberraschenderes, als der Anblick einer solchen Fehne. Stundenlang wandert man in der einsamen schweigenden Wüste; nichts erblickt das Auge als Moor und Haide, kein menschlicher Laut dringt an's Ohr, da nahet man der Fehne und auf einmal ist die ganze Scene eine andere, und das regste Leben und Treiben treten an die Stelle der Einöde. Der breite Canal dehnt sich unabsehbar dahin, eine Unzahl von Booten, Kähnen, kleinen Seeschiffen, ein buntes Segel- und Flaggengeflatter belebt ihn; an seinen Ufern, kaum 20—30 Schritte von einander, erheben sich Haus an Haus mit freundlichen rothen Ziegeldächern vom reinlichsten Ansehen, dahinter Blumen- und Krautgärtchen, aus denen mancher Fruchtbaum emporsteigt; weiterhin wogen goldene Saaten, leuchtende Raps- und duftende Buchweizenfelder, und dazwischen weidet schweres Marschvieh im üppigen Klee; dort wieder Stapelplätze mit ungeheuren Torfbergen, da Quais; drüben Schiffswerften mit lautem Hammergepoch, dort lustig drehende Windmühlen, und wohin man blickt, Handel und Wandel, Arbeit, Wohlstand und Fröhlichkeit, so daß Einem das Herz mit fröhlich wird, denn hier arbeiten nicht Hunderte von Knechten für einen Einzigen, sondern Jeder hat sein eigenes Haus, Ackerland und Torfgrund, wenn auch nicht in großer Ausdehnung, doch hinreichend, um Armuth und Sorge fern zu halten und ein behagliches Familiendasein gründen zu können.

Die allergroßartigste dieser Anlagen ist Papenburg, welches nichts Anderes ist als eine Fehne, wenn es auch den Namen nicht führt. Im Jahre 1675 wurde diese Colonie namentlich durch die Bemühungen eines Freiherrn von Landsberg gegründet. Nichts war damals dort zu erblicken als ödes Moor, jetzt aber zählt

Papenburg über sechstausend Einwohner, hat ansehnliche Schiffswerften, mehrere Kirchen, eine Navigationsschule und eine Handelsflotte von mehr denn hundert und dreißig kleineren und größeren Seeschiffen. Ebenso ist das Teufelsmoor durch eine solche Canalanlage sehr wohlhabend geworden und dem Moorcommissair Findorf, der sich um die Anlage desselben große Verdienste erwarb, hat man auf dem Weiherberge, einer ansehnlichen Sandhöhe, ein wohlverdientes Denkmal errichtet.

Auch der Getreidebau hat sich seit Kurzem in allen Mooren sehr gehoben. Namentlich wird Roggen und Hafer, aber auch Buchweizen und sogar Sommerraps gebaut, die letzteren beiden meist nach dem üblichen Brennen des Moores. Dieses Brennen, wonach der Boden mild und entsäuert wird, geschieht, indem man die obere Schicht dünn abpflügt, diese Schollen sodann zum Trocknen in Haufen oder Reihen zusammenstellt und im April oder Mai anzündet. Noch ehe Alles zu Asche gebrannt ist, wirft man sie auseinander und pflügt nun den Acker noch einmal dünn um. In den Mooren Hollands, Ostfrieslands, Oldenburgs, Hannovers und Westphalens hat das Moorbrennen im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts in großartigem Maßstabe zugenommen, freilich zu argem und gerechtem Leidwesen des übrigen Deutschlands, dem jene ungeheuren Rauchmassen nur allzuoft die schönsten Frühlingstage verderben, die Luft verpestend, manchen heißersehnten Regen aufhaltend, ja selbst die liebe Sonne ihrer Strahlen beraubend.

Marsch, Geest und Moor vergegenwärtigen uns gewissermaßen die menschlichen Temperamente. Die Marsch repräsentirt, auf den ersten Blick erkennbar, das phlegmatische. Ihre ewigen schnurgeraden Linien, die wagerechte, ruhige Ebene mit dem einförmigen Grün, die träge fließenden Binnengewässer, der zähe thonige Boden, die schweren behäbigen Thiere, die Bevölkerung, Alles ist ein Bild des ruhigsten Phlegma's, wie keine andere Gegend es bietet. Die leichte Geest dagegen ist durch und durch sanguinisch. Hier ist Alles Wechsel, bald ernst, bald heiter, bald dürr, bald frucht-

bar, bald Thal, bald Hügel; hier dämmeriger Wald, dort schattenlose Sandwüste; hier grünender Wiesengrund und wallende Kornfelder, dort steiniges unfruchtbares Haideland; hier rauschende Mühlenbäche, dort stille rohrumflüsterte Teiche, — Alles in schroffen Gegensätzen, wie der Ausdruck eines sanguinischen Gemüths. Wie das Geestvieh leichter und lebhafter ist, als das Vieh der Marsch, so oft auch der Menschenschlag. Im Moor endlich findet die tiefste Melancholie ihren Ausdruck, welchen der köstlichste Frühlingsmorgen und der sonnigblauste Sommertag nicht ganz verscheuchen können, der aber bei trübem, wolkigem Himmel, im Spätherbst und zur Winterzeit wahrhaft grauenerregend auf die Seele zu wirken vermag. Nie wird man von diesem Eindrucke so mächtig berührt, als wenn man kaum noch die Wiesen der Marsch durchwanderte und nun plötzlich das Moor betritt. Mit einem Male ist man in einer andern Welt. Alles heitere Grün ist verschwunden, Nichts zu erblicken als ödes schwarzbraunes Land von unheimlichem, verbranntem Ansehen, begrenzt von einer ernsten tiefblauen Ferne. Einzig schwarze Torfhaufen, oder hie und da die einsame, armselige Hütte eines Torfbauern von einigen weißstämmigen Birken umgeben, sind die alleinige Unterbrechung der traurigen Ebene. Da und dort wallt eine graue Rauchmasse still zum Himmel, so daß man sich oft in einer vulkanischen Gegend glauben könnte, und ringsum herrscht eine Stille, ein Todesschweigen, welche das Herz mit Grauen erfüllen.

Die Haide ist in ihrer menschenleeren Einsamkeit ähnlichen Ausdruckes. Auch sie macht das Herz still und schwermüthig; aber ungleich unheimlicher ist der Charakter des Moores. Die Haide zeigt noch ein wechselndes Auf und Ab, oft in den weichsten Wellenlinien, das Moor ist eine staare unbewegte Ebene; in der Haide ruht das Sonnenlicht warm auf den rothgelben Sandblößen und gibt mit den rothen, grauen und weißen Steinen, die da umherliegen, ein reizendes Spiel von Lichtern, Schatten und Reflexen, das Moor, alle Strahlen einsaugend, alle Lichter und

Farbentöne entbehrend, zeigt nichts als sein trauriges Braun und wieder Braun. Über die Haide weht der Hauch der Romantik um die wachholderbewachsenen Grabhügel verschollener Helden und Nordlandsrecken über dem halbversunknen granitnen Hünenstein, der einsam und wie ein graues Räthsel aus sagenvoller Runenzeit uns anschaut; über dem schweigenden Moor aber schweben nur Teufelssagen gerade so unheimlich und schwarz wie es selbst ist. Die Haide hat ein emsig wimmelndes Thierleben. Es schwirrt die Haidlerche über ihr, muntere Eidechsen schlüpfen hurtig durch das blühende Kraut, schnelle Laufkäfer, oft von schönen glänzenden Farben, bevölkern alle Sandblößen, die kleinen reizenden Haidschmetterlinge, azurblau und glänzend wie Atlas, oder auch feuerfarbig, flattern und spielen, und eine Unzahl schwirrender Grillen, summender Bienen und anderer Insecten wimmeln und schwelgen auf den süßduftenden Blüthen, so daß Alles lebt und webt, wohin man horcht. Wie anders das Thierleben in den Mooren! Auch in ihm spricht sich die düstere Stimmung der Landschaft aus; es ist spärlich und still, stiller als in jeder andern Gegend. Da haust nur noch das Birkhuhn, die menschenscheue Rohrdommel läßt in stiller Nacht ihr schauerliches Brüllen hören, die Sumpfeule (Strix brachyotes) nistet in den Höhlungen und Binsenbüschen, und man sieht sie im Herbste und Winter oft mit lautlosem Fluge wie ein graues Gespenst über das braune Land schweben; hie und da fliegt eine Moorschnepfe vor dem Wanderer auf oder eine Bekassine, die ihr heiseres „Rätsch" ausstößt. Sonst ist alles stumm, denn auch Insecten hegt das Moor nur äußerst wenige. Ein Hauptbewohner desselben aber ist die giftige, braungefleckte Kreuzotter, die man an heißen Tagen oft spiralförmig zusammengerollt in der Sonne liegen sieht. Auch die übelriechende Ringelnatter ist fast so häufig, wie Eidechsen, Frösche und Wassersalamander (Triton cristatus).

Diese auffallende Ärmlichkeit des Thierlebens erklärt sich vielleicht aus der eigenthümlichen Eigenschaft des Bodens, auf

lange Zeit die Winterkälte zu bewahren. Nirgends hält sich das Wintereis so lange, wie im Moore. Mitten im Juni ist es vorgekommen, daß die Torfgräber hier noch auf Eisschollen stießen. Wenn Alles rings umher lange schon grünt und blüht, liegt das Moor noch todt und winterlich da und feiert erst seinen Lenz, wenn andere Gegenden ihn fast vergessen haben.

Die Moorflora ist eine charakteristische und interessante. Wir finden die reizendsten, wie die seltsamsten Pflanzengebilde, und eine Sommerwanderung durch das Moor ist für den aufmerksamen Beobachter deshalb höchst unterhaltend, so einförmig und düster die Landschaft im Übrigen sich darstellt. Die größere Menge der Moorpflanzen besteht aus sehr kleinen Holzgewächsen, deren Zweiglein meistens am Boden sich hinstrecken oder doch nur wenig von demselben sich erheben. Fast alle diese Gewächse haben harte, lederartige, immergrüne und äußerst schmale Blättchen, deren Farbe völlig mit dem tiefen Ton des Bodens harmonirt und meistens sehr dunkel ist, ebenfalls in's Braune oder Graue spielend; ebenso sind sie fast alle von herbem zusammenziehenden Geschmacke und vielen Gerbestoff enthaltend, doch entwickeln einige die niedlichsten und zartesten Blüthen, die man sehen kann, und späterhin manch' blaue und rothe eßbare Beere.

Vor Allem fällt der aromatische Gagelstrauch in die Augen (**Myrica Gale**), die nordische Myrte, wie man ihn schon genannt hat, wenn der Vergleich auch etwas kühn ist. Es ist ein geselliger Strauch von zwei bis drei Fuß Höhe, der große Strecken mit dem traurigen Graugrün seiner zolllangen schmalen Blätter bedeckt. Diese sind voll aromatischen Oels und riechen einzeln nicht unangenehm, in Menge aber und namentlich an heißen Tagen hauchen ihre Büsche einen so bedeutenden Duft aus, daß man mit starken Nerven begabt sein muß, um nicht heftige Kopfschmerzen davon zu tragen. Man benutzt das Laub zum Gelbfärben.

In großer Ueppigkeit gedeiht die schöne Sumpfhaide mit ihren rothen Blumenköpfchen, auch die gemeine Haide wächst überall

hoch und kräftig, und dazwischen windet sich mit liegenden Zweigen die schwarze Rauschbeere (Empetrum nigrum), deren kleine Blättchen vor allen Moorpflanzen durch das schönste Grün sich auszeichnen.

Weiter findet man hie und da die kleine reizende Andromeda, meistens in aristokratischer Einsamkeit blühend, nie gemein sich machend. Ihre lanzettförmigen Blätter sind oben dunkelgrün, unten zart silbergrau und ihre sanft gerötheten Blüthen schüchtern und verschämt zur Erde geneigt, wie ein verschämtes Mädchenköpfchen, so daß man diese niedliche Pflanze nicht ohne Wohlgefallen betrachten kann. Dennoch wird sie an Zartheit noch von der Moosbeere (Oxycoccos palustris) übertroffen. Wie zartverschlungene braune Fäden liegen die gleichwohl holzigen und mit kaum ein paar Linien haltenden Blättchen besetzten Zweige der letzteren auf den blaßgrünen feuchten Moospolstern und tragen an ihren Spitzen Blüthchen, die in Gestalt völlig einer kleinen rothen Türkenbundlilie gleichen. Aus diesen Blüthen werden späterhin Beeren, wie kleine Aepfelchen, erst gelblich mit scharlachrothen Bäckchen, dann immer röther und feuriger, so daß ein solches Moospolster mit seinen zahlreichen Beeren eine köstliche Farbenwirkung macht.

Auch der Porst (Ledum palustre) mit weißen Blüthendolden ist eine schöne Pflanze, doch kommt er nicht in allen Mooren vor; ebenso verhält es sich mit der Bärenbeere, der Trunkelbeere und anderen. Sie alle sind kleine ausdauernde Holzgewächse, deren Zweige, so dünn sie sind, unter dem Mikroskope Rinde und Jahresringe zeigen. Es giebt indeß auch manche ein- und zweijährige Kräuter im Moor und unter diesen wiederum die niedlichsten und interessantesten Gebilde, welche theils Sumpfpflanzen sind, theils als echte Wassergewächse in der braunen Fluth wohnen. Drei dieser Kräuter namentlich sind durch ihre ungewöhnlichen Eigenschaften merkwürdig.

Zuerst die wundersame Parnassia, eine schöne fußhohe Pflanze

mit einer Blüthe vom feinsten Weiß, das köstlich gegen das dunkle Grün ihrer rundlich holzförmigen Blätter absticht, eine Pflanze von eigenthümlicher Erscheinung. Was dieselbe zu einer der interessantesten macht, ist die seltsame Art ihrer Befruchtung. Die Blume hat fünf pfriemenförmige Staubfäden, deren jeder mit einem länglichen Staubbeutel versehen ist. Hat nun die Blume ihren Culminationspunkt erreicht, sozeigt sich plötzlich ein seltsames Schauspiel: die Staubfäden bewegen sich sichtbar zur Narbe, wie liebend schmiegen sie sich an dieselbe an, entledigen sich ihres feinen Pollenstaubes und kehren dann langsam in ihren vorigen Stand zurück. Und diese Bewegung geschieht nicht gleichförmig, sondern erst langsam, dann schneller und endlich förmlich ruckweise, dabei ein Staubfaden nach dem andern; ja Humboldt, der dieses Schauspiel schon 1794 näher beobachtete, entdeckte sagar eine genaue Reihenfolge dabei. Wenn man z. B. die Staubfäden von 1—5 von der Rechten zur Linken zählt, so bewegt sich Nr. 1 zuerst, dann Nr. 5, hierauf Nr. 2, nun Nr. 4 und endlich fällt Nr. 3 mit seiner Bewegung zwischen die beiden vorigen, wenigstens erhebt es sich schon, ehe Nr. 4 sein Befruchtungsgeschäft vollendet hat. Die Blüthe der Berberitze ist ein Beispiel ähnlicher Art und doch nicht ganz mit ihr zu vergleichen; denn ihre Staubfäden bewegen sich nur durch den Reiz äußerer Berührung. Bei der Parnassia ist es indessen ein durchaus innerer Drang, der sie aufrichtet, und allein dieses höchst merkwürdigen Anblicks wegen sollte man diese Pflanze in Gärten zu cultiviren suchen, wenn sie das nicht ebenso schon ihrer Schönheit halber verdiente.

Andere sehr anziehende Pflänzchen sind die drei Arten des sogenannten Sonnenthau's (Drosera). Es sind kleine niedliche Kräuter, deren langgestielte fleischige Blättchen unmittelbar aus der Wurzel kommen, flach im Kreise auf dem Boden liegen, an einer Art rund, bei andern Arten länglich sind und kleinen Löffelchen sehr ähnlich sehen. Diese niedlichen hellgrünen Blätter tragen auf der Oberseite eine Menge rother Härchen, jedes an seiner

Spitze mit einer kleinen Drüse, welche rings eine crystallklare, zähe Flüssigkeit ausschwitzt, so daß es den Anschein gewinnt, als ob Alles mit einem glänzenden Thaue bedeckt sei, und je heißer die Sonne scheint, desto größer sind die Tropfen. Darum konnte man keinen schönern und treffendern Namen dafür finden, als Sonnenthau, wie das Volk deren Blumen genannt hat. Auch diese Pflanze zeigt große Reizbarkeit, zwar nicht an den Blüthen, die unbedeutend und weißlich sind und auf nacktem rothem Schaft stehen, sondern vielmehr an den Blättern, namentlich bei heißen Tagen, wo sich dieselben bei Berührungen empfindlich zusammenziehen. Diese Reizbarkeit wird zuweilen so stark, daß, wie bei der berühmten Fliegenfalle Südcarolina's (Dionaea muscipula), sobald sich ein Insect auf die Blätter setzt, sich diese schnell schließen und das Thier mit ihren Härchen festhalten, bis es todt und der durch sein Arbeiten verursachte Reiz vorüber ist. Das dritte seltsame Gewächs der Moore ist der Wasserschlauch (Utricularia). Bei ihm indeß ist es nicht die Sensibität, welche es so merkwürdig macht, sondern eine andere kaum minder interessante Eigenschaft. Die Pflanze bewohnt die wassergefüllten Torfgruben und andere Lachen und besteht aus langen dünnen Stengeln, die mit einer Menge haarförmiger und vielfach fiederspaltiger Blättchen besetzt sind. An diesen letzteren befinden sich viele kleine, runde, häutige Blasen oder Schläuche, deren jeder ein bewegliches Deckelchen hat. Fast das ganze Jahr hindurch sind diese kleinen Schläuche mit Wasser angefüllt, und die Pflanze liegt in der braunen Moorfluth auf dem Boden. Sobald aber der Junius naht, die Blüthezeit der Pflanze, dann beginnt eine eigenthümliche Veränderung. Die Schläuche ziehen sich dicht zusammen, um das Wasser auszuleeren, und der Schlauch entwickelt Luft im Innern. Dadurch gehoben, steigt die Pflanze an die Oberfläche. Ihr Blüthenschaft erwächst aus dem Wasser und trägt zierliche gelbe Blumenkronen, später kleine Samenkapseln. Kaum aber ist die Blüthezeit vorüber, so öffnen sich schon die Schlauchdeckelchen,

die Säckchen füllen sich mit Wasser, und die ganze Pflanze sinkt wieder hinab und liegt von Neuem still auf dem kalten Grunde, harrend des nächsten Frühlings, wo sie wieder schwellen und aufsteigen kann, um zu blühen im warmen Sonnenschein.

Noch manche andere Pflanze hegt das Moor, z. B. die weiße Calla, das gelbe Narthecium, das sammetbraune Comarum, das seidenfleckige Wollgras und ein schönes Moos (Polytrichum), u. m. A.

Wildwachsende Bäume dagegen fehlen gänzlich, wenigstens in den deutschen Mooren. Angepflanzt werden indeß fast alle Arten, insbesondere aber Birken. Wie in den Marschen die Weide und Esche, im Sumpfe die Erle, auf Lehmboden die Eiche und Buche, im Sande die Föhre, so ist die Birke der echte Baum der Moore, und ihre blendendweißen Stämme, welche bei jeder Hütte aufragen, stechen grell, fast gespenstig ab gegen das dunkle Braun des Bodens, welcher durch sie nur noch tiefer und schwärzer erscheint.

Es sei vergönnt hier gleich ein paar Worte über das Volk in den Mooren beizufügen. An die Fehncolonisten und Anbauer der übrigen großen Moorcanäle darf aber dabei nicht gedacht werden. Bei ihnen haben Cultur, Handel und Verkehr mit Nachbargegenden jede andere Einwirkung verhindert. Ganz anders aber ist das bei den einzelnen Colonisten und Torfbauern der öden entlegenen Moorstrecken, welche nur im Sommer mit der Außenwelt in sparsame Berührung kommen, im Herbst und Winter hingegen, wo kaum ein Fuhrwerk sie erreichen kann, in der entsetzlichsten Einsamkeit ihre Tage zubringen. Traurig ist das Leben solcher Torfbauern, wenn sie auch selten mit bitterer Armuth zu kämpfen haben; denn abgerechnet den Verdienst durch Torfhandel können leicht ein paar Aecker des wohlfeilen Landes bestellt werden, um so viel Korn, Buchweizen und Kartoffeln, als zur Nahrung seiner Besitzer nöthig, zu gewinnen.

Da sitzen sie in ihren kleinen schwarz geräucherten Hütten die lange trübe Winterzeit hindurch ohne die geringste geistige Anre-

gung, ohne Nachricht vom Treiben der bunten Welt und selbst oft ohne körperliche Beschäftigung ihre Tage in stillem geistlosem Hinbrüten abspinnend. Sogar einen Verkehr unter sich kennen sie meistens nicht; denn ihre Wohnungen liegen fast immer ganz vereinzelt und in ansehnlichen Entfernungen von einander. Ihre Schulen sind in der Regel unsäglich elend. Man miethet auf die Wintermonate, so billig man kann, oft für fünf bis acht Thaler irgend einen armen Schulmeister, der gewöhnlich mühsam von Haus zu Haus wandern muß, um sein Mittagsbrod zu finden, im Sommer indessen, wo keine Schule gehalten wird, sich meistens als Knecht verdingt oder Torf gräbt. Wie traurig solch ein Unterricht beschaffen ist, läßt sich leicht denken. Die grenzenloseste Unwissenheit und der krasseste Aberglaube sind die unausbleibliche Folge, welcher letztere insbesondere vielleicht nirgends so seine Sitze aufgeschlagen hat wie in den Mooren. — Dazu kommt noch der Umstand, daß man allerlei unheimliches und verdächtiges Gesindel, von dem man die menschliche Gesellschaft befreien wollte, in die Einsamkeit der Moore verbannte und ihm hier Wohnsitze anwies. Alles das hat ein Geschlecht gezeitigt, wie es zu der dunkeln Oede seiner Heimath in schauerlichem Einklange steht.



# Das Volk der Marschen.

## Erste Bevölkerung der Marschen.

Wann baute der Mensch zuerst seine Wohnungen auf dem neugebornen Lande? — Weß Stammes und woher waren die ersten Ansiedler unserer Marschen gekommen? — Waren es die Urväter der jetzigen Bevölkerung, oder gehörten sie einem schon längst verdrängten, untergegangenen Geschlechte an?

Alles das sind Fragen, deren Lösung noch nicht gelungen ist und kaum jemals gelingen wird. So viel ist gewiß, daß schon vor Christi Geburt, oder doch wenigstens zu dessen Zeit die ältesten Marschen, wenn gleich sehr sparsam, bevölkert waren.

Die Römer, die unzweifelhaft bis zu den Marschen streiften, fanden die Gegend bewohnt. Ihre Schriftsteller Plinius und Tacitus nennen das Volk zwischen Ems und Weser Chauci minores und das zwischen Weser und Elbe Chauci majores; der letztere bezeichnet sogar die Chaucen als das edelste Volk der Germanen. Könnten darunter auch Geestbewohner verstanden sein, so redet Plinius ausdrücklich von Sumpfbewohnern (paludicolae), so daß über die damalige Bevölkerung der Marschen, die natürlich ohne Deiche noch echte Sümpfe waren, kein Zweifel mehr obwalten kann. Ob aber vor germanischer Einwanderung Andere, vielleicht Kelten, hier wohnten, wer möchte das ergründen? —

Später verschwindet der Name Chaucen, oder wird gleichbedeutend mit der allgemeinen Bezeichnung Sachsen, Niedersachsen. Von Westen her, aus dem jetzigen Holland und Ostfriesland, zieht

ein neuer Stamm, die tapferen Friesen, und nimmt bald von den Wesermarschen Besitz. Allein nur in wenigen Gegenden läßt sich die Zeit solcher Einwanderung mit einiger Sicherheit bestimmen. Character, Sitten und Sprachen zeugen dagegen in manchen Marschen laut genug von dem rein friesischen Element, welches jedoch im Stedingerlande und südlichen Osterstade durch die vielen Kämpfe mit den bischöflichen Bremern bedeutend geschwächt und mit sächsischem Blute vermischt ist. Ebenso in den Elbmarschen, Land Hadeln und Kehdingen findet man nur noch äußerst wenig friesische Namen und Sitten. Vielleicht widerstand hier der Einwanderung eine schon ziemlich starke ursprüngliche Bevölkerung, wie dies auch in Dithmarsen der Fall war.

So treffen wir nur rein friesisches Volk im Lande Wursten, im Vielande, im Lande Wührden, sowie im Stadt-Butjadinger- und Jeverlande.

„Es schwillt", sagt Plinius der Aeltere im Buche 16, Cap. 1 seiner Naturgeschichte von dieser Gegend: „Es schwillt zweimal hier in einer Tages- und Nachtlänge unermeßlich sich ergießend der Ocean und sinkt wieder. Zweifeln möchte man, ob es Land sei oder Meer, was man sieht. Da wohnt das armselige Volk in seinen Hütten auf Hügeln von Menschenhand aufgerichtet, so hoch wie die Fluth reicht; Schiffenden gleich, wenn die Gewässer die Gegenden bedecken, Schiffbrüchigen aber, denen die fliehenden Fluthen Seefische und Muscheln zur Nahrung lassen, wenn sie sich verlaufen haben. Nicht wie die Nachbarn können sie Vieh halten, noch von Milch sich nähren, nicht einmal mit wilden Thieren können sie kämpfen, weil ihr Land von allem Gebüsch entblößt ist. Aus Schilf und Binsen flechten sie Stricke und Netze zum Fischfang, und indem sie den mit ihren Händen hervorgeholten Schlamm (vielleicht Darg) mehr im Winde als in der Sonne trocknen, erwärmen sie mit dieser Erde ihre Speisen und ihre vom Nordwind starrenden Glieder. Getränk haben sie nur vom Regen, den sie in Gruben im Vorplatze ihres Hauses aufbewahren."

Das ist eine sicherlich getreue und treffende Schilderung jener Zustände. „Und diese Leute meinen", schließt er dieselbe, „wenn sie jetzt von den Römern besiegt würden, in Knechtschaft zu gerathen! — Fürwahr, es ist so! Viele verschont das Geschick — zur Strafe".

Vor solch' trostlosem Anblicke konnten wohl die Römer, aus dem schönen Italien kommend, zurückbeben und den Zustand dieses armen Küstenvolks doppelt entsetzlich und bejammernswerth halten.

Aber ein köstliches Gut genießen die armen Bewohner im reichsten Maaße — die goldene Freiheit. Einen Unabhängigkeitssinn bewahrten sie, wie kein anderes Volk Deutschlands.

Tacitus, der Erste, welcher schon einen Unterschied zwischen Chaucen und Friesen macht, nennt zwar die Chaucen das edelste Volk unter den Deutschen. Populus inter Germanos nobilissimus, quique magnitudinem suam malit justitia tueri sine cupiditate, sine impotentia. — Id praecipuum virtutis ac virium argumentum est, quod ut superiores agant, non per injurias assequuntur. Prompta tamen omnibus arma, ac si res poscat exercitus plurium virorum equorumque; et quiescentibus eadem fama. Das sind seine lobpreisenden Worte, aber dennoch sagt er ausdrücklich, daß wohl Chaucen als Söldlinge im römischen Heere Dienste genommen, nie aber Friesen, sondern, daß vielmehr diese sich fortwährend auf das Allerhartnäckigste gegen römisches Joch gesträubt hätten. —

Daß schon Tacitus einen solchen Unterschied zwischen Chaucen und Friesen macht, ist sehr bedeutsam; wo aber die einen anfingen, und die andern aufhörten, darüber wird wohl nie ein Forscher zur Gewißheit gelangen.

Der oldenburgische Geschichtschreiber von Halem stellt die Vermuthung auf, daß wir die Haupteinwanderung der Friesen in die Marschen hauptsächlich als Folge der großen Sachsenzüge nach England im fünften Jahrhundert ansehen müßten, da alsdann die Friesen sicherlich die entvölkerten Gegenden überzogen hätten.

Diese Ansicht ist offenbar sehr vernünftig; eine andere aber, die mehrfach aufgestellt wurde, daß nämlich nur die ältern bremischen Erzbischöfe die Friesen in's Land gerufen haben sollen, weil sie des Deichbaues kundig gewesen seien, ist gänzlich unhaltbar; denn als Karl der Große das Erzstift Bremen gründete, waren längst fast alle Marschen bewohnt und friesisch. Dagegen beriefen die Erzbischöfe im zehnten und eilften Jahrhundert eingeborne Holländer, ließen von diesen Deiche aufführen und gaben ihnen manches Stück Land auf geringen Erbzins. Dies ist sogar zum Theil urkundlich nachzuweisen und ohne allen Zweifel. —

Nicht lange jedoch sollte jener armselige Zustand dauern. Die Bevölkerung nahm zu, die Wurten vermehrten sich, wurden höher und ansehnlicher, man vereinigte auch mehrere Wurten zu einer großen gemeinsamen und auf ihnen entstanden Dörfer. Die ersten Spuren von Viehzucht, die dereinst diese Gegenden so reich machen sollte, begannen sichtbar zu werden; schon kann der Wurtsbewohner, wenn auch wenige schlechte Schafe halten, und endlich durchdringt die bis dahin einzeln und in gänzlicher Unabhängigkeit von einander Lebenden der Gemeingeist. Man vereinigt sich mit seinen Nachbarn und Genossen zum ersten Kampfe gegen die Fluthen und spricht zu ihnen: „Bis hieher und nicht weiter!“: man legt Deiche an.

Man verbindet sich dann noch enger untereinander zum Schutze und zur gemeinsamen Erhaltung derselben. Gesetze werden errichtet; Aufseher und Aelteste gewählt: die Geschichte der Marschbewohner hat begonnen.

Die in allen Marschen noch zahlreichen Wurten sind das deutlichste Zeugniß jener Zeit. Doch wurden auch später, nachdem schon Deiche das Land umgaben, Wurten aufgeworfen, theils des feuchten, ungesunden Bodens halber, theils der Sicherheit wegen, da die noch schwachen und niedern Deiche nur zu oft von wilden Sturmfluthen fortgerissen wurden. Vor allen wurden Kirchen und Gottesäcker allein auf den höchsten Wurten aufgeführt, damit das

Gotteshaus doch hoch und sicher herausragte, wenn auch alles Land rings die Wogen überbrausten. —

## Das Heidenthum in den Marschen.

Von dem Glauben, dem Cultus und allen sonstigen Religionsverhältnissen der ersten Marschbewohner wissen wir nicht das Geringste. Es ist anzunehmen, daß sie ebenso wie die Nachbarstämme dem germanischen Götterdienste anhingen. Ein alter Chronist erzählt, man habe Gottheiten mit Namen Foseta, Freda, Meda und Weda verehrt; doch ist seine Nachricht so dunkel und unvollständig, daß sie wenig authentischen Werth besitzt. Noch ein anderer erwähnt eines alten Gottes*) Stavo, Beschützer der Deiche, den man bei Sturmfluthen anrief.

In den Marschen selbst findet sich von einem solchen Cultus kaum das kleinste Denkmal. Der gänzliche Mangel an Steinen, das weiche schlammige Erdreich, welches, wenn man auch Steine zu Altären oder Denkmälern herbeiholte, dieselben doch bald hätte versinken lassen, und die häufigen Sturmfluthen und die dadurch verursachten großen Umgestaltungen, — alles Dies läßt jenen Mangel heidnischer gottesdienstlicher Ueberbleibsel leicht erklären.

Sicher zogen die Marschbewohner nach der nahen Geest, ihren Göttern zu opfern und ihre Todten zu begraben. Denn gerade nahe den Stellen, wo Geest und Marsch zusammenstoßen, finden wir auf ersterer am häufigsten noch granitne Steinaltäre, Hunenringe und eine Menge Grabhügel mit Aschenkrügen. Nur ein einziges Beispiel ist meines Wissens bekannt, daß auch in der Marsch selbst Aschenkrüge gefunden wurden, nämlich vor einigen Jahren im fedderwarder Außendeiche an der oldenburgischen Weserküste.

*) Heimreich, Nordfriesische Chronik lib. I, cap. VIII.

# Das Christenthum in den Marschen.

Auch die Frage, wann das Christenthum in diesen Gegenden zuerst verbreitet wurde, läßt sich keineswegs mit Bestimmtheit beantworten. Wahrscheinlich hatten die ersten Bekehrungsversuche schon im achten Jahrhundert, wenn auch fruchtlos, stattgefunden. Im Jahre 752 wird bekanntlich der große Apostel der Deutschen Bonifacius bei Dokum (Ostfriesland) von den heidnischen Friesen erschlagen. Ebenso finden sich dunkle Spuren, daß Mönche aus Schottland herüberkamen, das Christenthum zu predigen.

Nicht minder unklare, aber höchst interessante Nachrichten sind uns aufbewahrt vom Einfalle der Normannen, Askomannen wie sie auch genannt werden, in Friesland, was wohl zu Ende des siebenten Jahrhunderts geschehen sein mußte. Im alten Rustringer Azinge- oder Asegabuch, was so viel als Richterbuch heißt und später aus dem Friesischen in's Niedersächsische übersetzt wurde, steht Folgendes darüber:

„Darnha quemen de Denen un Norwegers myth eren heren myth groter macht van volke un wunnen alle dißze lande, un makeden sehe also eygen dath sehe holten halsbande umme den halß mosten dragen. Und nha der tidt an bededen de Bresen Affgade, wenthe so lange dath Sanct Gregorius Pawest tho Roma sande Willebrordum den byschop uth Engelandt in Breßlandt tho predigen den christliken geloven, un quam myth synen schepen tho lande tho Holwirdum by Dockum. Dysse selve hillige byschop tymmerde und buwede vele kerken in Breßlandt un bekerede vele volkes tho den christen geloven. Dar starf he tho Othmersum un ward geforedt in syne stadt Utrecht dar he byschop was un Sanct Bonifacius byschop tho Mentz quam darnha myth synen gesellen in Breßlandt umme tho predigen den christen geloven darumme he myth synen gesellen van den Fresen by Dockum worde gedodedt. —

Hyrnha setten de Denen eynen koninck in Breßlandt geheten

Radbatus und was ungelovich, und alse dysse hylligen byschoppen den christliken geloven predigeden warth he mede gelovig also dath men eme scholde dopen. So fragede he whor syne vorvaders gebleven weren und nhademe sehe im ungeloven gestorven, anthworde eme de byschop, dath sehe weren in der helle und alse he dath horede wolde he syk nich dopen laten, when (dann) he wolde blyven und sharen, dar syne vorvaders gebleven weren. —

Darnha quam der mechtige Konink Carolus myth ener groten macht van volke und vordreff den konink Radbatus und he toch wedder in Norwegen. Und alse nhu Konink Carolus here was aver Freßlandt, do erwelede he twolve de eddelsten und wysesten Manner, de in allen Freßlanden wharen und gebodt eme dath se scholden uthgrunden eyn landtrecht und dath beschrieven darmede dath landt mochte geregeret werden. Darup sehe antworden dath se dat nich wolden dhon, denne se wolden blyven by alle solken rechte alse ere vorvaders hadden gehadt van Adams tyden her. Darumme Konink Carolus tornich wardt und gaff eme soven dage tydt, dath se syk darup bedenken und bereden scholden, dath se dath landtrecht scholden maken edder se scholden alle ere lyve vorlesen und nhademe also de soven dage geendiget weren hebben se dath nich dhon wyllen. Thor stundt gebot Konink Carolus dewile he eme tidt hadde gegeven solkes tho donde und se deß em weygerden, dath men se setten scholde in eyn schyp sunder segel, rhemen und rhoer und also laten dryven in der See vor wyndt und wage und indeme alse dath also geschehen, so segen se nich anders vor Ogen denne den doth. — Do sprak eyn van ehm allen und was von gewaldigem geslechte und syn nhame Azinge und was de erste von den fresen de also hetede und sprak: Allerlevesten brodere ik hebbe gehoredt von den wysen geysthliken manne Willebrordus predigen dath do de here Christus nha der upstandnige syne Aposteln sach in groter bedrofnisse do apenbarede he syk sulvest den Aposteln in

beslaten dhoren und trostede se in erer bedrofnißе. Darume rhade ik dath wy ok Jesum Christum Marien sone anropen in unserer hogesten nodt up dath he uns erredde und kame uns tho hulpe in dussere bedrofenißе, elende und dodesgefahr. Unde indeme also se bededen so apenbaredt syk eme eyn wolgelaten mhan achter inne dem schepe und hadde eyn krumholdt in der handt und warp dath achter uth dem schepe und forede also disse wedder tho lande in de havene dar se uth gekamen wheren. Und dho disse drutteinste tho lande quam so nam he dath holdt und warp dath up dath landt und dar entsprank eyn schone borne, so noch hute tho dage för ogen is und mhen apenbar sehen mag. Dar giengen dusse twolve myth den drutteinsten umme sytten und laveden syk und de drutteinste was eynem idtliken van den twolven so gelik, dath man se nich unterscheden konde. Und dusse drutteinste lernde den twolven wath articeln se schriven und kesen scholden und also dath geschehen was thor stundt segen se den drutteinsten nich mher. — Do ermanede se wedderumme de vorgeorte Azinge thor danksagunge und sprak Allerlevesten brodere, latet uns Christum, Marien sohne myth unsem gebede dank seggen, dewile he uns arme sundere hefft gnedichliken unse gebedt erhoredt un uns synen engell gesandt, welker uns erreddeth hefft uth dodes angeste und uth des levens gefarlicheidt. —

Darnha quamen de twolve gesundt vor Konink Carolus, welker menede dath se lange verdrenket weren und se koren dath landtrecht dath eme gelereth was und Konink Carolus confirmerede ehme dath und besegelde idt tho ewigen tyden und de Fresen brukende dath sulve landrecht tho ewigen tyden sunder jennich wedderseggen des Keysers van Rhoma offt jennigen fürsten und wol se darinne bekrenkede de valdt in ungnade des Kaysers". —

So wörtlich die Sage von der Entstehung des Friesenrechts. Darauf folgen in dem Asegabuch die alten Gesetze und Insti-

tutionen selbst, die 17 Ludekusten (Kust vom Worte kiesen sich herleitend heißt das Erkiesete, Ludekust also das von den Leuten Erkiesete) und 24 Landrechte, und ich werde später wohl einmal darauf zurückkommen. —

Erst Karl dem Großen war es vorbehalten, zugleich mit seinem siegreichen Heere über diese öden Sümpfe die milde Lehre des Evangeliums zu bringen und zu befestigen.

Die Gründung der Bisthümer Hamburg und Bremen erfolgt im Jahre 788 durch ihn; damit hat das Christenthum den festen Heerd gefunden und sendet die mächtiger und mächtiger werdenden segensreichen Strahlen seines Lichtes in's kalte, heidnische Land der Friesen.

Gewaltig wirken die ersten Bischöfe, der h. Willehadus, Ansgarius und Rembertus, so daß im zehnten Jahrhundert bereits das ganze Land christlich ist und bald überall von sichern Wurten Kirchen und Bethäuser (Oratorien) über Meer und Land herabschauen.

Von diesen ersten Bauten werden kaum noch Reste vorhanden sein. Sie sind jedenfalls ganz unbedeutend gewesen.

---

## Die Kirchen der Marschen.

Die ältesten der noch heute stehenden friesischen Kirchen dürfen wenigstens in's eilfte und zwölfte Jahrhundert versetzt werden. Gebäude aus dieser Zeit finden wir in allen ältesten Marschen, namentlich in Ostfriesland, Jever- und Butjahdingerland, im Lande Wursten, Hadeln sind sie auf den ersten Blick zu erkennen.

Sie sind alle nur sehr klein und niedrig, an der Westseite mit einem niedern Thurm geziert, der jedoch in Ostfriesland häufig fehlt. Das dicke Gemäuer ist völlig cyclopisch von unbehauenen Granitsteinen durch Gußwerk verbunden aufgeführt. Wenige äußerst kleine, schießschartenähnliche, rundgewölbte Fenster gestatten im Innern nur eine matte Dämmerung. Das Bezeichnendste derselben ist der Chor, welcher stets als ein niedriger, innen mit einem

Rundbogengewölbe versehener Anbau, von Außen platt abgeschlossen erscheint. Krypten finden sich nie. Ein Scheidebogen, der auf zwei dicken, kurzen, romanischen Säulen ruht und an den byzantinischen Triumphbogen erinnert, führt vom Chor in das höhere mit einer flachen Decke versehene Schiff der Kirche. Wo Sculpturen und Ornamente vorkommen, sind dieselben meistens sehr roh, zeigen indessen deutlich den romanischen Styl. —

Die dicken Granitmauern, die kleinen Fensteröffnungen, namentlich aber jenen niedrigen Choranbau dürfen wir wohl als friesische Elemente bezeichnen.

So stehen diese grauen, uralten Gebäude einsam auf den kahlen Wurten, umgeben von niedrigem Weidengebüsch oder einigen alten, sturmzerzausten Eschen und melden von alten Tagen. Trotz ihrer geringen Größe sind sie unendlich ehrwürdig.



Altfriesische Kirche.

Auf diese alten Granitkirchen folgen diejenigen, bei denen nur der Sockel von Granitblöcken, das übrige Mauerwerk dagegen von großen, behauenen Quadern eines äußerst grobkörnigen Sandsteins, wahrscheinlich aus dem der Porta Westphalica besteht. Sie sind meistens ziemlich geräumig, oft in griechischer Kreuzform erbaut, die Portale und Fenster noch romanisch rundbogig, die innern

Ornamente, Säulencapitelle u. s. w. aber schon dem Uebergangsstyle angehörend.

In dieser Weise sind z. B. die zu Rodenkirchen, Esenshamm und Burhave in Butjahdingen. —

Auch einige interessante Bauwerke aus porösem Tuffstein, den man aus Schottland geholt haben soll, gehören hieher, wenn sie nicht schon etwas älter sind, da einige noch recht romanische Anlage und Details zeigen. Tuffsteinkirchen finden wir zu Wremen im Lande Wursten, zu Langwarden und zu Blexen im Butjahdingerland, von welchen die letztere, höchst seltsam, in ihrem Mauerwerk schichtweis regelmäßig zwischen Bruch- und rothen Backsteinen wechselt.

Zu Berne ist die größte und ansehnlichste aller Marschkirchen. Sie ist ebenfalls aus grobem Sandstein, dreischiffig und ganz im Uebergangsstyle erbaut. —

Gothischer Baustyl kommt fast gar nicht vor. Es scheint, daß unter seiner Herrschaft keine bedeutende Kirche erbaut worden sei. —

Die spätern Kirchen, meistens dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert angehörend, sind sämmtlich aus Backstein errichtet und in jeder Beziehung durchaus unbedeutend. —

Manche der alten Kirchen spielen in der Geschichte der Marschen keine unwichtige Rolle. Ihnen weihten die Friesen die köstliche und seltenste Beute ihrer verwegenen Seeräuberzüge; hier hingen sie die Trophäen ihrer Siege auf; in den Kirchen hielten sie Zusammenkünfte und Volksberathungen; auf die Kirchenwurt als die höchste und festeste flüchteten sie mit ihrer Habe bei hereinbrechender Wassersnoth. Wenn der Feind in Uebermacht herandrängte, dann gewährte ihnen das dicke Kirchen-Gemäuer Zuflucht, und die heilige Kirche ward zur festen Burg, zum letzten Hort ihrer Freiheit.

So ist manche alte Kirche, deren streitbares burgähnliches Gepräge der erste Blick wahrnehmen läßt, Zeuge geworden vom blutigsten, verzweiflungsvollsten Kampfe.

Wenn auch das Aeußere dieser merkwürdigen Bauwerke trotz fast tausendjährigen Alters, meistens noch wohl erhalten ist, so hat leider die Reformation und noch mehr die unselige Perückenzeit der letzten Jahrhunderte auch hier das Innere auf bedauernswerthe Weise umgestaltet, das Alte herausgerissen und einen Wust des geschmacklosesten bunten Plunders an dessen Stelle gesetzt.

Wenige Altäre sind noch alt-friesisch; auch die kleinen Rundbogenfenster, die so sehr mit dem ganzen niedern Gebäude im Einklang standen, wurden meistens zugemauert und nüchterne hohe viereckige Löcher dafür angebracht, die all' jenes alte geheimnißvolle Dunkel, jeden Ernst im Innern zu Nichte machten.

Die großen metallenen Taufbecken, außen oft reich mit Sculpturen und Inschriften geschmückt und meistens von grotesken Gestalten getragen, sind noch das Einzige, was das Innere der Kirchen aus der alten Friesenzeit aufzuweisen hat.

---

## Die Grabsteine in den Marschen.

Auch die Kirchhöfe haben mitunter einige Bedeutung. Mancher bemooste Denkstein derselben bezeichnet die Stätte, wo ein tapferer Friesenhäupling oder ein alter weiser Rathmann ruht. —

Die ältesten Grabsteine meistens aus dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, sind flache Sandsteinplatten einen Fuß dick und stets liegend. In den vier Ecken derselben in Medaillons Engel, Löwe, Ochs und Adler (die Attribute der 4 Evangelisten), dazwischen Mönchsschrift in plattdeutscher Sprache und Minuskeln, Namen, Geburts- und Todestag enthaltend, in der Mitte halberhaben das Bild des Verstorbenen in altfriesischer Tracht mit Pumphosen, Mantel und Radkragen in angedeuteter Höhlung liegend, die Hände meistens gefaltet oder die eine am Schwert. Mitunter sind diese Sculpturen, wenngleich von handwerklichem Gepräge, doch recht tüchtig gearbeitet und die Köpfe nicht ohne würdigen ernsten Ausdruck, aber leider haben das Wetter von Jahrhunder-

ten und Tausende von Menschenfüßen viele dieser Grabsteine oft bis zur Unkennbarkeit geglättet und nur wo Moos und Rasen sich wie eine schützende Decke darüberlegten, zeigen noch Schriften und Bilder die ursprüngliche Schärfe.



Altfriesischer Grabstein zu Wremen.

Die spätern Grabsteine aus dem siebenzehnten Jahrhundert, als schon die Marschen längst ihre Unabhängigkeit verloren hatten, sind gleichfalls noch liegende Platten, die in ihren Winkeln, gerade wie die ältern, die Attribute der Evangelisten zeigen. Dagegen fehlt beinahe durchgehends das Bild des Todten, dessen Stelle meistens Wappenschilde einnehmen, auch ist die Schrift schon Hochdeutsch mit lateinischen Lettern und voller Bibelsprüche, überhaupt schwülstig und redselig.



Altfriesischer Grabstein zu Wremen.

Die Steine aus dem achtzehnten Jahrhundert endlich stehen sämmtlich aufrecht, sind ziemlich dünn, oben abgerundet und später auch an den Kanten vielfach aus- und eingebogen, bäuchig und geschnörkelt, wie es jenes Jahrhundert liebte. Jeder Stein ist horizontal in zwei Hälften getheilt, deren obere das Bildwerk, die untere aber die Schrift einnimmt. An der einen Seite befinden sich die Wappen, an der andern eine bildliche Darstellung, meistens Kreuzigung, Grablegung oder Auferstehung Christi. In den nördlichen Marschen erscheint häufig das Bild des Gekreuzigten, zu dessen beiden Seiten die Familie des Verstorbenen kniet, rechts



Grabsteine in den Marschen aus dem siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert.

die Männer, links die Frauen, oft sogar betende Wickelkinder darunter; Alles grob, roh und ohne Kunstwerth. Die spätesten und ansehnlichsten dieser Steine tragen noch allerlei zierendes Beiwerk, Blumengewinde, Füllhörner, Todtenschädel, dicke posaunende Engelein und pausbackige Seraphsköpfe. Der Kunstkenner sieht, daß das Unwesen Bernini's selbst bis in die stillen friesischen Marschen gedrungen ist.

Als die letzten folgen die antik-modernen Denkmäler der jüngsten Vergangenheit und wie sie noch heut zu Tage der reiche Marschbauer seinen Hingeschiedenen setzt. Manche alte Patrizierfamilie besitzt auch ihr stattliches Gruftgewölbe.

Damit vorläufig genug von den Überbleibseln aus alter Zeit. Jede einzelne Marsch hat auch ihre eigene Geschichte, die sich nur selten mit der anderer Marschen verwebt; bei Schilderung jener einzelnen Bezirke kommen wir auf die Geschichte derselben ausführlicher zurück.

---

## Die Marschbewohner.

Der erfahrene und aufmerksame Beobachter unterscheidet meistens sofort den Marschbewohner, namentlich den aus echtem Friesenblute entsprossenen, von seinem Geestnachbar.

Eine derbe breitschulterige, fleischige, oft stark in's Corpulente gehende Gestalt, mehr groß als klein, Hände und Füße stark und breit, das Haar schlicht oder nur schwach gekräuselt und blond, der Bart röthlich und nicht sehr dicht, das Auge hellblau oder grau und das geröthete Gesicht von rundlichem Schnitte, — das ist der echte Friesentypus.

Der niedersächsische Geestmann ist dagegen durchgehends magerer, schmächtiger und aufgeschossener, von kurzem Oberbau und langen schmalen Beinen, wenn auch mitunter stark knochig und sein Gesicht häufig von schärfern und eckigern Umrissen. Da, wo die Geest an die Marsch grenzt, sind diese Gegensätze freilich noch nicht sehr hervorstechend. Hier zeigt sich der Uebergang vom friesischen zum sächsischen Elemente, ja manche dieser hart am Rande liegenden Geestdörfer haben sogar noch durchaus friesische Bevölkerung, wie z. B. die Dörfer Nesse, Wulsdorf und Geestendorf im Vielande.

Fast noch unbedeutender ist der Unterschied zwischen Geest und Marsch hinsichtlich des geistigen Charakters ihrer Bewohner.

Leichte Geest und schwere Marsch — in diesen Worten ist der ganze Grundzug Beider enthalten.

So ist der Geestmann durchaus sanguinisch, leicht zu erregen, gelehrig, erfinderisch und bei seinen Festen heiter bis zur lärmenden Lustigkeit.

Ganz anders dagegen der friesische Marschbewohner, dessen hervorstechendes Temperament, wie bei seinem Stammverwandten, dem Holländer, das phlegmatische ist.

Viel weniger empfänglich für äußere Eindrücke, ist er fast nie wahrhaft begeistert. Seine kaltblütige Ruhe und sein würdevoller Ernst verlassen ihn nur äußerst selten. Alle Feste, Hochzeiten, Jahrmärkte und ähnliche, werden von ihm auffallend still begangen, so daß man dieselben fast todt nennen kann.

Darum ist sehr schwer auf ihn einzuwirken, alte Gewohnheiten zu vernichten und Neues bei ihm einzuführen. Hat er sich

aber vom Guten desselben einmal überzeugt, und hat er eine neue Sitte einmal angenommen, dann hält er daran mit viel größerer Zähigkeit und Ausdauer fest als der Geestmann.

Man macht viel Rühmens von dem politischen und selbst kriegerischen Element, das den Marschbewohnern eigen sei. Namentlich die Leute jenseits der Berge denken, wenn sie zufällig von den Friesenstämmen im wogenumbrandeten Lande Wursten oder im Butjahdingerlande lesen und hören, nichts Geringeres, als daß noch heute die Bewohner dieser Küstenstriche ein Heldenvolk seien.

Allein der jetzige Marschbewohner ist an diesem seinem Ruhm im Ganzen völlig unschuldig, und es möchte eben nicht allzuglänzend mit seinem politischen Rufe bestellt sein, wenn er nicht seine tapferen streitbaren Vorfahren gehabt hätte.

Das Jahr 1848, das ganz Deutschland zu neuem Leben und neuer Kraft aufrütteln wollte, hat es hinreichend bewiesen, wie sehr politische Trägheit und Indifferentismus noch in den Marschen hausen. Gerade die rein friesischen Bezirke, z. B. Land Wührden, Vieland, Land Wursten und Butjahdingen waren die ruhigsten und theilnahmlosesten. In den nicht friesischen Marschen in dem Lande Hadeln und Kedingen, wie auch auf den Geesten erwachte dagegen sogleich ein regeres Leben.

Es trug sich damals eine unendlich spaßhafte Geschichte hier zu, allzu bezeichnend, als daß ich sie übergehen möchte. Als nämlich in den Märztagen von allen Enden laut der Ruf nach Preßfreiheit, Volksbewaffnung und deutschem Parlament erscholl, als viele Regierungen längst Alles bewilligt hatten was man nur wollte, und allein die hannover'sche noch immer hartnäckig blieb, tauchte urplötzlich in der Residenz das dunkle Gerücht auf, es solle in den bremischen Marschen furchtbar gähren. Immer bedenklicher, immer drohender wurden von Stund zu Stunde die Nachrichten vom beabsichtigten Aufstande. Endlich hieß es, zwanzigtausend todesmuthige Bauern, bis an die Zähne bewaffnet, ständen

bereit auf den ersten Wink ihrer Führer nach Hannover zu ziehen, wenn die Regierung nicht nachgäbe. Einige zufällig dort anwesende Marschbewohner gingen, als sie ernsthaft gefragt wurden, wie es eigentlich um die Marschinsurrection stehe, zum Spaß auf die köstliche Jagdgeschichte ein. „Zwanzigtausend ist offenbar arg übertrieben“, sagten sie, „es mögen indeß immerhin zehn bis zwölftausend schlagfertig stehen. Aber nun bedenkt, wie wird der Zug lawinenartig anschwellen, wenn er durch's Land zieht“. — Das wirkte wie Hannibal ante portas. Allgemein war der panische Schrecken in höheren Kreisen wie unter den guten Residenzbürgern. „Nein“, hieß es sogar unter Letzteren, „so gern wir die Freiheit wollen, aber sengende und brennende Bauernmassen, an die sich, Gott weiß es, was Alles für Raubgesindel anschließen wird, werden wir nie und nie in unsere liebe gute Stadt lassen, eher machen wir selbst mit den Soldaten gemeinsame Sache und vertheidigen uns bis auf den letzten Blutstropfen“. — Da plötzlich gab die Regierung nach, bewilligte Preßfreiheit, Vereinsrecht, Volksbewaffnung, Stüve, genug Alles was man sich nur wünschte — und wer weiß es, ob doch nicht die zwanzigtausend todesmuthigen Marschbauern redlich mit dazu geholfen hatten. — Aber das Beste war, während sie in Hannover so trefflich mit „errungenschafteten“, saßen sie daheim in den Marschen ruhig zwischen ihren vier Pfählen, oder kamen höchstens so weit aus ihrem Gleichmuthe, daß sie sich doch nach langer Ueberredung bequemten einmal ein paar ausgeschriebene Volksversammlungen zu besuchen. Als die Errungenschaften endlich da waren, schlugen sogar Viele verwundert die Hände über'm Kopf zusammen über alle die so plötzlich vom Himmel gefallenen Rechte und Freiheiten und wußten wirklich kaum, was sie mit alledem anfangen sollten. —

Gilt es dagegen alte Gewohnheiten, Rechte und Freiheiten mit Kraft und Ausdauer zu behaupten und Alles daran zu setzen, sie nicht fahren zu lassen, dann stehen die Marschen in der ersten Reihe. Nur ihrer unermüdlichen Ausdauer und Zähigkeit haben

sie den Besitz so vieler Freiheiten zu verdanken, auf welche die Regierungen schon oft genug Angriffe machten. Und auch neuere Zeiten haben es gezeigt, daß die alte Kraft und Festigkeit nicht verloren gegangen ist.

Als im Jahre 1837 die hannöverische Regierung das Staatsgrundgesetz eigenmächtig umwarf, fand sie gerade in den bremischen Marschen den hartnäckigsten und lebhaftesten Widerstand.

Es besitzt kein Volk ein so prächtiges Oppositionstalent als das der Marschen. Zur Revolution taugt es dagegen ganz und gar nicht, da ihm alles Feuer und alle echte Begeisterung abgehen und es conservativ durch und durch ist. —

Selbstgefühl und Stolz sind hervorstechende Züge im Charakter des Marschbewohners, namentlich des wohlhabenden. Vor Allem stolz ist der Marschbauer auf seine fruchtbare Heimath, die er um keinen Preis mit einer andern vertauscht, am allerwenigsten mit der nahen Geest, auf welche er nur mit einer gewissen Verachtung und mit Bedauern herunter- oder vielmehr hinaufsieht. Aeußerst charakteristisch ist daher die bekannte Anekdote von jenem alten Marschbauer, wie er seinen reiselustigen Sohn mahnend an die Hand nahm und ihn davon abzubringen suchte.

„Sieh Jung“, sprach er, „hier is de Marsch un de ganze anner Welt is man Geest. Wat wullt du dumme Jung nu in de Welt maken?“

Noch stolzer erscheint der reiche Marschbauer auf seinen Stand als freier Grundbesitzer oder wie es hier heißt als Hausmann. Diese angesehensten und ältesten Hausmannsfamilien sind vollkommene Aristokraten und vertreten den in den meisten Marschen fehlenden Adel in ihrer Art völlig. Den weniger Besitzenden, den Köthner, pflegt der Marschbauer meist nur über die Schulter anzublicken, ihn nicht anders zu nennen als den „litten Mann, geringen Mann“, an welchen seine Tochter zu verheirathen, ihm eine ewig schmerzliche Schmach sein würde. Daher verbinden sich die Hausmannsfamilien fast ausschließlich mit Ebenbürtigen. Mei-

stens aber geschehen die Verheirathungen in der Familie selbst, damit Geld und Gut ja recht zusammengehalten werde; denn dieses ist in der Marsch mit äußerst seltener Ausnahme doch bei allen Verbindungen das erste Hauptstück. Die Liebe, heißt es, wird schon nachher von selbst kommen.

Mag dieser Stolz des Marschbauern immerhin sehr zu tadeln sein, tausendmal jedoch wird man mit ihm versöhnt durch das mächtige und wahre Ehrgefühl, welches ihn begleitet. — Eine Kränkung seiner Ehre, und komme sie von wem sie wolle, erfüllt ihn mit dem lebendigsten und anhaltendsten Zorne. Eigentliche Verbrechen kommen daher in den friesischen Marschen beinahe gar nicht vor, und wäre nicht das alte Land, das ich als völlig eigenthümlich ausnehme, wenn ich von den Marschen im Allgemeinen rede, so hätte seit langer Zeit kaum ein Marschbauer vor dem Criminalgericht gestanden. Gefängnißstrafe und sei sie auch noch so milde, sei sie nicht einmal eigentlich ehrenrührig, z. B. wegen Jagdvergehen, hält er für so schmachvoll, daß er Alles daran setzt, ihr zu entgehen; er würde oft lieber Tausende geben, würde lieber fliehen und auswandern, als im Gefängniß sitzen. Ja ein Marschbauer, der hörte, daß sein studirender Sohn kürzlich ein paar Tage im Carcer gehaust habe, begann vor Wuth und Scham zu weinen. „Ach Gott, rief er im tiefsten Schmerze aus, warum hett de Jung mi dat nich schreven, ick harr jo gern dusend Daler un noch mehr baden, wenn he man nich sitten schull"! —

Von alter frischer Kriegerlust ist im Marschbewohner heute nicht die kleinste Spur mehr zu finden. Das Soldatenleben sieht er als das elendeste, bedauernswürdigste Loos unter der Sonne an, und wer nur immer kann, sucht sich durch Flucht, Vorschützung von leiblichen Fehlern oder Stellvertretung davon zu befreien. Freiwillige gehören zu den allergrößten Seltenheiten; ganz anders wie in den Marschen der obern Weser, wo z. B. im Hoyaschen die Söhne der reichsten Bauern, getrieben von Reiterlust, sehr häufig freiwillige Dienste bei der Cavallerie nehmen. Diese Ab-

neigung gegen alles Soldatenwesen muß man indessen nicht dem Mangel an Muth beimessen wollen. Dem Friesenjüngling behagt ein freies, rüstiges Schifferleben einmal besser; hier ist er ganz in seinem Elemente. Nicht im Landheer, wohl aber auf der deutschen Flotte wird er einmal seine Lorbeeren zu erringen haben.

Mit dem zähen, hartnäckigen Charakter der Friesen hängt noch seine Proceßlust, seine Unversöhnlichkeit, die selbst mitunter in die kleinlichste Rachsucht übergeht, zusammen. Streitsüchtig ist er nicht, allein rechthaberisch bis zum Eigensinn. Sehr häufig geschieht es, daß ganze Familien oft zeitlebens um geringer Sachen willen auf gespanntem Fuße leben. Bei allen möglichen Gelegenheiten, namentlich bei Hochzeiten, Kindtaufen und Beerdigungen, zu welchen man dann einander sorgfältig nicht einladet, pflegt dieser Haß an den Tag zu treten.

Eine andere traurige Schattenseite, die freilich ebenfalls mit dem ungemeinen Selbstgefühle des Marschbauern zusammenhängen mag, ist der gänzliche Mangel an Gemeinsinn, welcher in einigen Marschgegenden herrscht und allen öffentlichen, gemeinsamen Verbesserungen hemmend entgegentritt. So oft noch rege Fortschrittsmänner für das allgemeine Wohl streben und wirken wollten, meist wurden ihren Bemühungen überall Hindernisse in den Weg gelegt. Sie scheiterten fast immer an dem heillosen Egoismus der Einzelnen und wurden in der Regel nur mit dem schändlichsten Undanke belohnt. Daher kommt denn der unglaublich schlechte Zustand so vieler öffentlichen Anstalten und Dinge, wie der Kirchen und Schulgebäude, der Begräbnißplätze, der Wege u. s. w., oft mit der Wohlhabenheit der Gegend und der Stattlichkeit der Wohnungen im grellsten Contraste. Als vor Jahren in den oldenburgischen Marschen die schönen, trockenen Fußwege von Dorf zu Dorf angelegt wurden, deren noch heutiges Tags die hannöverischen so schmerzlich entbehren müssen, fand diese so einleuchtende und nothwendige Verbesserung dennoch bei manchen alten Hausleuten den entschiedensten Widerstand, und aus welchem Grunde? Sie

sagten ganz einfach: „Use Olen sind so lange dör den Drek komen, wie bruckt et nicht beter to hebben.“ Ja Einige trieb wirklich ihr starrer Eigensinn dahin, daß sie, nachdem die schönen Fußpfade vollendet waren, lieber nebenher im fußtiefen Klee gingen, als den verhaßten Weg der Neuerung zu betreten. Sie wollten ad oculos demonstriren, daß die Sandpfade unnütz seien und recht gut vermißt werden könnten. —

Zum Schluß dieser allgemeinen Charakterschilderung muß jedoch bemerkt werden, daß man, ebenso wenig wie dies anderswo statt hat, keineswegs die sämmtlichen Marschbewohner über einen und denselben Kamm scheeren darf. Wie jede einzelne Marsch in ihrem ganzen äußern Ansehen, in ihren Wohnungen, Sitten, Einrichtungen u. s. w. ihre Eigenthümlichkeit hat, so findet dies auch in den hervorstechenden geistigen und sittlichen Zügen ihrer Bewohner statt; aber nur langjährige Beobachtungen lassen diese Unterschiede erkennen.

So ist z. B. der Osterstader und der mit ihm verwandte Stedinger der zahmste, gutmüthigste und loyalste aller Marschbewohner, der Butjahdinger, namentlich der Wurster derb, voll Kraft und Festigkeit, der Jeverländer der freisinnigste und thatkräftigste, allein zum Theil noch ziemlich roh, der Hadler und Kehdinger zwar auch kräftig und freiheitsliebend, aber luxuriös und oft etwas stark renommistisch, der Altländer endlich schlau, gewandt, mißtrauisch und verschlossen gegen Fremde, dagegen am strengsten auf alte Gebräuche haltend. —

Ebenso verschieden ist der Culturzustand der Marschen. Die osterstader, wührder, wurster, vinländer und namentlich die altländer Bauern haben ihre alte Einfachheit noch am meisten bewahrt, und selbst die allerreichsten lassen ihre Kinder selten anderswo als in ihren heimathlichen Dorfschulen unterrichten; denn gegen den gebildeten oder sogenannten lateinischen Bauern waltet das entschiedenste Vorurtheil ob.

Auch das Innere der Häuser trägt in den erwähnten Bezirken nur selten Spuren moderner Eleganz, und die alten,

braunen, großväterlichen Hausgeräthe werden noch hoch in Ehren gehalten.

Mehr schon berührt von moderner Cultur erscheint das Stedinger-, Stad- und Butjahdingerland. Hier findet man in der That elegante Wohnungen; hier sendet man die Söhne häufig auf höhere Bürgerschulen, während die Töchter nach ihrer Confirmation ein Jahr in der Residenz Oldenburg oder in Bremen zubringen, um hochdeutsch sprechen zu lernen und sich den Firniß feinen Benehmens anzueignen. Vor Allem aber legt man Werth auf gediegene, zierliche Kleidung, die namentlich beim weiblichen Geschlechte oft völlig luxuriös wird. Das kann man auf den Jahrmärkten, zu denen man sich in jeder möglichen Weise herauszuputzen sucht, am Besten beobachten. Die derbsten und stämmigsten Bauerntöchter mit rothblühenden Gesichtern, kräftigen Gliedern und Händen, denen man die tüchtige Arbeit nicht erst abzufühlen braucht, sieht man da im eleganten, aber freilich nicht immer geschmackvollen Gewande der Salondamen einhergehen, in Sammt und Seide und mit schwerem Goldschmucke meist überladen.

Von allen Marschen steht das Land Hadeln, wo es sich um Luxus und Verschwendung handelt, oben an.

Die glänzenden Staatszimmer, die herrlichsten, parkähnlichen Gärten, das kostbare Porcellan- und Silbergeräth und die eleganten Equipagen der hadler Bauern sind weit umher bekannt, fast sprichwörtlich geworden.

Bei ihren Familienfesten pflegt ein so gewaltiger Luxus und Pomp zu herrschen, daß schon in den Jahren 1602—1733 eine Reihe von eigenen Gesetzen erlassen werden mußte, um diese Verschwendung nur einigermaßen zu zügeln. Freilich trifft man hier auch die gebildetsten und intelligentesten aller Marschbauern. Die Söhne der angesehensten Familien besuchen fast alle das Progymnasium in Otterndorf oder die Rectorschule in Altenbruch. Man kann dort junge Bauern in groben Arbeitskleidern hinter ihrem Pfluge finden, die englisch und französisch sprechen und die treffliche

geographische, historische und litterarische Kenntnisse besitzen. Aus ihnen werden dann tüchtige und unerschrockene Ständemitglieder.

Wir dürfen indessen annehmen, daß fast überall in unsern Marschen Luxus und moderne Sitten erst in den letzten Jahrzehnten Eingang gefunden. Zu Anfange unseres Jahrhunderts finden wir zum Theil noch wahrhaft patriarchalische Verhältnisse, selbst bei den reichsten, angesehensten Familien. Kein Hausmann ließ sich einfallen, hochdeutsch sprechen zu wollen. Nicht speisten in dieser Stube die Herrschaft und in jener Knechte und Mägde, wie heute fast durchgängig Gebrauch, sondern des Mittags versammelte sich das ganze Haus an einer mächtigen, mit derber Hausmannskost beladenen Tafel, wobei vom Hausherrn, oder auch von dessen Kindern, nach uralter Sitte das einfache Tischgebet vor und nach dem Essen gesprochen wurde. Und Sonntags zog meistens das ganze Haus zur Kirche, höchstens ein einziges weibliches Mitglied blieb daheim, um nach dem Kohltopfe zu sehen. Denn Kohl war die stehende Sonntagskost, eben weil er ruhig stehen und schmoren konnte, ohne zu verderben, wenn der Pastor etwa seine Predigt in die Länge zu ziehen beliebte.

Das sind jetzt überwundene Standpunkte. Nur hie und da essen noch kleine Bauern mit ihren Leuten an einem Tische zusammen. Bei den eigentlichen Hausleuten hinwider wird überall in zwei Stuben und aus zwei Töpfen gespeist. Das Tischgebet ist ebenso verschwunden, nur in Hadeln und Kehdingen ist es noch Sitte am Gesindetische, an welchem der Junge vorbeten muß. Allein es pflegt nur noch leeres Geplapper zu sein, dem Würde und Erbauung völlig mangeln.

Das alte Land ist die einzige Marsch, wo Einfachheit und alte Sitten sich bis auf den heutigen Tag und trotz der Nachbarschaft des großen Hamburgs in seltener Reinheit erhalten haben.

Auch von alten Volksgebräuchen, Festen und Belustigungen gibt es im Allgemeinen nicht viel mehr. Doch wird Weihnachten wie in England mit tüchtigem Essen und Trinken gefeiert, und der

Weihnachtsabend heißt deßhalb in manchen Gegenden Bullbucksabend, an dem ein gewaltiger Mehlpudding mit Rosinen und geräuchertem Schweinskopf die Hauptrolle spielen. Zu Ostern genießt auch in den Marschen Jedermann Eier, auf den Deichen lodern dann all überall mächtige Feuer und auf hohen Stangen brennende Thertonnen, zu Pfingsten aber schmückt man Zimmer und Diele mit grünem Birkenreis und richtet Maienbäume auf, wie in anderen Theilen Deutschlands.

---

## Der sittliche Zustand der Marschbewohner.

Niemand möge indessen glauben, daß mit dem Verschwinden jener Einfachheit und jener alten Sitten auch Verfall der Sittlichkeit selbst stattgefunden habe. Im Gegentheil, hier zeigt sich der merkwürdige Umstand, daß gerade in dem Maaße, wie Luxus und Mode sich mehrten, im Allgemeinen auch der moralische Zustand sich hob, und alle Verbrechen und Laster sich minderten.

Statistische Untersuchungen, wie die genauesten Beobachtungen liefern den klarsten Beweis, daß z. B. Diebstahl, Unzucht, Liebe zum Trunke, Rauflust und andere Rohheiten gerade im vorigen Jahrhundert die doppelte und dreifache Höhe erreichten, als es in dem unsrigen der Fall ist, und um Einzelnes anzuführen ist in ganz Osterstade seit beinahe 50 Jahren fast kein einziger qualificirter Diebstahl verübt worden, während man vormals gar häufig von solchen hörte; auch haben Schlägereien, die früher bei keiner Hochzeit fehlten, fast gänzlich aufgehört, wie sich auch seitdem die Zahl der unehelichen Geburten außerordentlich gemindert hat. Die oldenburgischen Marschen und das Land Wursten stehen in sittlicher Beziehung gleichfalls sehr hoch. Viel weniger ist das der Fall in den hannöverischen Elbmarschen. Im Lande Hadeln und Kehdingen, wo zwar wie wir sahen das Gesinde noch das Tischgebet sprechen muß, herrschen gerade unter diesem Unzucht und Rohheit, wie nirgends; aber auch in keiner Marsch stehen Herrschaft und Dienst-

boten einander so fern, nirgends zeigen die letzteren so geringe Anhänglichkeit an's Haus, nirgends findet so häufig Dienstbotenwechsel statt, als in den genannten beiden Marschen. Diese nebst dem alten Lande, das seiner alten Einfachheit und seinen Trachten und Gebräuchen so treu geblieben, liefern der Schwurgerichtsbank zu Stade die meisten Verbrecher, namentlich des Diebstahls, Kindsmords und grober Körperverletzung Angeklagte.

## Das Schulwesen der Marschen.

Unglaublich kläglich ist fast in allen Marschen das Volksschulwesen bestellt; nur die oldenburgischen machen hierin eine Ausnahme. Auf Religion, biblische Geschichte, Lesen, Schreiben und nothdürftiges Rechnen beschränkt sich in den meisten Marschschulen der Unterricht. Nicht die geringsten naturgeschichtlichen oder geographischen Kenntnisse werden den Kindern beigebracht, das geographische Wissen derselben erstreckt sich in den Wesermarschen bis nach Bremen; Alles was dahinter liegt wird mit „baben Bremen“ abgefertigt und ist so unbekannt wie böhmische Dörfer. Die vaterländische Geschichte bleibt ganz unberücksichtigt. Dafür werden lieber alttestamentliche Geschichte, die Kriege und Klopffechtereien der Hetheter, Amalekiter, Philister u. s. w., die uns im Grunde recht wenig angehn, desto eifriger eingepaukt. Das Schreiben ist nichts als ein mechanisches Buchstabenmachen, an Uebungen im Briefschreiben und in sonstigen freien Aufsätzen wird nicht gedacht, und Rechnen endlich wurde bis in letzter Zeit nur auf Verlangen und für eigene Bezahlung gelehrt; Niemand aber war gezwungen, seine Kinder Rechnen lernen zu lassen.

Einzelne lobenswerthe Ausnahmen fehlen natürlich auch hier nicht, allein sie hängen einzig von dem guten Sinne oder dem Eifer einzelner Lehrer oder Prediger ab. Von den obersten Behörden, weder vom Ministerium, noch vom Consistorium geschieht

wenig, diesen traurigen Zuständen abzuhelfen; die Gemeinden selbst wissen's aber nicht besser und ändern darum nichts.

Noch weniger darf man über die Lehrer selbst den Stab brechen. Sehr viele derselben sind, selbst in den reichsten und in den üppigsten Gegenden, mit ihrem Gehalte so kärglich gestellt, daß ihnen unter wirklichen Nahrungssorgen entweder alle Lust und aller Eifer schwinden oder sie Zuflucht zu einem Nebengeschäft nehmen müssen, z. B. zur Bienenzucht, zum Abschreiben, Rechnungsführen u. s. w., welche Beschäftigung sie wiederum vom Schulunterrichte abzieht. Ehe daher nicht vom Staate selbst der Anstoß zu gründlicher Verbesserung dieses materiellen Punktes gegeben wird, ist schwerlich auch an innere Umgestaltung und Vervollkommnung des Unterrichts zu denken. —

Unter diesen Umständen bleibt es in der That zu bewundern, daß man trotzdem in den Marschen noch so manchen belesenen, aufgeklärten, politisch gebildeten und intelligenten Bauern findet, obgleich auch diesem keine andere Jugendbildung gewährt worden ist, als die seiner armseligen Dorfschule.

---

## Der Aberglaube in den Marschen.

Abergläubische Sitten und Meinungen stehen in den Marschen in vollster Blüthe; gegen sie hat weder Kirche noch Schule ein Wort der Bekämpfung.

Nur am Dienstage läßt man das Kind seinen ersten Schulgang machen, nur dann gedeihet es; nur an gewissen Tagen begräbt man seine Todten, nur auf gewissen Wegen bringt man sie zum Kirchhof, sie haben da sonst keine Ruhe. In den zwölf ersten Tagen nach dem Weihnachtsfeste darf keine Wäsche an der Leine trocknen, sonst stirbt im kommenden Jahre Jemand im Hause; nur beim zunehmenden Monde schlachtet man seine Schweine, sonst quillt der Speck nicht aus im Kochen; und wenn im Frühlinge das Vieh ausgetrieben wird, legt man wohl eine Axt vor die

Hausthür oder bestreut es schweigend mit Salz, damit es vor Unheil bewahrt bleibe. Und was derartigen Aberglaubens noch mehr ist.

Auch der Glaube an Hexen und ihren häufigen Einfluß, z. B. wenn die Kühe wild werden, die Milch keine Butter absondert, Kinder erkranken u. s. w., wurzelt noch tief und fest im Volke. Ist man „verhext", so holt man sich Rath und Gegenmittel aus Bremen, wo allerlei weise Männer und Frauen wohnen müssen. Ueberall hört man vom Vorhersehen der Feuersbrünste, Leichenzüge, Unglücksfälle, ja selbst lustiger Hochzeiten, und ganze Bände der wunderbarsten und grausigsten Spuckgeschichten ließen sich in den Marschgegenden sammeln.

Es ist dieß um so auffallender, da wirklich keine Gegend der Welt weniger zu so spuckhaftem Wesen angethan ist, als die platte, einförmige, prosaische Marsch, wo kein düsterer Wald, keine wilde Bergschlucht, kein altes verfallenes Schloß die Phantasie erregt und einen Haltpunkt gibt zu allerhand Sagen, die sich daran knüpfen könnten.

Die einzige lediglich den Marschen angehörende Sage ist die vom sogenannten „Dränger", jenem formlosen, nächtlichen Gespenst, das an einsamen Deichstrecken haust und dessen auch Mügge in seinem Buche über Schleswig-Holstein erwähnt. Den Wesermarschen fehlt sie völlig, in den Elbmarschen kommt sie nur einzeln vor.

„Der Dränger fällt den einzelnen Wanderer an und faßt ihn mit seinen kalten entsetzlichen Armen. Man sieht ihn nicht, man hört ihn nicht; aber man fühlt sich wie mit eisernen Ketten umschlungen. Der Dränger will sein Opfer in die hungrig wartende Fluth hinabdrängen, dies wehrt und sträubt sich dagegen, und nun geht es an ein Balgen auf Leben und Tod, bis alle Kraft erschöpft ist und der Dränger es ersäuft oder das gräßliche Wesen mit dem ersten Morgenstrahle ablassen und entfliehen muß. Mancher hat so gerungen die ganze Nacht über und ist endlich in Schweiß gebadet mit dem Leben davon gekommen, viele Andere verschwanden auf ewig."

So wenigstens spricht Mügge von jener Sage, die wirklich

eigenthümlich schauerlich ist. Wie viel indeß dem Volke und wie viel dem Dichter davon gehört, mag dahin gestellt bleiben. Ist indeß irgend ein Ort in den Marschländern geeignet, solche wilde, dunkle Phantasien hervorzurufen und zu beherbergen, so sind es die einsamen Strecken jener schleswig-holstein'schen Seedeiche, zu deren Füßen bald das Meer mit seinen wilden grauen Wogen brüllt, bald der weite schwarze Wattengrund sich ausbreitet, still, todt, eine große unheimliche Wüste.

---

## Die Sprache der Marschen.

Nach Verdrängung der Chaucen durch die Einwanderung der Friesen herrschte natürlich die Sprache der Letztern in den Marschen. Wie aber schon erwähnt, ist mit gutem Grund anzunehmen, daß diese Einwanderung nicht in allen Gegenden stattfand, darunter nicht im Lande Hadeln und Kehdingen. Die Urbevölkerung mochte hier stark und tapfer genug sein, sich den Eindringlingen zu widersetzen. Die von den friesischen Marschen bedeutend abweichenden Sitten, das gänzliche Fehlen friesischer Namen und Benennungen, der Charakter der Bewohner, ja selbst ihr Gesichtstypus und noch Anderes deuten auf's entschiedenste darauf hin, daß hier keine friesischen Elemente mit gewirkt haben.

Wie weit die friesische Sprache in den Marschen verbreitet, wo ihre Grenze war und wann sie eigentlich unterging, das Alles läßt sich durchaus nicht mit Gewißheit bestimmen.

Die Kämpfe mit den bremischen Erzbischöfen, die vielen bedeutenden Niederlagen und namentlich der Umstand, daß in Folge derselben die Kirchen- und Schulstellen von den Erzbischöfen meist mit niedersächsisch redenden Mönchen besetzt wurden, haben zum Verschwinden des Altfriesischen beigetragen. Schon vor der Reformation scheint das letztere dem Niedersächsischen (Plattdeutschen) ziemlich Platz gemacht zu haben. Im Osterstadischen und im Stedingerlande ist es wahrscheinlich zuerst untergegangen; im But-

jahdingerlande, im Vielande, vornehmlich im Lande Wursten hielt es sich am längsten. Pratje*) erzählt, daß gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts noch ganze Häuser und Familien untereinander friesisch redeten und nur in dieser Mundart bei dem Begräbniß der Wurstfriesen Rede gehalten werden durfte; ja er sagt sogar, daß noch im Jahr 1740 manche alte Leute im Lande Wursten friesisch gesprochen hätten.

Heutzutage wird das Altfriesische nur noch im oldenburgischen Saterlande, auf den friesischen Inseln Borkum, Inist, Norderney, Baltrum, Langeroog, Spikeroog und Wangeroog, wie auf den Inseln der Westküste von Schleswig, Sylt, Föhr, Amrum und Nordstrand gesprochen, und auch hier ist es augenscheinlich im langsamen Aussterben begriffen.

Die Grabsteine dieser Gegenden aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert haben jedoch schon sämmtlich plattdeutsche Aufschriften, die uralten metallenen Taufbecken lateinische. Aehnliche Ueberbleibsel altfriesischer Sprache sind mir durchaus unbekannt, und ich zweifle sehr, daß sich davon irgend bedeutende Reste auffinden werden, weil auch schon ehedem Jedermann, der unter den Friesen zur Intelligenz gehörte und schreiben konnte, sich entweder der lateinischen oder der niedersächsischen Sprache bediente.

Zwei interessante altfriesische Kirchengesänge hat uns indeß der Chronist Ant. Heimreich in seiner „Nordfriesischen Chronik" aufbewahrt, und auch Pratje hat sie im 5. Bande seines Buches „Altes und Neues aus den Herzogthümern Bremen und Verden" abgedruckt, doch sind dieselben nicht mehr rein friesisch, sondern bereits stark mit plattdeutschen Wörtern und Wendungen vermischt und scheinen somit der letzten Periode der friesischen Sprache anzugehören.

Als die einzigen Reste friesischer Sprache sind daher nur einige Benennungen und viele der Vornamen, meistens männliche, zu be-

---

*) Pratje, Altes und Neues aus den Herzogthümern Bremen und Verden.

trachten, wie wir sie im Jever=, Butjahdinger=, im Stadlande und im Lande Wursten am häufigsten vernehmen.

Zunächst folgen im Nachstehenden noch die gebräuchlichsten der friesischen Benennungen und Vornamen.

Benennungen:

Bibbe oder Babbe, Vater (vielleicht aber auch abstammend von Papa).

Block, ein Stück Landes, z. B. Kleeblock.

Buddel, Sichter.

Bett, ferner, mehr, z. B. do mi dat nich bett.

Bannig, furchtbar, drohend, z. B. vat sut he bannig ut.

Dwalen, dummes Zeug sprechen, auch quäteln.

Dwallig, närrisch. — Dons, Wohnstube.

Daak, Nebel. — drock, eilig.

Escher, Spaten, Grabscheit, in einigen Marschgegenden auch Batze genannt.

Feege, kränklich, zart, blaß. — Fennen, Viehweiden. — Fiemen, eine Zahl von 100 Garben.

Enter, einjähriges Füllen. — Ettgrön, Grummet.

Getakt, beschaffen, z. B. Ick mot seen, wo de Sake getakt is.

Haren, die Sense schärfen. — Häwen, Himmel.

Hörn (Subst.), ein Winkel. — Hellmer, so nennt man in Osterstade die Wege, welche nach der Geest führen.

Heller, Außendeich.

Lee, Sense. — leeg, niedrig.

Lutmärig (Adj.), bekannt, was nicht mehr geheim ist.

Lutohren (Verb.), lauschen. — Keel, Schmerz, killen, schmerzen. — Kubbbe, Möve.

Kuse, Backenzahn. — Mieß (Subst.), Nebel.

Mießig (Adj.), neblig. — Möme, Mutter (vielleicht von Mama).

Pisel oder Pesel, eine Stube. — Puke, Bettzeug.

Siel, Schleuse. — Schwöpe, Peitsche.

Specken (Subst.), so nennt man im Lande Wursten die nach der Geest führenden Wege.

Teerig (Adj.), gut aufgelegt. Up sien Teer sien, gutes Muthes sein.

Tudder, altes Seil.

Vornamen:

a) Männliche.

Arp, Addik, Abbo, Addo, Allmer (?) wahrscheinlich gleichbedeutend mit Elimar.

Bolo, Bolko, Bredo.

Campo.

Detlef, Djurk.

Edo, Eido, Eibo Ecko, Eimer (?), Eilert oder Ehler.

Feddo, Focko, Folkert (?), Franko.

Gerke (?), Gerrit.

Hajo, Hino, Heddo, Harbert (?), Heino (?), Hei.

Jürke, Jolf. — Lubbo, Luddo. — Meins, Nome.

Rolf, Ricklef, Reddo, Redlef, Rickmer, Remt.

Sebbo, Sibo, Siabbo, Siado, Siebet.

Tanto, Teto, Tammo, Tiark.

Ummo.

Wabbo, Webko, Willo, Wierich (?) (wohl eine Zusammenziehung von altniedersächsisch Willerich).

b) Weibliche.

Alget, Almuth, Adda, Alfkemoe, Antjemoe.

Eka, Engel. — Freuke.

Imke, Imme.

Hemke, Hepke, Hasche.

Meine, Meike.

Tipke, Timke, Theda.

Wupke, Wabbe.

Die mit einem Fragezeichen versehenen Namen möchte ich nicht ohne Weiteres als echt friesisch ausgeben, möglich, daß sie ebensogut

saßischer Abstammung sind, da sie auch bei den Bewohnern der höhern Geest gebräuchlich, wogegen man die eigentlichen Friesennamen lediglich in den nördlichen Marschen antrifft, außer, wie schon erwähnt, im Lande Hadeln und Kehdingen. Dagegen ist das Jeverland, das Butjahdingerland und das Land Wursten die wahre Heimath der aufgeführten altfriesischen Namen. Pratje führt deren im vorerwähnten Buche noch eine Menge an, die aber jetzt fast alle untergegangen sind. Und auch die noch heute üblichen, besonders die Frauennamen, werden von Tag zu Tag seltner, wie die alte wohlklingende Endung der Männernamen **o** nur noch bei einigen gebräuchlich, bei den meisten dagegen in **e** verwandelt ist, was viel unangenehmer klingt. So sind denn die volltönenden Namen Addo, Bolko, Eko, Feddo, Siabo, Tanto, jetzt zu Adde, Bohlke, Eke, Fedde, Siade und Tante geworden, eben so sehr das Ohr durch ihre Mattigkeit und Plumpheit beleidigend, wie sie es ehedem durch ihren kräftigen Wohlklang erfreuten.

Eigentliche Familiennamen waren bei den Friesen selbst noch bis in's vorige Jahrhundert selten. Der Sohn erhielt zu dem Vornamen seines Vaters nur noch einen eigenen Taufnamen, wie es noch jetzt auf vielen friesischen Inseln Gebrauch ist. Hieß z. B. der Vater Eke Lübbs und man taufte seinen Sohn Siade, so hieß dieser Siade Eks und der Enkel, wenn er nach dem Großvater genannt wurde, Lübbe Siads oder Eke Lübbe Siads. Das angehängte **s** ist nichts weiter als die Bezeichnung des Genitivs, wie an andere Namen, z. B. an die Namen Haje, Hedde, Tante im Genitiv ein **n** kam, so daß z. B. der Sohn von Tante Siebs vielleicht Ricklef Tanten hieß (so viel als der Ricklef des Tante).

Man kann leicht ermessen, welche bunte Verwirrung solche Sitte zur Folge haben mußte und wie ganz besonders, wo es wichtige Erbschaftsangelegenheiten betraf, bei denen oft weitläufige Stammregister in Betracht gezogen werden mußten, die unlösbarsten Verwickelungen oft endlose Processe herbeiführten. Früher oder später machte daher in den verschiedenen Marschen ein Gesetz, wonach jede

Familie einen festen Namen annehmen mußte, diesem Unwesen ein Ende, welches in manchen Gegenden bis in's letzte Jahrhundert fortdauerte und auf den Inseln sogar heute noch angetroffen wird. Aus den vielen Vornamen wurden nun mit wenigen Anhängseln oder Abänderungen Familiennamen, und so entstanden denn die Lübben, Hodderßen, Pekfen, Adikes, Siads u. s. w. der Marschgegenden.

Einige Geschlechter aber finden wir unter den Friesen, die schon früh, vielleicht als irgend eine Auszeichnung, ihre festen Namen behaupten. Zu diesen gehören unter andern die wohlklingenden Geschlechtsnamen mit der Endung **a**, wie z. B. Papinga, Thedinga, Wiarda, Heyenga, Bojunga, Rykena, Brinkama, wie sie uns am häufigsten in Ostfriesland entgegentreten.

Charakteristisch sind die Ortsnamen auf **um**, z. B. Dorum, Imsum, Alsum, Mulsum, Midlum im Lande Wursten; Jemgum, Oldersum, Beerum, Dornum u. s. w. in Ostfriesland. Deren gibt es eine sehr große Anzahl und selbst manche, die heutzutage andere Endungen tragen, wie Wremen, Dingen, Norden, hießen in alter Friesenzeit Wremum, Dingum, Nordum. Einige Schriftsteller sind der Ansicht, dieses **um** sei lateinisch und vielleicht durch Mönche und andere Geistliche entstanden, welche diese Orte also in ihren Schriften benannt hätten; indessen hat man doch wohl Grund sie als echt friesisch zu bezeichnen, da nicht selten die entlegensten und allerkleinsten Inseln und Halligen Nordfrieslands Namen mit jener Endung besitzen.

Das Plattdeutsche hat demnach das Friesische vollständig besiegt oder bis auf einsame Inseln zurückgedrängt und herrscht heute in den Marschen sowohl im reichen Bauernhause, wie in der ärmsten Hütte. Dasselbe spaltet sich in zwei Mundarten, wir können sie „Weser- und Elbmundart“ nennen, deren Verschiedenheit vorzüglich auf „Betonung und Aussprache der Vokale“ beruht. Es würde zu weit führen, dies hier ausführlich zu behandeln, weshalb nur Folgendes als Dialektunterschiede. Der Vokal **a** wird in den Wesergegenden sehr dumpf, tief, fast wie **o** oder wenig-

stens wie ein zusammengezogenes **oa** ausgesprochen (z. B. Woater, Boar, Moand), an den Elbgegenden aber durchaus wie im Hochdeutschen, nur noch gedehnter, ungefähr wie aa; z. B. Waater, Baar, Maand. Das **e** hingegen klingt an der Weser meistens wie **ä**, z. B. Bremen, Regen, stehlen, Meer; (Wetter) an der Elbe aber beinahe wie **ei** oder doch zwischen **e** und ei. Der Vokal **i** lautet in beiden Marschen gleich, aber das **o** in der Elbgegend fast wie **au**.

Noch sind diese beiden Dialekte vielfach anderweit verschieden, was dem aufmerksamen Beobachter leicht wahrnehmbar wird, allein Seiten füllen würde, wollte ich darauf näher eingehen.

Treffliche Beobachtungen über die Sprache dieser Gegend finden sich in der kleinen gediegenen Schrift von „Dr. Lübben“*) und in Goldschmidts**) interessantem Buche voll launiger Bemerkungen und charakteristischer Vergleiche, welche beide in Oldenburg erschienen sind.

## Das Volkslied in den Marschen.

Das alte lateinische Sprichwort „Frisia non cantat“ ist bis auf den heutigen Tag wahr geblieben, wie nur irgend eines. Eigentlichen heimischen Gesang, wodurch es Freude und Schmerz kund gibt und wie wir ihn so tief im Süddeutschen, vor Allem im Schwaben und Tyroler eingewurzelt finden, hat und kennt das Friesenvolk nicht. Es fühlt auch nur in seltenen Fällen einen wirklichen Drang zum Singen, das leidet einmal sein unerschütterliches Phlegma nicht. Der Friese ist einmal reiner Verstandesmensch, der Verstand aber hat keine Lieder und dichtet keine. Der Friese betrachtet das Singen wirklich als eine Anstrengung,

*) A. Lübben, das Plattdeutsche in seiner jetzigen Stellung zum Hochdeutschen.

**) Goldschmidt, Lebensbilder aus der Mappe eines deutschen Arztes. 3 Theile.

als ein Geschäft; man hört ihn daher niemals bei der Arbeit ein Lied anstimmen und wenn einer dabei singt, so kann man fast sicher darauf rechnen, daß der Sänger nicht aus den Marschen stammt. Schweigend sieht man Abends die Arbeiter vom Felde kommen und mögen ihrer noch so viele sein, stumm und langsam erblickt man sie meistens in einer Reihe hintereinander herschlendern, als gingen sie in einem Leichenzuge. Selbst auf Jahrmärkten und Hochzeiten erklingt nur äußerst selten ein recht fröhlicher Gesang. Die echte Lustigkeit des Friesen spricht sich dagegen bei festlichen, frohen Gelegenheiten, wenn er ein Glas Wein über'm Durst getrunken hat, im lauten Jauchzen (Juchen) aus. Männer und Weiber erheben nämlich mit aller Macht des Leibes und in den allerhöchsten Falsetttönen ein wildes, gellendes, lang anhaltendes Geheul oder Gekreisch, welches namentlich, wenn recht Viele beisammen sind, wahrhaft herz- und ohrenzerreißend klingt und fast etwas Dämonisches an sich hat. Dieses Juchen geschieht auf allen Hochzeiten, wenn das Brautzeug eintrifft oder das Brautpaar zur Kirche begleitet wird und ist die einzige, echte Lustäußerung des Friesen.

Nur die jüngern Burschen und Mädchen singen zuweilen im Winter beim Spinnen oder an schönen Sommerabenden auf den Straßen. Aber schon im ersten Augenblicke hört man es ihnen an, wie wenig echte Liederlust und Liedesleben in ihnen wohnt. Die Mädchen kreischen und arbeiten immer in den höchsten Fisteltönen umher, meistens durch die Zähne singend, während die Männer dieselben mit rauhem Grölen und dumpfen Brummen zu begleiten suchen. An wohlklingenden, ausdrucksvollen Gesang ist nicht zu denken, noch viel weniger fällt es Einem ein, die zweite Stimme anzuschlagen, was gänzlich unbekannt ist. Auch in den meisten Kirchen wird mehr geschrien und gegrölt als gesungen; nur in den oldenburgischen Marschen, wo sich in den Schulen des Gesangs ziemlich angenommen wird, ist der Kirchengesang etwas besser.

Die Lieder, die man singt, sind alle hochdeutsche. Orgeldreher haben den größten Einfluß und bringen jährlich eine Menge „schöne, neue Lieder" auf Jahrmärkten unter das Volk, das dieselben, mögen sie gut oder schlecht, mögen sie noch so fade, unsittlich, ja ganz unverständlich sein, willkommen aufnimmt. Bei dieser Gelegenheit sieht man, daß doch keineswegs bei dem Volke der Sinn für Gesang gänzlich fehlt, wie unvollkommen der Gesang selbst auch bei ihm ausgebildet ist.

So wie nur auf Jahrmärkten ein Leierkasten seine Töne erschallen läßt, steht man sogleich herum, kauft die Lieder, horcht mit großer Aufmerksamkeit auf und quält sich, die neue Melodie nachzusingen. Sehr selten aber halten sich solche Drehorgellieder länger, als bis zum nächsten Jahre, wo andere sie verdrängen. Die Orgeldreher sind die alleinigen Träger des Volks-Gesangs. — Welch herrliches Mittel nun böten gerade sie, um auf die leichteste Art gute, anregende, sittliche und echt deutsche Lieder, namentlich jene tief gemüthvollen süddeutschen Volkslieder in's Volk zu bringen, dem sie eine willkommene Gabe wären.

Hat doch schon manches wahre Volkslied aus dem Oberlande seinen Weg in die Marschen gefunden und ist hier geblieben. Die verwandten Gemüther verstanden es, fühlten es nach. Ich selbst habe bemerkt, daß schöne Volkslieder, die ich meinen Knechten und Mägden lehrte, z. B.: Steh' ich in finst'rer Mitternacht, Morgenroth, War einst ein jung jung Zimmergesell, und selbst Lieder in schwäbischer Mundart, wie z. B.: Jetzt gang i an's Brünele, oder: Muß i denn zum Städtle 'naus und andere, sogleich bedeutend mehr Eindruck machten und viel schneller aufgefaßt wurden, als die gewöhnlichen, hochdeutschen Orgellieder. Das deutsche Herz ist und bleibt doch immer dasselbe, es verläugnet sich nicht, so weit die deutsche Zunge klingt. Mag es im nebelreichen, wogenumbrandeten Friesenlande schlagen oder auf einsamer, hoher Alm, wo der Giesbach rauscht und der Gletscher blinkt, es bleibt doch immer das deutsche Herz. —

Rein plattdeutsche Volkslieder giebt es hier fast gar nicht, außer einigen sehr kurzen, unbedeutenden Wiegen- und Kinderliedern, die Goldschmidt und Strackerjahn*) alle getreulich in ihren Sammlungen aufgezeichnet haben; aber auch diese sind weit mehr auf der Geest heimisch als in den Marschen. Nur ein eigenthümlicher Gesang wäre noch hier anzuführen, der zum „Rammen", beim Wasserbau, von den Arbeitern gesungen wird. Oft sind 20 Mann und darüber bei den Wasserbauten an der schweren Ramme beschäftigt, welche die Balken in den Grund drängt. Hierbei bedient man sich, des gleichmäßigen Tactes wegen, eines plattdeutschen Gesanges. Die Worte sind freilich sehr unbedeutend, enthalten nichts als Aufmunterungen tüchtig zu rammen, aber die Melodie hat etwas eigenthümlich Ernstes, Weiches und fast Schwermüthiges. So hat auch der Gesang der Matrosen, wenn sie die Winde drehen, eher einen traurigen und melancholischen als heitern Ausdruck.

Die allgemeine Unlust des Friesen am Gesang herrscht durchaus nicht allein beim niedern Volke, sie dringt durch alle Schichten. Ein Beweis dafür sind die Gesangvereine, welche zwar hier und dort existirten, aber nirgends lauer betrieben wurden und nirgends kürzere Zeit bestanden, als gerade in den friesischen Marschen.

Ich habe schon erwähnt, daß der Hauptgrund dieses gänzlichen Mangels an echter Liedeslust vorzüglich darin liege, daß der Friese oder überhaupt der Bewohner unserer Nordküsten kein Gefühls-, sondern ein reiner Verstandesmensch ist. Darum ist kein heimisches Volkslied aus seiner Brust hervorgeblüht. Aus seinem Kopfe aber kam statt dessen etwas Anderes — die Sprichwörter und die kräftigen, kurzen Schlagwitze, welche fast ausschließlich nur diesen Gegenden angehören. Die meisten derselben sind eine Art ganz kurzer, witziger Anekdoten; aber sie verdienen ihrer oft unübertrefflichen Naivetät, ihrer Eigenthümlichkeit und ihres schlagenden

*) Aus der Kinderwelt. Lieder und Reime, gesammelt von C. Strackerjahn. Oldenburg 1847.

Witzes halber einen nicht unbedeutenden Rang in der deutschen Volksliteratur einzunehmen, wenn auch einige darunter ein bischen derb und verfeinerten Ohren etwas anstößig sein mögen.

Zuerst Goldschmidt in seinem trefflichen Buche: „Die Oldenburger in Sprache und Sprichwort“, dann Edmund Höfer und Andere haben eine Menge derselben gesammelt, und auch ich kann es nicht unterlassen, mein Büchlein mit einer kleinen Auswahl der kernigsten und witzigsten zu schmücken. —

„Is man en Aewergang, sä de Foß, do togen se ehm dat Fell äwer de Ohren.“ —

„All bott helpt, sä de Mugg', do pißt se in den Rhin.“ —

„Veel Kopp' veel Sinn', harr de Jung segt, als he'n Wagen mit Buskohl umsmeet.“ —

„Wat olt is dat ritt, harr de Düwel ok segt, als he sin Grotmoder dat Ohr afreet.“ —

„Wat nich all for Geld makt word, sät de Buur als he en Apen to sehn kreg.“ —

„Kummt all Dag wat Nees op, harr de Jung segt, do schull he bäen.“ —

„Rennlichkeit is de Hauptsak, sä't ol Wiw, do tog se all Wihnachen Abend ehr Hemd um.“ —

„Dat har ik mal dohn schullt, sä de Jung as de Schwalk in de Sopp scheet.“ —

„He is so ehrlich als Jan Fink, de let Niks liggen als Möhlsteen' und gleunig Isen.“ —

„He is so egensinnig als Jan Fink, de schull an'n Galgen un wull nich.“ —

„Elk Ding hatt sin Wetenschop, sä't ol Wiw, do pust se dat Lecht mit'n M... ut.“ —

„Ei is'n Ei, sä de Pap, do grep he aber doch na't Gofeei.“ —

„Wer kann gegen de Obrigkeit, sä de Deern als se von'n Feldhüter in'n Weken schull.“ —

Tief eingewurzelt und verwachsen sind diese eigenthümlichen

Sprichwörter im Volke und werden bei jeder Gelegenheit angebracht. Aehnlicher Art sind gewisse feststehende Vergleichungen, deren man sich bedient, um irgend etwas treffend zu bezeichnen. Ich will hier nur einige davon anführen. Z. B.: He schreet as'n Elk (Iltis); he schweet as'n Bull; he blott as'n Swin; he loppt as'n Tüt (Regenpfeifer); he 'sutt ut as'n Swinegel; he steit to as'n Haaruhl; he freet as'n Smitt oder as'n Ketelflicker; he wer so natt as'n Katt; he awanseert als'n Lus opp'n Tärquäst; he waßt na'r Grund als'n Kohsteert; he hett't in'n Munn als't Kattekerken in'n Steert.

Ueberhaupt bewegt sich das hiesige Volk gerne in stehenden Redensarten.

Die Sprachverhältnisse unserer Gegenden sind in letzteren Jahren vielfach der Gegenstand reger Aufmerksamkeit gewesen. Namentlich ist lang und breit über die Frage geredet und geschrieben worden, ob sich das Plattdeutsche behaupten könne und müsse oder nicht. Eine Menge Angriffe hat die plattdeutsche Sprache in letzter Zeit aushalten müssen, aber auch manchen warmen Vertheidiger hat sie gefunden. Goldschmidt in Oldenburg, dieser gründliche Kenner derselben, hat sie sogar am heftigsten bekämpft, rief aber einen wahren Sturm des Unwillens hervor.

Mag man nun sagen, was man will, mag man das Traute, das Treuherzige, das Anheimelnde oder das Kernige des Plattdeutschen hervorheben, oder mag man warnend ausrufen: „Nehmet ihr dem Volke die Sprache, so nehmt ihr ihm die Seele!“ — man wird dennoch bei reiferem Nachdenken immer darauf zurückkommen, daß der Sieg des Hochdeutschen nur zum wahren Heile des Volkes gereichen kann.

Ein ganz anderer Fall würde vorliegen, wenn die plattdeutsche Sprache wirklich die allgemein herrschende d. h. auch die Sprache der Schrift, der Schulen, Kirchen und Gerichte wäre. So lange aber das Volk in seiner Herzenssprache, worin es denkt und lebt, nicht auch seine Predigten empfängt, seine Kirchenlieder singt, seine

Bücher und Zeitungen liest, seine Briefe schreibt, seine Gesetze und Verordnungen erhält und seine Richter sprechen hört, so lange wird sich immer das schroffste Mißverhältniß herausstellen und damit ein wahrer Hemmschuh geistiger und politischer Bildung gegeben sein.

Uebrigens kommt auch das Volk selbst immer mehr zur Einsicht, wie mißlich es ist, daß in dieser Sprache geredet, in jener geschrieben wird, und mancher Bauer fängt bereits an, wenigstens mit seinen Kindern hochdeutsch zu sprechen. In vielen Häusern ist dies schon seit Jahren Sitte, und man spricht plattdeutsch entweder nur mit den Dienstboten, oder wenn man einmal einen behaglichen zutraulichen Ton aufschlagen will. Denn der Bauer fühlt die Ueberlegenheit des sich in der hochdeutschen Mundart Bewegenden nur zu sehr, zumal wenn er vor dem Herrn Amtmann steht und so gerne reden möchte, wie's ihm um's Herz ist. In größeren Orten und namentlich in den Städten hat die plattdeutsche Sprache seit den letzten Jahrzehnten in auffallender Weise abgenommen. Noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ward z. B. in Bremen und Oldenburg, selbst in den angesehensten Familien, durchweg nur plattdeutsch gesprochen. Heutzutage ist es nicht nur in jenen Kreisen gänzlich, sondern sogar bei vielen Handwerkern bereits abgekommen. Und es muß untergehen und wird untergehen, sei es über kurz oder lang. Es fehlt einmal der einzige Haltpunkt, die Schrift. Mit der wachsenden Cultur und Bildung dringt das Hochdeutsche siegend und unwiderstehlich vorwärts. Recht gut kann noch ein Jahrhundert und vielleicht noch mehr Zeit bis dahin verfließen, eines Tages aber wird das Plattdeutsche — wie sein Vorgänger das Friesische — unrettbar verschollen sein.

---

## Die politischen Zustände in den Marschen.

Ein paar Worte über die politischen Zustände der Marschen mögen hier ihren Platz finden.

Bekannt ist, daß in alten Zeiten die unumschränkteste Freiheit blühte. Die Verfassung war allenthalben echt demokratisch und hat sich in manchen Marschen trotz mehrmals wechselnder fremder Herrschaft so zu erhalten gewußt. In den meisten Friesenländern hat sich niemals ein mächtiger Adel aufthun können. Im Jeverlande, im Butjahdingerlande, im Lande Wursten und Vielande, ferner im Lande Wührden finden wir vom alten, heimischen Adel kaum die kleinste Spur. Eine Menge ältester Gesetze und „Willkören" gehen darauf hin, diese Freiheit zu erhalten und für jegliche Gefahr zu sichern. So durfte in alten Zeiten kein Friese sich ein Haus von Steinen bauen oder Mauern anlegen; nur die Kirchen, diese Burgen des Landes, waren starke Steinbauten. Häuptlinge (Hövetlinge) gab es allerdings, anfangs nur auf zeitlebens gewählte, später auch mit erblicher Würde bekleidete; aber ohne den Willen des Volkes konnten sie weder Krieg anfangen noch Bündnisse schließen und jeder Beschluß (Pact) wurde im Namen des Führers und der Gemeinde (Mene oder Meente) ausgefertigt. Im Kedingischen, wie in Osterstade treffen wir zwar Adel, dieser aber ist nicht aus dem Volke hervorgegangen, sondern theils später eingewandert, theils stammt er von Rittern, denen die siegreichen Erzbischöfe von Bremen die Höfe besiegter und erschlagener Bauern schenkten, um sie für geleistete Dienste zu belohnen.

Darum gab es auch selbst in diesen Marschen nie Hörige, nie jagd- und gutspflichtige Meier. In den friesischen Marschen weht einmal eine Luft, die dem aristokratischen Elemente nicht behagt. Es kann deshalb nirgends ordentlich auftauchen und ist, wenn auch nicht gerade überall erloschen, so doch zumeist im Stadium des Untergangs.

Der ärmste Taglöhner wie der reichste Bauer ist hier gleich frei und unabhängig und braucht sich, wenn er nur dem Staat seine Steuern entrichtet hat, weiter um keinen andern Menschen zu kümmern. So etwas konnte denn wohl einen gewissen Stolz und ein Selbstgefühl hervorrufen. Wie hoch man einst die Frei-

heit schätzte, bezeugt sowohl der alte berühmte Wahlspruch der Friesen: „Lieber todt als Sklav“, als auch die Sitte des Grußes: „Heil freier Friese!“ (Eala frya Fresena!)

Auf großen Volksversammlungen berieth man sich über allgemeine Angelegenheiten. Meistens fanden diese bei den Kirchen oder an gewissen Plätzen, häufig unter bestimmten alten Bäumen statt. Der bekannteste ist der berühmte Upstalsboom der Ostfriesen bei Aurich; sodann die Staleke der Osterstader, die beim Dorfe Hagen stand; im Lande Hadeln versammelte man sich am „Warnings“, im Lande Kehdingen auf einem Platz, der „Schinkel“ genannt wurde; im Lande Wührden endlich hielt man die Volksversammlungen in der Kirche ab.

An solchen Orten wurde auch Gericht gehalten. Vom gesammten Volke gewählte Schultheißen, Schöffen, Gräfen, Voigte, Belehnte oder wie sie in den verschiedenen Strichen hießen, waren die Richter.

Fast überall galt das altfriesische, im Rustringer Asegabuch enthaltene Landrecht, doch gab es mitunter auch ganz verschiedene Einrichtungen, eigene Rechte und Ordnungen in den einzelnen Marschen. Ja selbst einzelne Ortschaften waren darin verschieden, namentlich in späterer Zeit, wo immer durch neue Willkören das alte einfache Asegabuch verändert wurde. Vieles davon ist im Laufe der Zeit und im Wechsel der Oberherrschaft theils bedeutend umgestaltet worden, theils untergegangen; manches aber blieb trotz aller Stürme und Veränderungen viele Jahrhunderte lang fest und unerschüttert, und einige Verfassungen sehen wir noch heute in ihrer ganzen Reinheit und echt demokratischen Anlage und Freiheit bestehen.

---

## Auswanderungsverhältnisse in den Marschen.

Obgleich zwei bedeutende Ausgangspunkte deutscher Auswanderung, Bremen und Hamburg, so nahe liegen, hat sie doch in

den Marschen verhältnißmäßig geringe Bedeutung erlangt. Auswanderung in Masse, wie sie im mittleren und südwestlichen Deutschland zu finden ist, kommt gar nicht vor. Es zieht wohl hier und dort eine Familie nach Amerika, doch ist und bleibt das immer ein seltner Fall. Dagegen gehen sehr viele junge Leute, oft nur eben der Schule entwachsen, hinüber, meistens nach New-York und Charleston, treten hier als Ladendiener in ein Store, gründen bald selbst ein neues oder kaufen ein solches und sind fast immer in kurzer Zeit gemachte Leute und Einer zieht und lockt den Andern nach; der Eine läßt auf seine Kosten seine daheimgebliebenen Brüder, der Andere seine Vettern und Freunde nachkommen, und so dehnt sich dieses Fortziehen immer weiter aus.

Bei Vielen jedoch regt sich später, wenn sie wohlhabend geworden, die Sehnsucht nach der alten lieben Heimath; sie kehren in ihr Marschdorf zurück, kaufen Land und werden Bauern, oder fangen irgend ein anderes Geschäft an. — Seit einem halben Jahrhundert geht aus den Marschen des rechten Weserufers ein anderer Zug junger Leute nach London, um sich Geld in den dortigen Zuckerraffinerien zu verdienen, die fast nur von deutschen Arbeitern betrieben werden. Zur Zeit wandern aber nur noch solche hin, die nicht das Geld zur Reise nach Amerika besitzen, meistens junge Knechte. Ohne Frage wird die heimische Arbeitskraft in diesen Marschstrichen leider von Jahr zu Jahr geringer, so daß jetzt schon die große Mehrzahl der Knechte aus der Wesergegend oberhalb Bremen recrutirt werden muß. Viele von diesen bleiben hier und gründen eine Familie. So kommt immer mehr sächsisch Blut in die einst so rein friesischen Marschen.

## Zur besonderen Charakteristik des Marschlebens. — Das Bild eines echten Marschhofs.

Jene geringschätzende Vorstellung, die leider im größten Theile Deutschlands mit dem Worte „Bauer“ verbunden ist, kennt man

in den Marschen nicht; denn hier ist Gottlob der Bauer nicht herabgesunken, weder in die schmachvolle Knechtschaft einzeln bevorzugter Geschlechter, noch in Schmutz, Elend und Kleinwirthschaft.

Daher hat er auch nichts von dem ehrerbietigen, demüthigen und geschmeidigen Wesen seiner Brüder in Mitteldeutschland, und während man anderwärts sich des Namens Bauer schämt und tausendmal lieber Landmann, Landwirth oder gar Oekonom heißen will, hört man den reichsten Hofbesitzer der Marsch noch immer, ja heut zu Tage mehr als je, mit Stolz und Selbstgefühl sein „Ick bin Bur!“ ausrufen. —

In Osterstade heißen diese freien Marschbauern, die seit uralter Zeit ihre Höfe zu vollem Eigenthum haben, so daß sie nur der Landesregierung untergeben und steuerpflichtig sind: „Erbegsen“ *). Für gewöhnlich theilt man die Marschbewohner jetzt in Hausleute und Köthner. Um Hausmann zu sein, bedarf es eines gewissen Grundbesitzes, dessen Größe in jeder Marsch verschieden ist.

In den friesischen Marschen wohnt das reine Blut fast nur bei diesen Hausleuten, und allein unter diesen haben sich alte Namen und Geschlechter des Landes erhalten, während von den übrigen minder Vermögenden der größte Theil aus Fremden besteht, die einmal als Knechte oder Handwerker eingewandert sind und sich niedergelassen haben. Manche derselben oder deren Nachkommen haben sich aber auch zu wirklichen Hausleuten emporgearbeitet, so daß ganz reinen Stammes eigentlich nicht eine Marsch mehr ist. Eine solche allmähliche Einwanderung fremder Elemente findet fort und fort Statt.

---

*) Dieses Wort scheint vom altfriesischen „Asega“ (Richter) abzustammen, denn das Asegabuch (Richtbuch) wurde in der Volkssprache auch wohl Agsbuch genannt und jeder freie Bauer konnte zum Asega gewählt werden. Eine Verwandlung des Lautes a in e, also ags in egs war leicht möglich. —

Köthner werden Diejenigen genannt, die nur weniges Land frei eigen besitzen. Alle Uebrigen aber, die nicht einmal ein eigenes Haus haben, heißen „Häuslinge". Diese nehmen fast nirgends Theil an den Wahlen und Verhandlungen, sie bezahlen hie und da ein Schutzgeld, haben am Gemeindevermögen keine weitern Rechte, aber auch meistens keine Gemeindepflichten und sind also auf ihre Weise wiederum Freie zu nennen.

Die Hausleute bilden den ersten Stand, die Aristokratie des Landes. Nur sie werden in der Regel zu Deichgräfen, Vögten und Belehnten, Kirchen- und Landesvorstehern, Deputirten, Juraten und andern Würden erwählt, und manche solcher Aemter haben sich von Generation auf Generation in gewissen Geschlechtern lange Jahre hindurch erhalten, ohne doch erblich zu sein, indem der Sohn nur deshalb zur Nachfolge gewählt wurde, weil der Vater sein Amt so gut und brav verwaltet hatte.

In den Marschen des rechten Weserufers, ebenso in den meisten Elbmarschen wird der Hausmann von seinen Leuten einfach mit „Herr" angeredet. „Herr watt schall ik dhon" fragt also der Großknecht den Brotherrn, dessen Gattin sich „Fro" und in selteneren Fällen auch wohl „Madam" nennen läßt. Zu kleinen Bauern sagen die Dienstboten „Werth" (Wirth) oder nennen sie schlechtweg bei ihrem Namen. — In den oldenburgischen Marschen dagegen wird jeder, auch der reichste und angesehenste Hofbesitzer, von seinen Knechten und Mägden nur bei seinem Zunamen gerufen, ohne das Wort Herr oder irgend sonst einen Titel. —

Wohl nur die Bevölkerung Nordfrieslands und der abgelegenen Inseln und Halligen wohnt in Häusern, deren Bauart, dargestellt durch umstehende Zeichnung, wir als wirklich uralt friesisch ansehen dürfen. In den ältesten Zeiten herrschte sicherlich diese Bauweise auch in unsern Marschen, welche indeß nur für Fischer und Schiffer geeignet, für Viehzucht und Ackerbau jedoch durchaus nicht anzuwenden war.

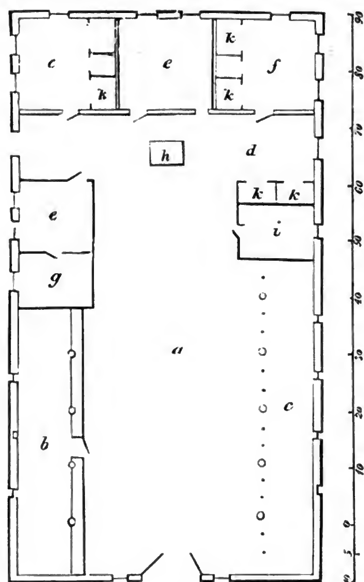


Nordfriesisches Haus.

Als aber die Marschbewohner die ersten Perioden ihres Fischer-, Schiffer- und Privatlebens überwunden hatten, als jenes abgesonderte Insel- und Halligleben aufhörte, als schon gemeinsam angelegte Deiche das Land schützend umgaben und die Bewohner des nun gesicherten fruchtbaren Landes anfingen, erst Viehzucht und dann Ackerbau zu treiben, konnten die kleinen altfriesischen Häuschen nicht mehr genügen, und es war nichts natürlicher, als daß man nun die Häuser des Nachbarvolkes, die schon für Ackerbau und Viehzucht eingerichtet waren, zum Muster nahm und hie und dort vielleicht mit wenigen Abweichungen eben solche erbaute. Unsere Nachbarn aber waren die Niedersachsen, und so ist denn die ganze Bauart in den Weser- wie Elbmarschen, mit Ausnahme des auch sonst so merkwürdig abweichenden Altenlandes, als eine niedersächsische zu betrachten. —

Bis auf den heutigen Tag wohnt daher der Marschbauer nach uralt traulicher Sitte mit seinem gesammten Vieh unter einem Dache, und auch noch eine tüchtige Masse Getreide bergen die Wände des Hauses. — Alle ältesten Gebäude bestehen aus Fachwerk; in den Bauernhäusern der Elbmarschen ist dasselbe noch jetzt in Anwendung, in den Wesermarschen dagegen längst durch massives

Backstein-Mauerwerk verdrängt worden. — Das hohe mächtige Dach besteht immer aus Rohr oder Stroh und bedeckt in den Wesermarschen (mit Ausnahme des Landes Wursten) als ein kleiner Walm auch den oberen Theil der beiden Giebel. — Zwei Drittel des Hauses sind der Wirthschaft, das hintere Drittel den Wohnräumen gewidmet. Durch eine große Doppelthür in der Fronte, über der ein alter frommer und kerniger Spruch zu lesen ist, tritt man auf die große Tenne (Dreschdiele) von gestampftem Thon; rechts und links blicken in langer Reihe die Köpfe der Rinder,




Grundriß eines Niedersächsischen Hauses.

Kühe und Pferde aus ihren Ställen; oben sind die Balken hoch mit Getreide belastet, denn es liegt hier trocken und wärmt das

Haus. In den alten Häusern auf der Geest finden wir die schöne, malerische und patriarchalische Sitte des offenen Heerdfeuers, der wie ein Altar des Hauses sich in der Mitte des Hintergebäudes zeigt, wo die Viehställe aufhören und der Raum zu beiden Seiten weiter wird. Rechts und links ist die „Howand", jener helle Raum, wo die Kojen des Gesindes angelegt sind und vor welchen nach alter Weise das Mittagsmahl eingenommen wird.

Ueber dem Heerdfeuer befindet sich der Speckwiem, behängt mit mächtigen Schinken, Speckseiten, Rauchfleischstücken und Würsten, stets umwallt von Rauchwolken; haben diese erst hier ihre Dienste gethan, dann müssen sie über die Diele und durch's Korn ziehen, um es recht trocken und haltbar zu machen; denn man hütet sich wohl Schornsteine anzulegen. An den Wänden, zur Seite und hinter dem Heerde stehen die großen Truhen und Schränke, glänzen in langen Reihen mächtige blanke Zinnschüsseln, Krüge, Teller und anderes Geräth, und erst hinter dieser Wand sind die Zimmer, die aber nur bei feierlichen Gelegenheiten, bei Hochzeiten und Kindtaufen gebraucht werden; denn für gewöhnlich sitzt Alt und Jung traulich um die lodernden Feuerflammen. Das ist das uralte niedersächsische Bauernhaus. Wer aber noch mehr davon wissen möchte, der lese ja des alten Möser's unvergleichlich schöne und wahre Schilderung desselben. —

Aber fast nur auf der hohen Geest finden wir noch diese mit den alten, einfachen, patriarchalischen Sitten des Volkes so innig zusammenhängende Einrichtung. In den Marschen ist sie bei größeren Bauernhäusern so gut wie verschwunden, höchstens im südlichen Osterstade und sodann im Stedingerlande können wir sie noch antreffen.

Ueberall sonst ist der offene Heerd in eine Küche zurückgetreten, der Rauch zieht durch einen Schornstein, die alte Howand ist verschwunden und die Thüren der Wohnräume gehen bei den größern Hausleuten nie mehr unmittelbar auf die Diele, sondern des

Zuges wegen auf einen Vorplatz (Windfang), der von ersterer durch eine Wand mit Flügelthüren geschieden ist, und jede Marsch hat hierin wieder ihre eigenen Abweichungen.

Ein großer Theil der Cultur in den Wesermarschen, namentlich in denen des linken Ufers, ist, wie man bald sieht, von Westen her eingedrungen und theilweise noch von Westen nach Osten fortschreitend. In Holland steht die Marschcultur am höchsten. Von diesem lernte Ostfriesland das Meiste, von Ostfriesland ging Vieles nach Jeverland, dann nach Butjahdingen und dem Stadlande und wieder von genannten Marschen nimmt jetzt das Land Wührden und Osterstade schon manche Verbesserung seiner Landwirthschaft und Viehzucht an. Auch auf manche Sitte und Gewohnheit ist holländische Einwirkung bemerkbar.

In die Marschen des linken Elbufers, also im Lande Hadeln und Kedingen, ist dagegen solcher fremde Einfluß von Osten hergekommen und diese dürfen somit in mancher Beziehung die stammverwandten transalbingischen Striche im Ditmarschen, die Wilster und Kremper Marsch als ihre ehemaligen Vorbilder ansehen.

---

Möge mich der geneigte Leser nunmehr auf einen großen Marschhof echter Art, wie er mir im Geiste vorschwebt, begleiten, um ein anschauliches Bild vom Leben und Treiben desselben zu erhalten. Wählen wir zu unserm Besuche die Zeit gegen Ostern, wo noch Winter- und Frühlingsarbeit zusammenfallen. — Es ist früh Morgens. Die alte Hausuhr im Vorplatz, deren hohes, schnörkelreiches Holzgehäuse im Laufe der Jahre fast ganz schwarzbraun geworden ist, und die dem Hause schon manche frohe und traurige Stunde gemeldet hat, schlägt eben fünf, aber seit länger als einer Stunde herrscht schon überall das rührigste Treiben. Auf der Diele dreschen eben vier Tagelöhner das letzte Korn, eine Magd schlägt die Garben um und schwingt dann und wann auch wohl selbst rüstig den Flegel. Die andere Magd hat eben gemolken und trägt die Milch in die Küche, wo die zwanzigjährige

älteste Tochter des Hauses, ein umsichtiges und still emsiges Mädchen, sie in Empfang nimmt und durch ein blankes Messingsieb mit eingelegtem Tuche in flache Baljen (hölzerne Bütten) seihet. Auf dem Heerde aber flammt schon unter dem Kessel mit der Morgensuppe ein lustiges Feuer. Im Oldenburgischen ist meistens Buttermilchsuppe, in Osterstade aber Grütze oder heiße süße Milch, in welche Schwarzbrod gebrockt wird, die gewöhnliche Morgenkost. Diese älteste Tochter ist allein zu Hause und führt den ganzen Haushalt, denn die jüngere ist noch in Oldenburg bei einer alten Dame in Pension.

Aus dem Pferdestalle dringt Lärm, Wiehern und Schlagen der Ackerpferde, dann lautes Schelten des Großknechts mit dem vierzehnjährigen „Schwöpenjungen" (wörtlich Peitschenjungen, — wie die Buben, welche man auf den Marschhöfen nur zum Fahren miethet, genannt werden), denn schon seit zehn Minuten hat die alte braune Lotte kein Futter mehr in ihrer Krippe.

Auch der Sohn des Hausherrn, der unterdeß aufgestanden, tritt in den Stall, sieht Alles nach und nimmt redlich am Schelten mit Theil.

Aber plötzlich ertönt ein Zauberwort, das allem Leben und Treiben eine andere Gestalt gibt. Aus der halb geöffneten Vorplatzthür steckt nämlich die eine Magd ihren Kopf und ruft laut und mit heller Stimme die Diele hinab: „Rinkamen! — Wat eten!" Noch ein paar Schläge — und das Geklapper der Drescher verstummt; schnell wird noch einigen Pferden neues wohlgenäßtes Häcksel eingeschüttet und in wenigen Minuten sitzt Alles um die große dampfende Zinnschüssel und wartet bis der präsidirende Großknecht, der eben mit gewaltiger Arbeit vom mächtigen Schwarzbrot daumdicke Schnitte „knigt", mit seinem Werke fertig ist. Schnell ist die Schüssel voll gebrockt und nun Alles in vollem Essen, kaum ein Wort wird gewechselt; noch eine halbe Stunde — und man ist satt. Was noch in der Schüssel blieb, bekommt der mächtige Hofhund, der Liebling des Großknechts. Die hölzernen und zinnernen Löffel

werden jetzt am Tischtuche abgewischt und mit Gepolter bricht man auf.

Der Sohn des Hauses hat indeß seine Morgenkost allein verzehrt, denn nur im Felde ißt er mit den Leuten. Und wieder geht's zum Stall. — Die Krippen sind alle leer gefressen. Jetzt die Pferde heraus und angeschirrt! Zwei werden vor den Wagen gespannt, auf den man eben ein paar Eggen und Säcke mit Saatgerste gelegt hat; der Sohn fährt, der Großknecht und zwei Jungen reiten hinterdrein und so trabt die Cavalkade dem unfernen Ackerfelde zu, wo gepflügt und gesäet werden soll.

Der Sohn hält den einen, der Knecht den andern Pflug, jeder mit vier Pferden bespannt, die ein Junge treibt. Zu Hause haben auch die Drescher wieder begonnen und ein Knecht mistet das Vieh. Eine Magd arbeitet am Butterfasse und eine andere kleinere wäscht erst die Baljen und geht dann in der Küche der Tochter zur Hand. Diese bereitet den Kaffee, denn auch die Alten haben sich jetzt erhoben und machen beide ihren morgendlichen Inspectionsrundgang; er im Flausrock, in gewirkter Schlafmütze und Pantoffeln durch Diele, Stall und Scheunen; die gute Mutter aber, angethan mit sauberem dunkelfarbigem Morgenrock von Kattun, durch Küche und Keller, Milch- und Speisekammer, bis der duftende Kaffee, in blanker Messingkanne auf dem Sophatische stehend, Eltern und Tochter auf ein halbes behagliches Stündchen in der saubern und sehr einfachen Wohnstube wieder vereinigt. Schließlich langt der Alte nach seiner langen Morgenpfeife, die letzten Zeitungen und Anzeigeblätter hervorsuchend, die Mutter aber berathet mit ihrer Tochter den Mittagstisch.

Wieder eine Weile später — und die gute Mutter hat sich an's Spinnrad gesetzt und spinnt weiche Wolle, zu warmen Socken für den lieben Sohn bestimmt; die Tochter ist in der Küche, und den Vater sehen wir mit langem „Klubenstocke" auf der Schulter das Haus verlassen. —

Eine stattliche achtunggebietende Erscheinung ist der Alte. Ein

echtes selbstbewußtes Patricierthum prägt sich auf seinem Gesichte aus; Milde, herzgewinnende Treuherzigkeit schauen ihm aus den Augen, aber doch gepaart mit dem würdigsten Ernst. — In seiner Jugend, ja bis an sein vierzigstes Jahr, war er der tüchtigste Arbeiter; oft und gern redet er davon, wie er habe schaffen müssen; wie strenge er von seinem seligen Vater in Zucht gehalten worden; wie kein Anderer im Dorfe so accurat habe pflügen können. — Aber nun hat er seit langen Jahren keinerlei Arbeit mehr angerührt. Er ist jetzt ein Sechsziger, seine Gestalt ist sehr in's Korpulente gegangen, die Farbe seines Gesichtes weiß und zart, die Haut seiner Hände äußerst dünn und weich geworden; aber den echten Hausmann sieht man ihm doch auf den ersten Blick an, denn nur ein freier reicher Bauernstand vermag solche imponirende Gestalten zu erzeugen und auszuprägen. Folgen wir jetzt seinen Schritten.

Er springt mit seinem Klubenstock zwar behutsam, indeß trotz seiner sechszig Jahre noch immer recht behende über ein paar Gräben und wendet sich zuerst nach seinen Weiden.

Allerlei Jungvieh ist bereits draußen; aber seine dreijährigen Ochsen, die nächsten Herbst, so Gott will, ihm in England gute Guineen lösen sollen, und die Milchkühe und jungen Kälber sind noch im Stalle. Aber prächtiges Gras schon und ein herrliches Wetter — wenn das noch etwas anhält, denkt er, will er vor Maitag Alles „hinausjagen“.

Er springt wieder über einige Gräben und kommt zu seinem Acker, wo sein Sohn säet und der Knecht gerade beim letzten Stück zu pflügen ist. —

„Na, wo geit't jo dermit?“ fragt er.

„Got Herr, dat Land ward fein,“ antwortet freundlich und kurz der blonde kräftige Knecht ohne aufzuhalten, „vor Middag krieg ick rum“. —

„Paßt man got op“. — „Ja Herr!“

Jetzt redet er mit seinem Sohne, der eben das Stück voll gesäet hat und sich nun kräftig und gewandt auf eins der Pferde

schwingt, die vor die Egge gespannt sind. Fort geht's wieder und der Junge mit der zweiten Egge hinterdrein.

Lange schaut der Alte dem Sohne zu. Er mag sich wohl still in der Seele freuen, zu sehen, wie der schlanke und kraftvolle Junge so nobel und stattlich zu Pferde sitzt; wie frisch und arbeitsfreudig er von früh bis spät drauf und dran ist und wie er gepflügt und die Furchen gelegt hat, eine um nichts breiter als die andere und alle so schnurgerade, daß man mit Haarbreite eine Büchsenkugel an jeder hinschießen könnte; vor Allem aber, wie brav und wacker er ist, welch' ein Herz in ihm steckt. — Ja, das weiß er sicher, der wird dem uralten unbefleckten Namen seiner Familie keine Schande machen. —

„Na ade Kinners, seht to dat jy't got kriegt", ruft er zum Abschiede.

„Ade Herr", ruft der Großknecht zurück.

So verläßt er seinen Acker, sich wieder dem Dorfe zuwendend.

Aber nach Hause geht's noch nicht gleich. Zuvor wird noch ein Stündchen im Wirthshause verplaudert und ein „Schiedammer" oder ein Magenbitterer zur Erhöhung des Appetits genossen. Da kommt denn gleich die Rede auf Wettermuthmaßungen, auf den Stand des Winterkorns, auf die schöne Saatzeit, auf Land-, Vieh- und Kornpreise, auf die letzten Verordnungen des Amts oder der Wasserbaubehörde u. s. w. Oft werden auch Händel abgeschlossen, so daß man diese Morgenzusammenkünfte recht wohl die Börsenstunde der Hausleute nennen könnte. Dagegen wird von Politik im weiteren Sinne nur selten gekannegießert; sie interessirt die meisten Hausleute doch nur dann, so bald irgend eine ihrer Phasen das Fallen oder Steigen der Preise beeinflußt.

Mit der heranrückenden Mittagsstunde geht die Versammlung regelmäßig auseinander, denn zwölf Uhr ist in jedem Hause stehende Essenszeit.

Seit einer halben Stunde sind auch die Pflüger heimgekehrt und eifrig wühlen die Pferde in den vollen Krippen. Von den

Lippen einer Magd ertönt abermals hell der herzerfreuende Ruf: „Rinkamen! Wat eten!“ — Alles eilt an den „Soot“ (Brunnen) Hände und Gesicht zu waschen, dann in die Gesindestube, wo auf blanker mächtiger Zinnschüssel ein wahrer Berg von „Klützen“ (Klößen), Kartoffeln und Wurzeln und dabei auf einer andern Schüssel ein paar dicke leckere Speckstreifen dampfen. Der Großknecht führt wie immer den Vorsitz, schneidet Brod und theilt den Speck; ihm zunächst sitzt der zweite Knecht, dann die Jungen, dann die Tagelöhner und an der andern Seite die Mägde nach der Anciennität ihrer Dienstzeit im Hause.

In der Wohnstube ißt die Familie des Hauses ebenfalls sehr einfache derbe Kost, oft dasselbe, was die Leute bekommen, mitunter und theilweise etwas feiner zubereitet.

Bis zwei Uhr ist Rastzeit, denn die Pferde müssen doch mit Ruhe fressen. Die Mägde waschen die Schüsseln, die andern Leute ruhen und schlendern umher; Papa und Mama schlafen ein Stündchen und der Sohn nimmt vielleicht ein Buch zur Hand.

Bald ist Alles von Neuem in Thätigkeit. Die Diele dröhnt wieder vom Takt der Drescher, später vom rollenden Getöse der Staubmühle, denn noch heute soll das letzte reine Korn auf den Boden.

Papa und Mama sind auch wieder da; gegen drei Uhr bringt die Tochter den Kaffee, und nimmt eine weibliche Handarbeit vor. Neben ihr sitzt die wieder emsig spinnende Mutter; der Alte schlürft behaglich zur langen Pfeife den duftigen Inhalt seiner großen Geburtstagstasse, schlendert hierhin und dorthin und steht wohl später mit Kreide und Streichholz in der Hand auf der Diele, das Getreide „aufmessend“. —

So wird's Abend; das Pferdegetrappel meldet die heimkehrenden Ackerer und bald sitzen die Leute wieder um ihre Schüssel mit der Abendmilchspeise. In Osterstade besteht diese Mahlzeit fast täglich aus Gerstengraupen, in Buttermilch dick gekocht und mit süßer Milch übergossen, aus der sogenannten „Schälgerste“. Wie

schon vom Mittagsmahl regelmäßig ein paar arme Kinder des Dorfes ihr Theil erhielten, so sehen wir auch jetzt wieder einige derselben in der Küche oder auf dem Vorplatze ihre Teller leeren. Auch ein Töpfchen voll süßer Milch bekommen sie mit nach Hause für ihre Eltern, denn jeder ordentliche Bauerhof hat immer einige bestimmte Arme, die sich auf ihn stützen und tausend Wohlthaten von ihm genießen. —

Der kleine Rest des Abends wird auf verschiedene Weise hingebracht. Die Tagelöhner verlassen den Hof; in behaglich warmer Gesindestube sitzen die Mägde beim schnurrenden Spinnrade; der Junge schält für morgen Kartoffeln oder schneidet Futterrüben; der Großknecht, nachdem er draußen sein Quantum Häcksel geschnitten, nimmt vielleicht noch eine Drehspindel zur Hand und dreht mit Hülfe des andern Jungen Stricke von „Hede" (Werg) zum häuslichen Gebrauch, oder er sitzt mit ein paar besuchenden Bekannten beim Kartenspiel, vielleicht auch mit der dampfenden Pfeife bei einem Buche voll schöner Geschichten. —

Ich selbst hatte so einen lieben wackern Knecht, welcher an solchen Abenden meistens den Andern vorlas, mit ihnen auch wohl ein Lied sang, und meine lampenhelle warme Gesindestube bot oft das erquicklichste Bild eines friedlichen, man könnte fast sagen familienhaften Zusammenlebens, so daß ich oft und gern darin geweilt habe.

Auch in der Wohnstube drüben sitzt man traulich um die Lampe des Tisches, auch dort tönt die Stimme eines Vorlesers, denn man ist für den Winter bei einer Leihbibliothek in Oldenburg oder Bremen abonnirt. Aber so klein das Lesepublikum des Hauses ist, geht es doch mit seinen Neigungen auseinander. Mutter und Tochter wollen immer Romane, Vater und Sohn dagegen nichts als Reisebeschreibungen, zumal recht abentheuerliche. Doch der Alte ist nicht immer zugegen, denn gar zu gerne macht er im Wirthshause seine Parthie Whist oder Lhombre und hat auch oft genug Gemeinde-Versammlung, in welcher das Wohl und Weh

des Dorfs berathen wird; vielleicht ist er im Ausschuß oder im Vorstand, wenn nicht gar in eigener Person Vogt des Orts.

Zum Abendessen ist er wieder daheim; mit dem Schlage zehn begiebt sich Alles zur Ruhe und tiefe Stille herrscht alsdann im ganzen weiten, sonst so rührigen Hause. Nur die gute sorgsame Mutter macht noch einen späten Rundgang durch die Räume, überall nach Feuer und Licht schauend. — Ein Mutterauge ist scharf und wacht immer am längsten. —

Das ist ein Tag auf dem Marschhofe — ein Stück norddeutschen Bauernlebens. —



# Revue der einzelnen Marschstriche.

## Einleitung.

Das Buch „Die Niederweser und Osterstade" von Visbeck (erschienen 1798 in Hannover) hat uns ein paar interessante, aus einem alten Werke stammende Karten dieser Gegend aufbewahrt, welche den Beweis liefern, daß die Weser noch im zwölften Jahrhundert ihr Wasser in mehrere Arme getheilt dem Meere zuführte. Diese einzelnen Arme, deren drei ihren Lauf westlich nahmen und sich in die Jahde ergossen, waren natürlich viel kleiner und unbedeutender als der jetzige Strom. Die vornehmsten hießen: die Heete, die Liene, das Lockfleth und die Ahne. — Das Butjahdingerland erscheint somit als völlige Deltabildung. Der Jahde-Meerbusen aber existirt kaum, überall ist festes, fruchtbares Land und wo in der Gegenwart nur Wogen brausen und weites ödes Watt liegt, hat jener Kartograph der Vergangenheit eine Menge Kirchdörfer mit altfriesischen, längst vergessenen Namen verzeichnet. Kleine, einsame Inseln, die sogenannten Oberachnischen Felder sind die letzten heutigen Ueberbleibsel dieser einst so gesegneten Gegend; denn von sämmtlichen Dörfern, welche die Karte aufweist — Heggens, Bordum, Dovens, Band, Seediek und Klostermonniken — ist zur Zeit keine Spur mehr übrig. Die furchtbaren Sturmfluthen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts haben sie alle hinweggespült.

Nach und nach beschränkte sich der launenhafte Strom immer mehr auf sein heutiges Bett, die Nebenarme wurden immer kleiner und

seichter, bis man sie endlich unter der Marschherrschaft der Butjahdinger und Stadländer, namentlich aber unter den Grafen von Oldenburg, vollends abdämmte. Im fünfzehnten Jahrhundert waren sie bereits gänzlich von der Weser abgeschnitten, deren Wassermenge sich seitdem in ihr gegenwärtiges Bett zusammendrängen und dasselbe auf Kosten des rechten Ufers, von dem ein beträchtliches Stück fortgeführt wurde, bedeutend erweitern und vertiefen mußte.

Man erlaube mir hier eine Parenthese: Eine alte Tradition berichtet, die jetzige Weser sei einmal so schmal gewesen, daß man ein „Gasselbrett" (ein Brett zum Einschieben des Brodes in den Backofen) als Steg habe hinüber legen können. Dieser Sage mangelt indeß aller Grund und nachweislich ist die jetzige Weser von jeher der bedeutendste Arm und der Hauptausfluß gewesen und war daher schwerlich zu irgend welcher Zeit so auffallend schmal. —

Osterstade büßte auf diese Weise Tausende von Morgen des besten Landes ein. Sehr bald nämlich waren die Fluthen am Fuße des Deiches; man mußte ihn, da mit dem Außendeiche alles Material für seinen Schutz verloren war, aufgeben und tiefer im Lande einen neuen anlegen. Die fünf Dörfer, welche nahe an jenem Deiche lagen, wurden daher von ihren Bewohnern verlassen und den Wogen preisgegeben. Diese Vorgänge fallen in gewisse Zeiträume des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, und ist das Land seitdem keinen erwähnenswerthen Veränderungen und Umgestaltungen unterworfen gewesen. Nur der Strom selbst verändert jährlich sein Bett, indem er Sandhügel und Platen bildet oder fortreißt, bald das eine Ufer abnagt, bald das andere anwachsen läßt; hauptsächlich aber ist es der Mensch, der, viel vermögend, den Fluß enger und enger zusammenzudrängen sucht.

Hinter dem Osterstader Dorfe Rechtenfleth sieht man noch heute, wenn starke Ebbe einen guten Theil des Flußbettes trocken legt, eine lange Reihe alter mächtiger Baumstümpfe aus dem harten

Thonboden ragen. Sie haben noch ihre volle Gestalt und Struktur, aber das Holz ist im Laufe der Jahrhunderte ganz schwarz und weich wie ein Schwamm geworden. Wo jetzt bei Hochwasser Schiffe segeln und Delphinen spielen, beschatteten einst ausgebreitete Laubkronen ein grünes fruchtbares Weideland mit grasendem Vieh und singenden Vöglein, — vielleicht auch die moosigen Dächer eines längst verschwundenen alten Dorfes, und ein freundliches, glückliches Menschendasein! — Auch die Marsch hat ihre Romantik! —

Das rechte Weserufer hat noch immer am meisten zu leiden und muß daher viel sorgfältiger geschützt werden als das linke; denn die West- und Nordweststürme peitschen alle Wogen der Nachfluth, deren Ursache sie sind, mit Macht und Consequenz gegen diese Küste, während die Ostwinde, welche gegen das linke Ufer operiren, nur ein sehr unbedeutendes Aufgebot von Fluthen beherrschen. Im Stad- und Butjahdingerlande sehen wir daher auch nicht allein die breitesten Außendeiche, sondern überhaupt die größten, fast unabsehbaren Marschflächen, während am rechten Ufer die fluthbedrohten Marschen von Osterstade, von Land Wührden und Land Wursten nur an wenigen Stellen die Breite einer Stunde überschreiten. —

Nach dieser allgemeineren Einleitung wollen wir nunmehr, mit dem Süden beginnend, die einzelnen Marschstriche des rechten Niederweserufers mit ihren Bewohnern an uns vorübergehen lassen und mit den Hauptmomenten ihrer Natur und Geschichte vertraut zu werden suchen.

---

## I. Osterstade und die Osterstader.

Was wir mit dem Namen Osterstade bezeichnen, beginnt im Süden, bei dem noch zum Amte Blumenthal gehörigen Dorfe Rade, und zieht sich dann als schmaler, fünf Stunden langer

Marschstrich zwischen Weser und Geest bis zum Lande Wührden hin. Letzteres bildet die Nordgrenze und beginnt eine halbe Stunde nördlich von dem kleinen Binnenfluß Dreyte. Osterstade gehört zum hannover'schen Amte Hagen und zerfällt in zwei Districte, nämlich in Nord- und Südosterstade; ersterer besitzt vier, letzterer sieben Dörfer, von denen aber zwei — Uthlede und Hinnebek — auf der Geest liegen.

Einige wollen den Namen Osterstade von Gestade, Ostgestade der Weser ableiten, was sich indeß sehr bald, so natürlich es anfangs scheint, als zu weit hergeholt erweist. Wir haben genügende Beweise, daß Osterstade nichts anders heißt, als das östliche Stedingerland, und daß die Namen „Osterstader" und „Osterstädinger" ganz dieselben Leute bezeichnen. Obendrein wird diese Gegend in alten Schriften ausdrücklich mit „Stedingia orientalis" bezeichnet, wozu noch kommt, daß Gestade durchaus kein friesisches, nicht einmal ein niedersächsisches, sondern ein rein oberdeutsches Wort ist. Die ganze Geschichte, die Sage, die Sitten und die Charaktereigenthümlichkeiten der Marschbewohner liefern nach unserer Ansicht den Beweis, daß sie wirklich zu dem Friesenstamm der Stedinger gehörten, wenn auch gegenwärtig das sächsische Element im Volke weit vorherrscht. Die gründlichsten der hier einschlagenden Untersuchungen bietet beiläufig das Visbeck'sche Buch.

Zu welcher Zeit diese Marsch zuerst mit einem Deich umzogen wurde, weiß man nicht; sie muß auch sehr weit zurück liegen. Wurten sieht man hier äußerst wenige; entweder sind sie, im Laufe vieler Jahrhunderte, allmälig gänzlich geebnet worden, oder es lagen die meisten — und dies ist das Glaublichste — auf den von den Fluthen verschlungenen Landstrichen.

Die Bevölkerung muß schon früh ziemlich stark gewesen sein; denn bereits im vierzehnten Jahrhundert wurde ein Bethaus (Oratorium) zu Sandstedt erbaut. Noch früher ging man zur Kirche nach Bramstedt (auf der Geest, östlich von Hagen), die unstreitig das erste kirchliche Gebäude der ganzen Umgegend ist.

Wie fast alle Marschen war wohl auch Osterstade eines Tages einmal eine freie, ganz unabhängige Republik. Auf der ersten Besitzergreifung des Landes von Seiten der bremischen Erzbischöfe liegt tiefes, geschichtliches Dunkel. Jene Bischöfe hatten in Hagen ein festes Schloß, das bestimmt war, die Gegend im Zaume zu halten. Es steht noch heute und bildet zur Zeit die Wohnung des zweiten Beamten. Trotzdem hatten die Osterstader immer bedeutende Rechte und Freiheiten; sie hatten freie Jagd, Fischerei und eigene Gerichtsbarkeit. Wahrscheinlich begnügten sich die Bischöfe mit einem geringen Tribut und mit dem Patronat der geistlichen Stellen.

In Hagen stand eine hohe Eiche, die Staleke, eine Art „Upstallsboom", worunter die Osterstader unter dem Vorsitz der Grafen Rotel ihre Gerichte hielten. Die dazu vom Volke erwählten Geschworenen hießen Findungsmänner. Jeder volljährige Mann des Landes mußte, bei Vermeidung schwerer Strafe, den Sitzungen beiwohnen, welche durch Gesang und Gebet eingeleitet und in feierlich-würdiger Weise abgehalten wurden. Diese großartigen Volksgerichte erhielten sich bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Das Siegel des Amtes Hagen zeigt noch heutiges Tages eine Eiche, umgeben von einem Zaune (Hagen).

Aber die Erzbischöfe, übermüthig und herrschsüchtig, fingen bald an, das Land zu unterdrücken und höhern Tribut zu fordern. Die Osterstader empörten sich, zogen 1214 nach Hagen und belagerten, jedoch wie es scheint ohne entscheidenden Erfolg, die erzbischöfliche Burg. Erst viel später führte die auf's Höchste gestiegene Erbitterung über den maßlosen geistlichen Hochmuth, und die Anregung, welche von dem unruhigen und kriegerischen Geiste der westlichen Stedinger ausging, eine allgemeinere, auf die gänzliche Abschüttelung des verhaßten Joches gerichtete Empörung herbei. Die weitere Folge derselben war der Kreuzzug gegen die Stedinger, der uns noch etwas näher beschäftigen muß. —

Der kriegslustige Erzbischof Gerhard II. benutzte nämlich die

erwünschte Gelegenheit, um das freiheitsliebende Volk völlig zu bändigen. Er schilderte die Stedinger dem Papst Gregor IX. als Abtrünnige, Ketzer, Ruchlose u. s. w., kurz in einer so belastenden Weise und mit so schwarzen Farben, daß dieser bewogen wurde, sie sammt und sonders in den Bann zu thun und das Kreuz gegen sie predigen zu lassen (1233). Noch in demselben Jahre fand sich denn auch in Bremen ein ansehnliches streit- und beutelustiges Heer zusammen, dem sich viele edle Ritter angeschlossen hatten, u. A. ein Graf Burchhard von Oldenburg. Da man indeß einsah, daß das Heer zum erfolgreichen Kampf mit den wohlbefestigten westlichen Stedingern noch nicht stark genug sei, so beschloß man, vorläufig Osterstade zu züchtigen. Zu Schiff und zu Land fiel das Kreuzheer am Tage vor Johanni und Pauli der Märtyrer, sengend und brennend, mordend und plündernd in das wehrlose Osterstade ein. Vierhundert Mann, Weiber und Kinder ungerechnet, kamen durch's Schwert um; alle lebenden Gefangenen aber wurden zur Ehre Gottes auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Von den Kreuzfahrern blieben zweihundert auf dem Platze, unter ihnen auch der Graf Burchhard.

Eine so furchtbare Niederlage mußte denn wohl die vollkommene Unterwerfung der Osterstader unter den erzbischöflichen Krummstab unausbleiblich nach sich ziehen. Um ihr zu entgehen, wanderten sie in Masse aus und siedelten sich in den Marschen des Landes Wührden, im Stadlande und auf der nahe liegenden Geest an. Mit den Höfen der reichsten Bauern, von denen viele gefallen waren, beschenkte der Erzbischof die tapfersten Kreuzritter, und im nächstfolgenden Jahre setzte das Kreuzheer dem Werk der Unterjochung und Verwüstung des ganzen westlichen Stedingerlandes die Krone auf.

In Folge dieser Ereignisse siedelte sich fremder Adel in Osterstade an und friesisches Blut vermischte sich mit niedersächsischem. Namentlich in Südosterstade finden wir daher äußerst selten friesische Namen und friesischen Typus bei den Bewohnern. Die

echte Freiheit war durchaus gebrochen, die Bischöfe herrschten übermüthiger als je, und die Osterstader mußten sogar ihre eigene Zwingburg in Hagen unterhalten. Selbst das neunzehnte Jahrhundert schmeckt noch die Früchte dieser Niederlage, denn noch heute steht eine jährliche Abgabe für „Isen und Olisen“, das heißt, ein Beitrag zur Reinigung des erzbischöflichen Schloßburggrabens von Eis und Schilf (Olis im Plattdeutschen genannt) in Kraft, obgleich vom Burggraben selbst kaum mehr eine Spur zu finden ist.

Im Jahre 1350 erlosch das Haus der Grafen von Stotel, das Richteramt derselben kam in die Hände des Erzbischofs und die Befugnisse der Geschworenen bei den Gerichten wurden nach und nach ausschließlich vom Adel ausgeübt.

So verloren jene alten, großartigen Volksgerichte immer mehr von ihrer Eigenthümlichkeit, während der Landtag zu Basdahl, auf dem die gesammte bremische Ritterschaft und der gesammte Adel Osterstades vertreten war, an Bedeutung gewann.

Bis in's sechszehnte Jahrhundert nahm die Blüthe des Adels ungemein zu und viele jetzt verbreitete angesehene Geschlechter haben Osterstade zu ihrer Stammgegend; z. B. die von Mandelsloh, von Schwanewede v. Wersabe, von Bardenfleth u. a. m. Sieben Junkerhöfe, fast alle in Südosterstade gelegen, waren bis in die jüngste Zeit mit vollkommen adeligen Gerechtsamen versehen. Aber der osterstader Adel war niemals sehr aristokratisch, sondern äußerst liberal. Die Junker heiratheten derbe Bauerntöchter, die Hausmannssöhne adelige Fräulein, die Kinder schickte man nur in die gewöhnlichen Dorfschulen, und den Junkern gefiel es in der demokratischen Marsch so sehr, daß sie nie Lust bekamen Staats- und Militairdienste zu nehmen. Sie waren nun einmal mit Leib und Seele echte Bauern geworden, die in kurzen Jacken Mist luden, pflügten und säeten, und nicht allein ihren Kohl bauten, sondern denselben auch in Bremen zum Verkaufe ausboten.

Auch von einer Betheiligung am Landtage zogen sie sich schon

im vorigen Jahrhundert mehr und mehr zurück. Der Gegensatz, in dem ihre osterstader plattdeutsche Zunge und ihre ganze derbe Statur mit der geschniegelten Noblesse des halb französisch parlirenden bremischen Adels stand, von welchem sie, trotz ihres uralten Adels, über die Schulter angesehen und „Bohnenjunker“ genannt wurden, mochte allerdings wenig geeignet sein, ein gesellschaftliches Behagen aufkommen zu lassen. Später sind fast sämmtliche osterstader Junkerfamilien ausgestorben und ihre Höfe gegenwärtig in bäuerlichen Händen.

In allen hannöverischen Wesermarschen sind die Höfe nicht abgeschlossen, sondern überall herrscht die freieste Theilbarkeit des Grundeigenthums, und schwerlich würde man sich dieses liebgewordene Recht ohne den größten Widerstand rauben lassen.

Die bittern Klagen der Nationalökonomen und Socialpolitiker über das Verderbliche dieser Einrichtung mögen hinsichtlich anderer Gegenden immerhin begründet und gerechtfertigt sein, in Bezug auf unsere Marschen sind sie es nicht, denn es ist der Bevölkerung noch kein Nachtheil daraus erwachsen; im Gegentheile haben sich die Verhältnisse in den hannöverischen Marschen mitunter ungleich günstiger gestaltet, als in anderen mit geschlossenen Höfen.

In schlechten Jahren, wie sie z. B. auf die französische Zeit folgten, kamen anderwärts viele wackere Bauern zu Fall, und die schönsten Höfe mußten zu einem wahren Spottpreise verschleudert werden, während sich in den hannöverischen Marschen verschuldete Bauern durch den Verkauf einzelner Hämme auf leichte Weise wieder emporhalfen und im Besitz ihres Hofes blieben. Ueberdies ist manch' tüchtiger Handwerker, der sich durch Verdienst seiner Hände ein Capital erworben, durch den nun möglichen Ankauf einzelner Grundstücke nach und nach zum wirklichen Bauer und Hausmann emporgestiegen, und sind deshalb die Landpreise hier niemals so niedrig gewesen, als da, wo dem Grundbesitzer die Hände gebunden waren. Vieles Land ist durch das freie Verkaufsrecht freilich in die Hände weit entfernt wohnender Eigenthümer gekommen;

so sind z. B. zwei volle Drittel der Feldmark des Dorfes Neuenlande in Osterstade im Besitz Auswärtiger; ebenso eine Menge der schönsten Fettweiden der Feldmark Rechtenfleth; aber diese Strecken bringen den Dorfbewohnern dennoch vielen Verdienst, denn auch das kleinste Stück Land hat seine Deiche, seinen Theil der Gemeindewege, seine Wasserlösen, Flethe, Gräben u. s. w. zu unterhalten, und bedarf in mancher Hinsicht einer Vertretung des fernen Eigenthümers durch Angesessene des Orts. Eine solche Vertretung der Landespflege heißt eine „Bauerwahre“, und derjenige, der sie führt, ein „Bauerwahrsmann“, welcher auch die Grundsteuer auszulegen hat. Durch diese Bauerwahren nun, die sehr gut bezahlt werden, haben viele Dorfeinwohner ein sicheres Brod, und der Verdienst der Leute ist oft viel besser, als ihn eine Vereinigung jener Landstücke zu wenigen großen Höfen mit sich führen könnte. Daß aber ein Hof nicht absichtlich in hundert Theile zersplittert wird, dafür sorgt hinreichend der gesunde Sinn des Marschbauers, der seine alte angestammte Besitzung überaus liebt und in Ehren hält. Aber er ist auch menschlich und gerecht, und übt nicht jene von manchen Nationalökonomen so gepriesene Härte, die dem einen Sohne Alles, dem anderen Nichts hinterläßt, wie sie uns Auerbach in seinem Lehnhold so lebenswahr und erschütternd dargestellt hat. — In Osterstade, wie in den meisten andern Marschen, auch den oldenburgischen, herrscht das Minoratsrecht und der jüngste Sohn erbt das elterliche Gut. Diese Sitte ist ohne Zweifel der Natur der Dinge am gemäßesten. Für die erstgeborenen Söhne kann noch bei Lebzeiten der Alten durch passende Heirathen gesorgt werden, — während das jüngste Kind bei des Vaters Tod meistens noch der Hülfe bedürftig ist.

Auf den ersten Blick unterscheidet sich die Osterstader Marsch eigenthümlich von den meisten andern. Sie trägt den Charakter einer einzigen weiten, üppiggrünen, von zahllosen Wassergräben nach allen Richtungen durchschnittenen Ebene, die, als fast durchweg kräftiges Weideland, von tausend buntscheckigen Rindern belebt

wird. Hier und dort, inmitten der weiten grünen Flächen, ein paar Kornfelder; alle halbe Stunde ein buschreiches Dorf, meistens in der Nähe des Deiches, und endlich die großen Bauernhöfe, nicht wie in andern Marschen einzeln umher gestreut, sondern fast alle im Weichbilde der Dörfer selbst liegend, die dadurch ein stattliches Ansehen erhalten. — Außer den Bäumen, welche die Häuser beschatten, und außer einer langen Reihe hoher Weiden auf der äußern Deichbärme trifft das Auge selten auf Baumwuchs, da die Wege hier nicht wie in andern Marschen mit solchen bepflanzt sind.

In den südlichen Kirchspielen ist der Boden sandig und leicht, in den nördlichen aber durchaus schwer und thonig. Daher herrscht auch in Südosterstade der Ackerbau vor. Es wird Weizen, Gerste, Hafer und vorzüglich Bohnen (die kleine Feldbohne Vicia Faba) gebaut. Letztere sind die echten Landfrüchte und bildeten vor Einführung der Kartoffeln das Hauptnahrungsmittel der ärmeren Einwohnerklasse. Roggen geräth nicht immer, wird nur selten in der eigentlichen Marsch, mehr im nahen Moore gebaut.

Ueberhaupt ist in der Südmarsch der Gemüsebau sehr bedeutend. Nirgends sonst sieht man so mächtige Felder von Kopfkohl, Kartoffeln und Wurzeln als hier. Schwere Ladungen dieser Produkte gehen im Herbst auf Kähnen nach Bremen.

Den Wohlstand der Nordmarsch hingegen erhält und fördert die Rindviehzucht. Der zähe, bindige Boden Nordosterstades, welcher nur mühsam und schwer zu bearbeiten ist, dagegen den üppigsten und kräftigsten Graswuchs hervorbringt, weist seine Bewohner von selbst auf Viehzucht hin, die hier denn auch bei weitem über den Ackerbau vorherrscht und der ganzen Gegend ihren eigenthümlichen Charakter verleiht.

Die furchtbaren Viehseuchen der Jahre 1772—79 rotteten die rheinische Race fast gänzlich aus; es wurde daher eine Anzahl der besten Rinder aus Holland geholt, deren Abkömmlinge den jetzigen Viehstand bilden. Er besteht aus schwarzen und bunten,

seltener aus grauen und rothbraunen, durchweg aber aus stark-knochigen Thieren. Das beste Vieh erreicht zumeist eine Höhe von 10 Quartier (5 Fuß) (von der Hinterklaue des Vorderfußes bis zur Schulterhöhe gemessen). Das Längenmaß, von den Hörnern bis zur Schwanzwurzel, beträgt mitunter circa 8 Fuß. Mancher fette dreijährige Ochse wiegt über 1000 Pfund. Das Gewicht von 800, 850 und 950 Pfund für dreijährige Ochsen ist ein ganz gewöhnliches; fünfjährige Ochsen haben es nicht selten auf das Doppelte dieses Gewichts gebracht. Doch werden bei weitem die meisten schon als dreijährige verkauft und geschlachtet, weil man ein längeres Risico nicht gerne trägt. Man muß aber nicht glauben, in allen osterstader Weiden solche Riesenthiere zu finden.

Viele Strecken oft des besten Landes sind leider, wie gesagt, in die Hände von Fremden gelangt, seien es nun Eigenthümer oder Pächter, die es mit kleinerem leichterem Vieh betreiben. Namentlich sieht man in Nordosterstade ein kleineres Mastvieh (meistens rother Race) aus der Gegend von Walsrode und Soltau. Hildesheim, Braunschweig, Hannover, Bremen und der nahe liegende Flecken Scharembek sind für osterstader Vieh die Hauptmärkte und neuerdings ist die Dampfschiffverbindung mit England nicht ohne bedeutenden Einfluß auf den hiesigen Viehhandel gewesen.

So reichliche und gute Milch die hiesigen Marschkühe auch liefern, wird die Milchwirthschaft doch nicht sehr lebhaft betrieben, die Käsebereitung gar nicht. Selten hält ein Hausmann über 12 Kühe, dagegen besitzt aber selbst der kleinste wenigstens eine stattliche Milchkuh. Im Durchschnitt muß eine solche jährlich 100 Pfund Butter liefern, die fast alle zum Verkauf nach Bremen geht. Eine schwere Marschkuh wird aber auch häufig mit 18 und 20 Louisd'or bezahlt.

Mancher Osterstader, der entweder zu bequem oder auch zu ängstlich ist, sein Geld in den launenhaften Viehhandel zu stecken,

zieht es vor und hält es sicherer, seine Ländereien alljährlich an Viehhändler zu verpachten.

Vom Ergebniß der Herbstmärkte hängen die Pachtpreise der Weiden ab. Man rechnet nach „Jücken" (Joch, jugum). Ein solches Jück ist 1½ Calenberger Morgen groß. In guten Jahren wird solch' ein Jück mit 18—20 Thalern bezahlt, und viele Hausleute besitzen 100—200 Jück und darüber. Das Jück der besten Fettweiden ist durchgehends zu einem Werthe von 400 Thalern zu veranschlagen; natürlich sinkt und steigt der Preis mit den Zeiten.

Je älter (vom Datum des letzten Pflügens an gerechnet) eine solche Weide ist, desto kräftiger wird sie gehalten. So hat Osterstade viele Weiden, die schon über hundert Jahre still gelegen haben, und noch andere, welche vielleicht noch niemals vom Pfluge berührt wurden. Ein solcher Kamp wird dann naiver Weise ein „Jungferhamm" genannt. Hamm heißt hier in den Nachbarmarschen überhaupt jedes mit einem Graben umgebene Acker- oder Weideland. Das Wort „Hamm" ist wohl nichts weiter als das verwandelte Campus, bei dem das C in H verwandelt worden, gleichwie Caput zu Haupt, cannabis zu Hanf geworden ist. —

Ungern bricht der Osterstader so uraltes Land auf, sondern schont es, so viel er kann. Bei diesem zähen Marschboden müssen alle Ackergeräthe, Pflüge, Eggen u. s. w. auf's allerstärkste und schwerste sein, da sie sonst zerbrechen würden. Weniger als vier Pferde spannt man nie vor den Pflug, und bei besonders ungünstigen Umständen, z. B. in nassen Jahren, haben sechs ihre Last daran. Wenn der Boden auf's allersteifste und bindigste ist, bezeichnet der Osterstader ihn mit dem Worte „päksch" (pechig) oder auch wohl mit „kropsch".

Vor der großen Sturmfluth des Jahres 1717, nach der das Land lange Zeit überschwemmt und offen stand, konnte nie ohne sechs Pferde gepflügt werden. Wie aber endlich die Deiche wieder dicht und das Land trocken war, hatte, wie die Nachrichten sagen, das Seewasser den Boden so verbessert, daß er nun mit vier

Pferden gut bearbeitet werden konnte. — Selten kann aber auch noch jetzt ein Pflug täglich mehr als ein Jück umbrechen. —

So begnügt sich der Osterstader meistens damit, nur so viel Korn zu bauen, als er zu seinem eigenen Bedarf oder zur Streu und Fütterung seines Viehes nöthig hat, und nur äußerst schlechte Vieh- und Landpreise dürften ihn zwingen, sich ganz dem Ackerbau hinzugeben.

Obwohl eine recht gute, starke und schwere Pferderace existirt, eine Abart der friesischen, ist die Pferdezucht und der Pferdehandel doch sehr unbedeutend. Die meisten Pferde gehen als Füllen oder „Enter“ (einjährig) ab, entweder in's Oberland nach Thüringen oder auf benachbarte Märkte. Ebenfalls ohne Bedeutung sind Schaaf-, Schweine- und Gänsezucht.

Fabriken gibt's in Osterstade nicht, außer daß hier und da eine einsam stehende Ziegelbrennerei ihre mächtigen Rauchwolken zum Himmel sendet. Der schwarze Marschthon eignet sich trefflich zur Ziegelfabrikation und liefert sehr harte und dauerhafte Mauersteine, die in Vegesack, Bremerhaven und dem jungen Geestemünde guten Abgang finden. Noch mehr aber als in Osterstade wird dieser Erwerbszweig im Lande Wührden und auf dem Marschlande des Binnenflusses Lune getrieben. Fast alle Arbeiter dieser Ziegeleien sind aus dem Lippischen und nur einzeln trifft man eine, die mit Einheimischen besetzt ist.

Endlich kommt noch ein ganz besonderer, für diese Marsch nicht unwichtiger und eigenthümlicher Erwerbszweig in Betracht: die Riedernte. Den Flußufern und den Platen entlang ziehen sich die dichten, mächtigen Rohrfelder mit ihren dunkelgrün belaubten, oft 10 Fuß hohen Halmen weit dahin, und bilden jene einsame, stille, menschenleere Wildniß, wo das schwarze, schüchterne Wasserhuhn nistet, die zierliche Rohrmeise klettert, und wo in lauer Sommernacht, ewig unsichtbar, der Wachtelkönig sein eigenthümliches Geschnarr ertönen läßt. Sonst ist alles grabesstill, nur die Fluthen murmeln und leise lispelt das Rohr.

Aber sowie nur im Winter der erste ernstliche Frost eintritt, der den weichen Sumpfboden härtet und säubert, wimmeln alle Ufer und Platen von Hunderten rühriger Arbeiter, und das rüstigste Leben und Treiben folgt nun auf die eben beschriebene Stille und Verlassenheit.

Das Ried (plattdeutsch Reid) läßt mit dem ersten Froste seine Blätter fallen und zeigt dann seine abgestorbenen, harten, blaß- gelben Halme mit ihren braunen Federbüschen. Man schneidet es mit kurzklingiger Sense, bindet es zusammen und trägt oder fährt es nach Hause. Die eigentliche Ernte dauert meistens nur wenige Tage, hernach ist das weite Ufer wieder so öde und menschenleer wie vorher. Der Ertrag der Ernte wird daheim vom welken Laube, von zerbrochenen Halmen, Rohrkolben und Binsen gereinigt, in kleinere Bunde getheilt und bis zum Verkaufe in hohe runde Schober gelegt.

Zum Dachdecken liefert dieses Rohr ein viel dauerhafteres Material als das Stroh. In Osterstade, Wührden, im Stad- und Stedingerlande sind auch fast alle Häuser damit gedeckt, und eine Menge Rohr geht nach der nahen Geest und selbst nach der Umgegend von Bremen. Hundert (ein Fiemen) solcher Bunde, die eine Elle im Umfange haben müssen, kosten gewöhnlich einen bis zwei Thaler. — Und so bildet denn dieses Schilf, das nur zu schneiden und zu reinigen ist, eine nicht unbedeutende Erwerbsquelle für die Marschen.

---

Eins steht fest: in politischer Hinsicht ist der Osterstader von den Marschbewohnern wohl der allerzahmste, der allergleichgültigste, der allerloyalste. Sein ganz entschiedenes Vorurtheil gegen alles Neue und sein gänzlicher Mangel an stolzem Selbstgefühl, an Thatkraft, Gemeinsinn und Freiheitsdrang stellen ihn in dieser Beziehung unter allen Marschbewohnern auf die niedrigste Stufe. Es scheint förmlich, als ob seit jener furchtbaren Niederlage des dreizehnten Jahrhunderts den Osterstadern mit ihrer Freiheit auch all jenes

innere Kraftgefühl, welches die Friesen einst so stark und selbstständig machte, gänzlich gebrochen und vernichtet sei.

Ein ungeheurer Respekt vor Beamtenuniformen erfüllt die Brust des Osterstaders. Ein Beamter ist ihm ein verkörpertes Gesetz, dem er sich pünktlich und willig unterwirft. Dagegen bedarf es unsäglicher Mühe der Ueberredung, ehe er zu bewegen ist, auch nur einen einzigen Spatenstich aus freien Stücken für das allgemeine Beste zu thun, selbst dann, wenn er das Gute der Sache einsieht. Sagt aber der Amtmann sein „Ihr sollt es!“ so ist der Mann willig und murrt kaum einmal.

Dieses Mangels an Gemeinsinn und Energie sind sich die Osterstader selbst recht wohl bewußt und gestehen ihn offen ein. So hört man z. B. sehr häufig ein Gerede wie: „Ja es wäre gut und nützlich, wenn's nur das Amt befehlen möchte; denn sonst wird doch nichts daraus; das wissen wir wohl!“ — Eifrig strebende Fortschrittsmänner gibt es hier natürlich auch, doch stehen diese sehr vereinzelt da.

Im Allgemeinen aber tritt die friesische Gleichgültigkeit und Langsamkeit gerade im Charakter des Osterstaders ganz besonders auffallend hervor, woraus natürlich jenes edle Streben entsteht, welches am klarsten mit dem bekannten Motto: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ bezeichnet wird. Ruhe um jeden Preis! Selbst hinein in den gewaltigen Rausch der Märztage von achtundvierzig scholl dieser nüchterne Ruf aus der Marsch von Osterstade und fast keine Spur der Erhebung war bei diesen Leuten zu finden.

Diesem geistigen Schlendrian entspricht ganz der physische. Einen raschen Gang, ein hastiges Rennen sieht man äußerst selten; ist einmal Jemand, der nicht wie die Anderen schlendert, da ruft gleich Alles verwundert: „Hä! wat hest du't hill? (eilig)“. Als äußerst bezeichnend führe ich ferner ein stehendes Abschiedswort an, gebräuchlich, wenn Zwei, die draußen miteinander geredet haben, sich trennen: „Na gah sacht hen“ (geh langsam hin), sagt

der Eine; „Ja wöllt sehn wat't deit" (wollen sehen was es thut), erwiedert dann gewöhnlich der Andere.

---

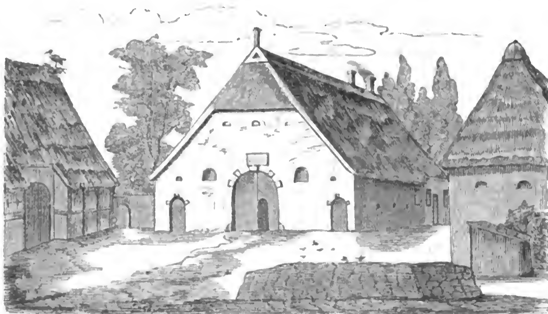
In Osterstade gibt es keine einsamen Gehöfte, die ihre zusammenhängenden Ländereien rund um sich her liegen haben, wie das in anderen Marschen oft der Fall ist. Der Osterstader zieht es vor, in Dörfern zu wohnen, welche höchstens eine halbe Stunde auseinander liegen. Seine Aecker und Weiden aber sind in der ganzen Feldmark zerstreut.

Ein stattliches osterstader Hausmannsgehöft ist auf den ersten Blick zu erkennen. Betreten wir zuerst den gepflasterten ansehnlichen Hof vor dem Wohnhause, der von allerlei Federvieh wimmelt. Im Vordergrunde, mit Sorgfalt zusammengelegt, erhebt sich der viereckige, schräg aufsteigende, mächtige Düngerhaufen; rechts und links stehen die Scheunen, die Wagenremise und der Schweinstall (im Winter hohe, runde Getreideschober davor); im Hintergrunde die Fronte des ansehnlichen Wohnhauses.

Das letztere selbst ist ohne Stockwerk und mit Rohr, selten mit Ziegeln gedeckt. Seine starke Mauern sind massiv von rothen Backsteinen aufgeführt, ohne Anwurf oder Tünche, dagegen aber die Fugen sauber eingestrichen. In früherer Zeit waren alle Häuser nach niedersächsischer Weise aus Fachwerk aufgeführt. Jetzt wird kein einziges mehr so gebaut. Die Fronte, deren oberstes Giebeldreieck ein kleiner Dachwalm deckt, hat drei Thüren, nämlich in der Mitte ein großes Doppelthor und zu beiden Seiten eine kleine, die zum Kuh- und Pferdestall führt.

Alle sind mit einem sehr gedrückten Rundbogen überwölbt. Derselbe zeigt in der mittlern großen Hausthüre — charakteristisch genug — fünf eingefugte Sandsteine, welche, um gegen die rothe Mauer recht hervorzustechen, eine weiße Tünche erhalten. Ueber dem obern keilförmigen Schlußsteine ist noch ein viereckiger, größerer eingelassen, welcher die Namen des Erbauers und seiner Ehefrau, sowie einen Bibelvers oder einen andern frommen Wahl-

spruch, sehr oft auch bei alten Häusern einen lateinischen, z. B. Soli Deo gloria, führt. Oben zu beiden Seiten dieser Thüre ist sodann noch ein Fenster angebracht, um Licht auf die innere Diele fallen zu lassen. — Nachstehende Abbildung wird das Aeußere einer solchen osterstader Hausmannswohnung genugsam versinnlichen. —

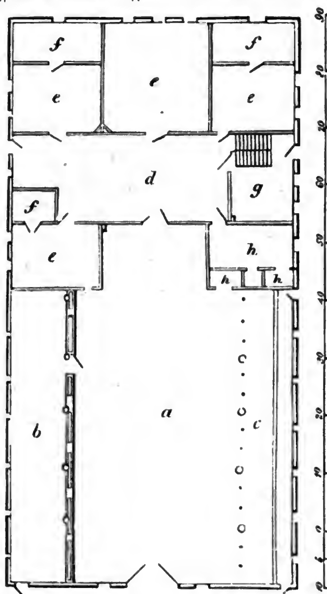


Osterstader Bauernhaus.

Treten wir nun durch die große Hausthür in's Innere. Hier sind wir auf der großen festgeklopften Teune (Diele), die den ganzen Winter vom lustigen Rythmus der Dreschflegel widertönt. Da stehen an einer Seite in langer Reihe die stattlichen schweren Milchkühe und anderes Vieh, während sich auf der anderen die Raufen und Krippen des Pferdestalls zeigen. Der innere Dachraum bis zum Firste über dieser Diele heißt der Balken und dient zur Aufbewahrung des noch ungedroschenen Getreides. Auf der Hille, dem Raume über den Pferde- und Kuhställen, bewahrt man Brennholz, Torf und Stroh. In kleineren und älteren Häusern beschließt diese Diele meistens der Feuerheerd, welcher frei und offen, ohne Küche, nur von einem Rauchfange bedeckt, daliegt, wie es niedersächsische Weise ist. —

Die neueren Bauernhäuser aber haben sämmtlich noch einen Vorplatz (Windfang), der durch eine Flügelthüre mit der Diele

verbunden und sauber mit Steinen oder Fliesen ausgelegt ist. Hier nun stehen die mächtigen, glänzend gebohnten Kleiderschränke nebst den gefüllten Leinenkoffern mit blankem Messingbeschlag;



Osterstader Bauernhaus im Grundriß.

ringsum sind Thüren zu den verschiedenen Zimmern, Kammern und zur Küche, und über diesem Vorplatze befindet sich endlich der eigentliche Kornboden für das gereinigte Getreide. Die Wohnzimmer sind durchgehends sehr einfach, oft wirklich kahl zu nennen und nur die Fremdenstube, meistens die größte im Hause, ist mit einigem Luxus ausgestattet. Die pomphafte Eleganz des üppigen Hadlers findet sich fast nirgends.

Auch der hinter dem Hause befindliche, mit einem breiten

Graben (Graft genannt) umzogene Garten bekundet deutlich, daß beim Osterstader das ästhetische Prinzip eben nicht allzustark vorherrscht; denn auch hier ist fast Alles nur auf reellen Nutzen berechnet. Dicht hinter dem Hause steht nach echt holländischer Art eine Reihe flach geschorener Linden, oben mit kleinen kugelförmigen Büscheln geziert, als Schutz gegen Sonne, Wind und Schlagregen. Ein einziger, schnurgerader Gang zwischen zwei schmalen, mit Buchsbaum eingefaßten Blumenbeeten durchschneidet den Garten seiner ganzen Länge nach. Höchstens kommt noch ein kürzerer ähnlicher Quergang hinzu. Alles Uebrige aber ist für Gemüse bestimmt, und selbst diese schmalen Beete, welche nur die allergewöhnlichsten Blumenarten zeigen, sind zum Theil auch noch mit Stachel-, Johannis- und Himbeeren und endlich gar mit einer Reihe en espalier gezogener Obstbäume besetzt. Die letzten Plätze nehmen die Bleiche und der eigentliche Obstgarten ein. Auf den ersten Blick erinnern diese Marschgärten mit ihren Buchsbaumlinien und Spalierbäumen, ihren beschorenen Linden hinter den Häusern, an die altfranzösische Gartenkunst, die hier den größten Einfluß gehabt zu haben scheint, während in den Gärten der oldenburgischen Marschen offenbar holländische Einwirkungen zu merken sind. Aeußerst selten finden sich so schöne Anlagen und Bosquetts, wie wir sie bei den Hadlern in hoher Ausbildung antreffen. Dazu hat der materielle Osterstader kein Land übrig. —

Wie in allen unsern Marschen, das alte Land ausgenommen, existirt auch in Osterstade keine eigentliche Volkstracht. Sie ist längst im Laufe der Zeiten untergegangen und vom mächtigen modernen Wesen verdrängt worden. Nur ganz einzeln sieht man noch alte Frauen in einer eigenthümlichen, aber kleidsamen Tracht, die einst allgemein war, zur Kirche und zum Abendmahl gehen. Diese besteht dann aus einem kleinen, weißen, gefalteten Häubchen, dessen Boden mit Gold und Silber durchwirkt ist, aus einer Art langschößiger Kontusche mit vielen platt gelegten Falten, aus einem weiten, schwarzen, halbwollenen Rock mit grünen oder rothen

Streifen und Flammen, und endlich aus einem weißen Abendmahlstuch. Außerdem tragen Frauen niedern Standes noch eine äußerst praktische Kopfbedeckung, die in diesem Jahrhundert stromaufwärts bis nach Bremen und weiter gedrungen ist. Sie wird Kragenkappe genannt und ist nachweislich altfriesischen Ursprungs. Beides zeigt hier die Abbildung — und damit die einzig hier übrig gebliebenen Reste alter Tracht.



Frauentrachten in Osterstade.

Den männlichen Osterstader charakterisirt vornehmlich der unumgängliche Klubenstock. Er bedient sich desselben bei seinen Feldgängen, um damit über die Gräben, Flethe und Wasserzuchten zu setzen, die überall die Feldmark durchschneiden. Dieser Stock besteht aus einer 10 Fuß und darüber langen Stange, meistens aus zähem Eschenholz, an deren einem Ende eine kurze, stumpfe, eiserne Gabel angebracht ist, um das Einsinken desselben zu verhüten, wenn man ihn zum Sprunge auf das weiche Ufer oder in den Graben selbst stellt. Durch die umstehend beigefügte



Zeichnung wird die Gestalt dieser Gabel noch deutlicher gemacht. Ebenso unzertrennlich wie der Alpenbewohner mit seinem Almstock, hängt der Osterstader mit seinem Klubenstock zusammen, den er stets auf der Schulter trägt, wenn er in's Feld geht, um nach seinem Vieh zu sehen, was er nach dem „Tüge“ sehen nennt. In anderen Marschen bedient man sich ähnlicher Sprungstöcke, meistens aber von etwas anderer Art und mit einem Holzklotze statt der Gabel versehen; jedoch ist diese Sitte dort lange nicht so allgemein wie in Osterstade, wo der Klubenstock, gerade wie in einigen Marschen Holsteins, seinen Trägern einen sogleich auffallenden Stempel von Eigenthümlichkeit verleiht.

Von öffentlicher Volkslust, von Volksfesten und Volkssitten — zumal eigenthümlichen — ist in Osterstade, wie auch in anderen Marschen, wenig zu finden. Nur bei gewissen Feldarbeiten überläßt sich der Osterstader einer echten Lustigkeit, nämlich beim Roggenmähen, Bohnenbinden und Rappsaatdreschen. Letzteres geschieht ebenfalls im Freien und führt ein Hauptfest mit sich. Unter Trinken, Scherzen und „Juchen“ wird gearbeitet und jedem fremden Zuschauer, aber auch dem Hausherrn und seiner Familie die Ehre des „Högens“ erwiesen. Dieses Högen ist in manchen Marschen Sitte und besteht darin, daß man sich mit Mehrern die Hände reicht, den zu Ehrenden nöthigt, sich daraufzusetzen und ihn unter lautem Juchen 7—8 mal sanft in die Höhe hebt. Aeltere Leute und Damen högt man auch wohl auf einem Lehnstuhl und besonders behutsam und respectvoll. Mit jungen Leuten aber oder mit seines Gleichen macht man nicht viel Umstände; man packt sie, ehe sie sich dessen versehen, ohne Weiteres beim Kragen und wirft sie, wie man einen Fuchs prellt, mit gellendem ausgelassenem Juchen hoch in die Luft, fängt sie wieder und schlendert sie von Neuem in die Höhe, so daß ihnen Hören und Sehen vergeht. Abends gibt's dann ein Festmahl mit Suppe, dickem Mehlpudding

und einem tüchtigen Stücke Rauchfleisch. Ein Tanz, auf welchen dann und wann noch der alte Siebensprung aufgeführt wird, beschließt den Tag. — Uebrigens ist noch an dieser Stelle zu bemerken, daß wir sicherlich in jenem Högen (von Höhen) den Rest einer uralten germanischen Sitte zu erblicken haben. Erzählen doch schon römische Schriftsteller, daß die alten Deutschen, wenn sie ihre Fürsten und Häuptlinge erwählt hätten, dieselben stets auf einen Schild stelleten und sie dann unter Beifallsgeschrei in die Höhe höben. —

Aber selbst diese geringen Reste eigenthümlicher Volksbelustigungen scheinen von Jahr zu Jahr an Boden zu verlieren und werden sicherlich mit der nächsten Generation ganz verschwinden. Schon jetzt hört man überall alte Leute davon reden, daß es doch einst in Osterstade ganz anders gewesen und heutzutage gar keine echte Lebenslust mehr im Volke sei. Früher habe man's für keine ordentliche Osterstader Hausmannshochzeit gelten lassen, wenn nicht 4—500 Gäste geladen waren, wenn sie nicht drei volle Tage dauerte und wenn nicht zu jedem dieser Tage ein fetter Ochse geschlachtet und den Spielleuten für manchen Tanz ein preußischer Thaler auf den Teller geworfen wurde. In der Südmarsch durfte damals auch keine anständige Hochzeit ohne eine tüchtige Prügelei vorübergehen, auf die man sich schon lange vorher freute, vorbereitete, Parthei anwarb und passende Knüppel aussuchte.

Zur Zeit ist man ruhiger, zahmer, sittsamer. Man hält zwar noch Hochzeiten mit 500 Gästen, aber nur eintägige; dafür ist jedoch in den meisten Häusern der Comfort des täglichen Lebens gestiegen, — ein Umstand, der nur zu Gunsten der neuen Zeit im Gegensatz zur „guten alten“ sprechen kann.

Die großen Hochzeiten gibt der Osterstader nicht, um seine Wohlhabenheit zu zeigen, oder damit sich recht Viele des Tages freuen sollen, sondern er gibt sie, weil es einmal so Sitte ist und seinem Stande als Hausmann zukömmt; denn von den kleinen sagt er verächtlich: es ist ja nur eine Kötherhochzeit.

Ebenso müssen auch die Leichenbegängnisse möglichst großartig sein, sonst entsprechen sie der Hausmannswürde nicht. Kaum ist Jemand gestorben, so werden rings umher die Nachbarn und Bekannten zum „Kleiden“ geladen, zwar nur pro forma, denn dies Waschen und Kleiden selbst wird meistens von einigen alten Frauen besorgt, während die Andern mit Wein, Kaffee und Imbiß bewirthet werden. Einige Tage darnach wird abermals Gesellschaft geladen; es gibt wieder Kaffee, Wein und Kuchen, weil der Todte eingesargt, oder vielmehr, wie man hier sagt, in's Holz gelegt wird. Nach einigen Tagen geht man endlich zur Bestattung über. Der polirte, oft mit wahrem Luxus ausgestattete Sarg paradirt auf einem schwarz und weiß behangenen langen Tische im Vorplatze, umgeben von brennenden Lichtern oft auf weiß drapirten Candelabern. Auf dem Sarge stehen Teller mit Citronen und glimmenden Rauchkerzen, deren eigenthümlicher Duft das ganze Haus erfüllt. Die beste Stube heißt die Trauerstube, in welche der Herr Pfarrer, der Küster, sowie vornehme oder verwandte Gäste genöthigt werden, und an deren Eingange die allernächsten Angehörigen des Todten, völlig in Schwarz gekleidet, sitzen. Jeder Geladene tritt zu ihnen und sagt, indem er die Hand reicht, zu Jedem die stehende Redensart: „Ähr Sorg deit mi leed“. Die Träger kommen nach alter Sitte auf die Kellerstube. Um 3 Uhr Nachmittags versammelt man sich. Ein Glas Rum, im Sommer wohl auch Limonade, macht vorab die Runde; hierauf werden Cigarren und Pfeifen, Kaffee und Imbiß gereicht. Dazu geladene Nachbarn besorgen die Aufwartung. Sind nach einiger Zeit die mächtigen Kannen leer getrunken, folgt man einem stummen Wink hinaus auf den Vorplatz. Die Träger stellen sich zu beiden Seiten des Sarges auf, die nächsten Angehörigen setzen sich auf die Stühle hinter dem Sarge; der Prediger tritt vor denselben, wo ein Tisch mit zwei Lichtern steht, und die Parentation beginnt. Ist sie vorüber, wird jedem Träger ein Glas Wein und eine Citrone gereicht, dem Prediger aber zwei. Hierauf werden Lichter und Rauchkerzen ent-

fernt, noch einmal still gebetet, — und dann erst wird der Sarg, dem alle Männer zur Bestattung folgen, aufgehoben und fortgetragen. —

Eine Grabrede auf dem Kirchhof ist nicht Sitte; man geht einmal in Procession um die Kirche, senkt den Sarg ein und verrichtet schließlich abermals ein stilles Gebet.

Das Amen dieses Gebetes aber ist das Signal zur eilenden Rückkehr in's Trauerhaus, wo schon auf allen Tischen Massen von Kuchen und lange Reihen von Weinflaschen, dazwischen Thonpfeifen, Teller mit Tabak, Fidibus und Cigarren die Gäste erwarten, und wo nun der zweite Theil des Tages, der eigentliche Leichenschmaus, seinen Anfang nimmt. Herrschte vorher die größte Stille im Hause, wurde nur geflüstert und leise aufgetreten, so ist jetzt mit einem Male jeder Zwang entfernt. Alles athmet auf, man ißt und trinkt nach Herzenslust, man pafft dermaßen drauf los, daß man vor Tabaksdampf kaum drei Schritte weit sieht. Alle Zungen sind gelöst, man schwatzt und scherzt, lacht und trinkt durcheinander, klingt sogar mit den Gläsern an und die Gemüthlichkeit steigt mit jeder Stunde. Und warum, sagte bei solchen Gelegenheiten stets ein alter osterstader Prediger, sollten wir uns auch nicht freuen als gute Christen? ist doch auch unser verstorbener Mitbruder da oben mit den lieben Engelein gewiß recht fröhlich jetzt.

Das Unpassende solcher Leichenschmäuse, die ehemals noch viel großartiger waren, fällt Wenigen ein. Gab es doch Hausfrauen, die in ihrer Sterbestunde auf's Genaueste alle Anordnungen dazu machten und ausdrücklich bestimmten, welche Stücke Rauchfleisch ihres Vorraths man zum „Kleiden" kochen könne, welchen Schinken zum „in's Holz legen", was man beim Kuchenbacken beobachten solle u. s. w. — Ließ selbst eine wackere Hausfrau, als sie die Nähe des Todes fühlte, sogar schon den Topf an's Feuer setzen. Nun erst konnte sie ruhig sterben.

Noch jetzt besteht ein merkbarer Unterschied im Wesen der Nord-

und Südosterstader. — Ist die alte Rohheit und Rauflust der letztern auch ziemlich verschwunden, sind sie doch noch immer regsamer, lebendiger, lärmender und fröhlicher als die ruhigen indifferenten Nordosterstader. Bei Hochzeiten der Südmarsch herrscht auch noch die alte Sitte oder besser gesagt Unsitte des „Stallburschenwesens“. Gegen Abend nämlich findet sich eine Menge junger Leute zusammen, die sich grotesk und abentheuerlich vermummt haben, um unter dieser Hülle zu tanzen, allerlei Neckerei auszuüben und namentlich, „wann's losgeht“, tüchtig mitzuprügeln. Meistens sind es Knechte, oft aber auch junge Hausleute, die selbst, wenn sie geladen sind, doch lieber vorziehen, sich als Stallburschen zu amüsiren und statt in den obern Gastzimmern in den Ställen und unten auf der Diele Posto zu fassen.

Uebrigens werden diese Burschen auf's Aufmerksamste bewirthet und wollen sie tanzen, wird ihnen zuweilen sogar der Platz geräumt; denn man hütet sich wohl es mit ihnen zu verderben. —

Jener Unterschied zwischen Nord- und Südmarsch hat sicherlich seinen Grund in der Stammverschiedenheit beider; denn während die Südosterstader reine Niedersachsen sind, bleibt im Norden das gemischt friesische Element gewiß nicht ohne Einwirkung auf das Wesen der Leute.

Zum Schluß sei bemerkt, daß einige allgemeine deutsche Volkssitten auch in die Marschen gedrungen sind und die festesten Wurzeln geschlagen haben. Ostern wird auch hier mit flammendem Feuer, das liebliche Pfingstfest mit geschmückten Maibäumen, das Neujahr mit Pistolenschüssen gefeiert, wie sehr auch die Polizei gegen letztere Kundgebung eifern mag.

---

## II. Das Land Wührden.

Nördlich von Osterstade liegt ein kleines, von hannöverischem Gebiet eingeschlossenes oldenburgisches Amt, das Land Wührden, die kleinste und wenigst eigenartige aller Marschen, denn sie hält

nicht einmal eine Quadratmeile und trägt ganz den Charakter der Marsch von Osterstade.

Sie hat denselben schweren Boden, dieselbe Beschäftigungsweise der Bewohner, dieselbe Bauart der Häuser und bietet ganz wie Osterstade den Anblick einer mächtigen grünen Weidenebene, die mit bunten Rinderschaaren besäet und dann und wann durch ein stattliches umbuschtes Dorf unterbrochen ist.

Fast Alles, was von Osterstade gesagt ist, gilt darum auch von dieser Marsch, nur daß hier das Friesische im Gesichtstypus, im Charakter und in den Namen der Bewohner schon ungleich mehr und merklicher hervortritt und den Wührder schon bedeutend derber, selbstständiger und entschlossener auftreten läßt als seinen südlichen Nachbar.

Der alte lateinische Name des Landes, wie er in den Chroniken und alten Actenstücken vorkommt, ist Terra Wordensis, auch Wurdena oder Worda*), was Alles ohne Zweifel mit dem Worte „Wurth" zusammenhängt, wovon ja auch der Name des Landes Wursten abstammt.

Wie lange Wührden seine republikanische Freiheit behauptete, ist geschichtlich dunkel, auch weiß man nichts von Kämpfen mit den bremischen Bischöfen. Im zwölften Jahrhundert finden wir es zur Grafschaft Stotel gehörig und im Jahre 1218 kommt es durch die Heirath einer Gräfin Kunigunde von Stotel mit dem Grafen Burghart von Oldenburg als Morgengabe an den letztern.

Man liest ferner, daß die alten Wührder verwegene Piraten gewesen und den Bremern manchen Schabernack angethan hätten, wofür sie denn auch mitunter streng gezüchtigt worden seien. Zweimal wurde das Land an den Bischof von Bremen verschachert. Zuerst versetzte Graf Johann XI., der durch seine Pferde- und Hundeliebhaberei heruntergekommen war, das ganze Land um einen

*) Daher wäre es auch richtiger, Würden anstatt Wührden zu schreiben, gleichwie man auch in letzter Zeit vernünftigerweise anfängt, bei den Wörtern Jade und Butjadingen das h (Jahde) fortzulassen.

Preis, für den man jetzt ungefähr drei Morgen losschlägt, nämlich für 1800 Gulden. — Kaum wieder eingelöst, ward es im Jahre 1408 durch einen Grafen Diedrich von Oldenburg, dessen Bruder in bremische Gefangenschaft gerathen war, zum Unterpfande eines Lösegeldes von 2000 Bremer Mark abermals versetzt. Erst im Jahre 1511 erfolgte die Wiedereinlösung.

So lange Wührden mit Osterstade zur Grafschaft Stotel gehörte, besaß es noch manche Rechte seiner alten friesischen Verfassung, die aber unter oldenburgischer Herrschaft nach und nach verschwanden; nur seine alten Volksgerichte dauerten — freilich unter dem Vorsitze des von Oldenburg angestellten Vogtes — bis in's fünfzehnte Jahrhundert, wenn nicht noch länger.

Außer den Gerechtsamen, die der Bremer Rath in der Verpfändungszeit meistens bestätigte, bestanden noch viele alte Gewohnheitsrechte, die letzterer nicht immer respektirte. So erließ er z. B. allerlei Polizeiverordnungen, die den Wührdern durchaus nicht behagten. Unter Andern im Jahre 1438 eine solche wider alle Ueppigkeit und Verschwendung bei Hochzeiten, Kindtaufen, Beerdigungen und Deichbeschauungen, mit der stricten Weisung, daß die Hochzeiten nur zwei Tage dauern und auf Kindtaufen nicht mehr als vier Tonnen Bier gegeben werden dürfen. „Wanne de ute sin", heißt es darin, „so schall he de leddigen Tunnen up de Dele bringen un van das Kinnelbeers wegen nenerley Kost mehr gewen."

Der Amtssitz ist zu Dedesdorf, einem ungemein freundlichen, saubern Dörfchen, wo auch des Landes einzige Kirche, ein massives Backsteingebäude, steht. Ihre Erbauung fällt in's zwölfte Jahrhundert, aber sie ist durch wiederholte Anbauten fast ganz neu geworden. Nur der niedrige dicke Thurm und ein kleiner daranstoßender Theil der Kirche sind mit ihrem mächtigen Gemäuer und ihren rundgewölbten romanischen Portalen in alter Gestalt erhalten.

In dieser Kirche hielten einst die Wührder — gerade wie ihre osterstader Nachbarn in Hagen unter der Staleke — zweimal im

Jahre ihre Landesversammlungen und Volksgerichte ab, bei denen wie dort der Graf von Stotel den Vorsitz hatte. —

Aus einem alten „Saalbuch“ (Erd- oder Landbuch) vom Jahre 1428, welches noch existirt, ersehen wir, daß die Landesbewohner an solchen Versammlungstagen den Richtern sämmtliche Speisebedürfnisse zu beschaffen hatten, mit Ausnahme des Biers, Brodes und Salzes, wofür sie seltsamer Weise selbst sorgen mußten.

„Item so mogen de Herrn twi in em Jahre richte holde in dem Lande, dat ene by grase, dat andre by stro*) und dar solt se mit sick bringen beer unde brot unde solt. Was en ander behof is to spise, dat moten em besorgen de belenden**) lüde und dat land. Unde wan de herren of ere amtlüde dar richte holden, so solen se em rumen de kerken“ u. s. w. —

Belagerungen hat diese Kirche nie erlitten, aber schon oft haben die Wogen ihr Gemäuer gepeitscht. Jammerschade, daß sie ganz den altfriesischen Charakter verloren; nur der Thurm schaut noch in alter trotziger Ruhe, breitspurig und gestemmt dastehend, über den Deich, als ob seine mächtige Steinbrust es mit einem ganzen Meere aufnehmen wollte.

Der alte Grafensitz Stotel, ein ansehnliches Dorf, liegt anderthalb Stunden in's Land hinein auf dem Rande der Geest, die hier ohne den kleinsten Moorstrich schroff und unmittelbar in die schwerste Marsch abfällt. Im Jahre 1350 erlosch das Grafengeschlecht, seine Burg ward abgebrochen und jede Spur desselben ist nun von der Erde verschwunden.

Stotel war eine der drei von Karl dem Großen zum Schutz seiner nordwestlichen Reichsgrenze gestifteten Grafschaften und mochte namentlich zum Hüter der Wurstfriesen ersehen sein, denn sie um-

---

*) by grase, d. h. im Sommer; by stro, im Winter.

**) belenden lüde, die mit dem Geschworenenamte belehnt waren. Belehnter heißt noch jetzt der eine Ortsvorsteher in den Dörfern in Nordosterstade, während der andere Vogt genannt wird.

faßte Osterstade, Wührden, das an's Land Wursten stoßende Vieland und grenzte östlich mit der Grafschaft Stade zusammen. Außerdem errichtete Karl der Große die Grafschaft Lesmona, das jetzige Lesum; ferner, zum Schutz gegen die Ostfriesen, Ambrien, das zwischen der Stadt Oldenburg und Ostfriesland liegende Ammerland. Die Markgrafschaft Stade dagegen schuf erst Kaiser Heinrich der Vogler. —

## III. Das Vieland.

### 1. Das Land im Allgemeinen.

Gleich nördlich vom Lande Wührden wird die Marsch außerordentlich schmal und zieht sich bis zum Geestefluß, zwischen der Weser und dem Sandlande, als ein schmales grünes Band dahin, welches vier sehr wohlhabende Dörfer umgrenzt, die alle auf der Geest liegen.

Dieser Distrikt heißt das Vieland. Seine Dörfer, namentlich die drei vordern: Wulsdorf, Schiffdorf und Geestendorf, haben eine fast rein friesische Bevölkerung, und tragen, trotzdem sie, wie gesagt, auf der Geest liegen, den vollen Marschtypus. Nur das Dorf Bramelu macht hiervon eine Ausnahme, d. h. es ist geestmäßig und hat überdies das Unglück, für die ganze nördliche Wesergegend mit Abdera, Schöppenstedt, Schilda und Lokum gleiches Geschick zu theilen.

Das altfriesische Wort „Vie" bedeutet einen Sumpf und kommt noch einigemale am rechten Weserufer vor. Sümpfe und Moräste hatte diese Gegend denn auch manche, namentlich in den Niederungen am Geestefluß und am Röhrbache; desgleichen nicht unbedeutende Moore.

Niemals hat das Vieland eine historische oder sonst irgend welche Bedeutung gehabt. Man weiß nur, daß schon unter Erzbischof Adelbert von Bremen die Marsch desselben mit Deichen umzogen wurde; daß später die Vieländer sich einmal empörten

13

und von den Bischöfen Nicolaus und Balduin wieder unterjocht wurden.

Alle Kirchen des Landes sind alt, von dickem Backsteingemäuer, das hie und da von cyklopischen Granitblöcken unterstützt wird, und weisen fast sämmtlich wenigstens bis in's vierzehnte Jahrhundert zurück.

Vor der alten Kirche zu Wulsdorf liegt ein mäßiger, künstlich aufgeworfener Hügel, der „Jedutenberg“ genannt. Hier haben wir wahrscheinlich eine der wenigen Spuren friesischer Heidenzeit. Nach einigen Geschichtsschreibern war hier nämlich der Sitz eines Jedutencultus, von dessen Gottheit wir indessen nicht viel mehr als den Namen wissen. Dieser aber hat sich seltsamerweise bis in's vorige Jahrhundert auf's Lebendigste im Munde der Leute erhalten. Noch vor nicht langer Zeit hörte man von alten Vieländern, als Ausdruck der Verwunderung und des plötzlichen Erstaunens: O de Jedute! oder auch kurzweg: O Jedut! rufen, gleichwie unser christliches Herrje! und Mein Gott! Ein anderer Ausruf lautete: O de Wed und de Wod! — unzweifelhaft zusammengesetzt aus den Namen der friesischen Gottheiten Weda und Woda, von denen der alte Chronist Heimreich redet. Außer den obengenannten gibt es auch noch bei Lehe und dem nahen Dorfe Langen ähnliche „Jedutenhügel“, — und endlich weiß man, daß der Ruf Jedut oder Jodut ein altes Feldgeschrei der Bremer und Friesen war.

Später diente der zu Wulsdorf liegende Hügel, da man von ihm einen weiten Blick nach der Wesermündung hat, als Piratenwarte, und dies gab dann zu der häufig herrschenden, durchaus irrthümlichen und unsinnigen Meinung Anlaß, es hätten sich die Seeräuber den Namen „Jeduten“ gegeben.

Das Vieland ist die Uebergangsregion von der Fluß- zur Meerstrandsflora. Während im Süden, auf dem Wulsdorfer Außendeiche, alljährlich noch Tausende Fiemen (100 Bund) sehr feines Ried geerntet werden, ist auf den Geesterdorfer Groden

kaum ein Halm davon zu entdecken; auf letzteren treten schon Cochlearia officinalis, das echte Löffelkraut, Glaux und Plantago maritima in großer Menge auf und nur die gelbe Caltha reicht noch eine Strecke aus jener in diese Flora hinüber, bis auch sie bald verschwindet und nur echt maritime Pflanzen vorkommen.

Das Vieland hat in landwirthschaftlicher Hinsicht die trefflichste Lage, die es geben kann. Die Niederungen an der Weser und am Geestefluß liefern die besten Heuwiesen und Viehweiden und der Sandboden ist zum Roggenbau sehr geeignet, welchen die Vieländer durch ihren Düngerreichthum denn auch zu einer seltenen Vollkommenheit gebracht haben.

Gute Kunststraßen bieten nebst der Weser die trefflichsten Verkehrswege und die unmittelbare Nähe von Geestemünde, Bremerhafen und Lehe liefert nicht nur einen Markt, wo alle Produkte des Landes vom einzelnen Hühnerei an bis zum tausendpfündigen Ochsen stets auf's theuerste gegen klingende Münze abgesetzt werden können, — sondern auch einen immerwährenden Arbeitsplatz für die ärmere Classe. Daß daher im Vielande von Jahr zu Jahr die Wohlhabenheit wächst, ist kein Wunder.

Wenn man Wulsdorf mit seinem Eichengrün, seiner alten Kirche und dem Jedutenhügel davor verläßt und nun nach Norden sich wendend die Höhe der Chaussee erreicht, hat man urplötzlich das anziehendste, lebendigste Bild vor Augen.

Rechts erblickt man freilich nur das weitgedehnte Feld, zur Linken aber lebt und leuchtet Alles vom Gewimmel hellrother Ziegeldächer. Der junge hannöverische Ort Geestemünde und eine der jüngsten Städte Deutschlands, Bremerhafen mit seinem langgestreckten Mastenwalde liegt vor uns ausgebreitet; darüber ragt das hannöverische Fort William und im Hintergrunde erscheint die reich belebte Rhede des Stromes, dessen Mündung hier eigentlich beginnt. Denn mit dem gegenüberliegenden Dorfe Blexen, dessen hoher, schlank geformter Thurm ein weit sichtbares Wahrzeichen der Ge-

gend ist, hört das linke Weserufer auf, mit dem rechten parallel zu laufen. Es wendet sich hier auf einmal in nordwestlicher Richtung abwärts und der Strom fluthet in einer wahrhaft imposanten Breite zum Meer. Eine große Strecke desselben ist schon reiner Meereshorizont, und auch die Küste des Butjahdingerlandes erscheint nur als ein kleiner bläulicher Streifen.

Geestemünde, gerade in dem äußersten Winkel gebaut, den der Zusammenfluß der Weser und Geeste bilden, hat eine für Handel und Schifffahrt ausgezeichnet treffliche Lage. Dennoch wollte der Ort nicht so recht aufblühen. Zwar hat die hannöverische Regierung das Ufer der Geeste durch ein tüchtiges Bollwerk zum Anlegen der Seeschiffe in einen Quai verwandelt und Geestemünde zu einem Freihafen erklärt. Demohngeachtet löschen und überwintern nur sehr wenige Schiffe hier, denn die Capitäne und Rheder fürchten mit Recht einen Ankerplatz, der, wie dieser, Fluthen und Eisgängen ausgesetzt ist. So ist es denn natürlich, daß der Verkehr durchgängig ein nur wenig belebter sein kann; wenn auch in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine auffallende Menge Häuser entstand — man forcirte förmlich das Bauen —, so machen doch die breiten stillen Straßen, die großen wüsten Plätze, überhaupt das Kahle, Lückenhafte und Todte des Orts noch einen höchst unbehaglichen Eindruck. Hier und dort erheben sich zwar einzelne stattliche Gebäude, die meisten sind aber kleine einstöckige, krämerhafte Giebelhäuser. Erst im Besitz eines gegen alle Fluthen gesicherten Hafenbassins, dessen Bau man endlich in Angriff nimmt, und nach Vollendung der heiß ersehnten Eisenbahn kann Geestemünde wahrhaft aufblühen und jene glänzenden Hoffnungen erfüllen, zu denen seine Gründer und Bewohner wohl berechtigt sein mögen.

## 2. Ein deutsches Hafenbild.

Der Contrast des stillen Geestemünde mit dem rührigen lebhaften Bremerhafen ist um so größer und auffallender, als beide Orte — nur durch den kleinen Geestefluß getrennt — einander

so nahe liegen. Kaum hat uns das Fährboot an's andere Ufer gebracht, als uns auch schon das ganze rege und laute Treiben und Lärmen einer echten Seestadt entgegenschallt. Alles rund um uns her arbeitet, schleppt und rennt in geschäftigster Eile durcheinander; die nahen Schiffswerfte und Drydocks hallen und dröhnen früh bis spät von fortwährendem Sägen, Rumoren und hundertfachem Gepoch, während uns aus dem Dickicht der Masten und Taue des Hafens ein buntes Flaggenspiel entgegenwinkt und das „Ho i ho“ und der eigenthümlich melancholisch klingende Gesang arbeitender Matrosen zu uns herüberschallt. —

Schon unter schwedischer Herrschaft erregte dieser für Handel und Schifffahrt so günstige Platz die Aufmerksamkeit der damaligen Regierung, und ziemlich auf demselben Fleck, wo jetzt das kleine hannöverische Fort Wilhelm über den Strom schaut, ließ Karl XII. 1673 durch seinen Artillerieobersten Melle eine aus Erdwällen bestehende Feste anlegen, die „Carlsburg“ genannt, deren 80 Kanonen bis zum jenseitigen Weserufer nach Blexen reichten. Gleich hinter dieser Schutzwehr sollte sich eine Handelsstadt erheben, für die der Name „Karlsstadt“ bestimmt war. Schon standen einige Häuser derselben, schon waren allerlei Freiheiten, Rechte und Privilegien für die neuen Anbauer festgestellt, — da erlitt im Jahre 1675 Burg und Stadt durch ein vereinigtes Corps dänischer, bischöflich münster'scher, herzoglich celle'scher und wolfenbüttel'scher Truppen eine Belagerung und Blokade. Mit größter Tapferkeit hielt sich Oberst Melle in der noch nicht einmal ganz fertigen Feste — bis ihn der Mangel an Lebensmitteln und Munition zu einer Capitulation nöthigte, deren Folge die theilweise Zerstörung des Platzes war. Das Jahr 1698 sah zwar einen Versuch der Wiederherstellung, der jedoch ein so durchaus halber blieb, daß der furchtbaren Weihnachtsfluth von 1717 die totale Demolirung der Wälle nur geringe Mühe kostete. Auch die Häuser waren theils fortgespült, theils abgebrochen worden. Alles gerieth halb in Vergessenheit. — „Das ist“, sagt der alte Visbeck in

seinem Buche, „das ist das traurige Schicksal eines Platzes, der zu großen Dingen bestimmt war.“ Dann schließt er seinen Bericht von der Zerstörung dieser paar Erdwälle mit einem pathetischen „Sic transit gloria mundi!“ —

Hundertundzehn Jahre später, nämlich 1827, ließ Bremen unter Leitung holländischer Techniker an diesem zu großen Dingen bestimmten Platze den Hafen anlegen. Der Ort hob sich unglaublich rasch, schon nach wenigen Jahren standen ganze Straßen. 1853 wurde Bremerhafen zur Stadt erklärt und hat jetzt nach letzter Zählung bereits nahe an 6000 Einwohner. — Immer auffälliger tritt der städtische Charakter hervor; die kleinen Giebelhäuser, aus denen anfangs fast der ganze Ort bestand, werden nicht nur nicht mehr gebaut, sondern sogar zum Theil wieder eingerissen, und mit bewundernswerther Schnelligkeit erhebt sich dafür ein hohes stattliches Gebäude neben dem andern, namentlich nach Norden zu, wohin sich der Ort am meisten ausdehnt.

Zu beiden Seiten der Chaussee, welche in dieser Richtung nach dem dreiviertel Stunden entfernten hannöverischen Flecken Lehe führt (dem Sitz eines Obergerichts), erhebt sich mit außerordentlicher Schnelligkeit Haus an Haus, so daß die Zeit der Verbindung beider Orte durch eine einzige Häuserstraße nicht mehr fern sein dürfte.

Jeder Fremde, namentlich der Binnenländer, wird den Hafenanlagen seine besondere Aufmerksamkeit widmen, und so wollen denn auch wir nicht achtlos vorübergehen.

Vor uns liegen zwei sichere treffliche Docks oder Bassins, zur Aufnahme der Schiffe bestimmt. Das ältere, südliche, ist das längste; ungleich mächtiger und breiter ist aber der neue, nördlich gelegene Hafen. Feste Molo's mit weit leuchtenden Laternen auf ihrer Spitze sichern das Einlaufen der Schiffe bei Sturm- und Wogendrang. Das alte Bassin mündet südlich vom hannöverischen Fort William und bildet im schützenden Rücken desselben einen Winkel. Es hat vier mächtige aus Bohlen und Balken zusammen-

gesetzte Thüren und seine Quais waren zuerst mit Faschinen aufgesetzt. Da dieselben aber bald die unerreichbare Behausung zahlreicher Rattenschaaren wurden, sah man sich genöthigt, sie durch massives Mauerwerk zu ersetzen. —

Die Wände des neuen Hafens aber wurden gleich mit starkem Gemäuer aufgeführt. Der Eingang desselben ist der allerweiteste auf dem ganzen Continente und nur ein Dock auf Erden, das zu Liverpool nämlich, übertrifft es um ein Weniges in dieser Hinsicht. — Die vier ungeheuern Thüren wurden in der Eisengießerei der Gebr. Waltjen in Bremen angefertigt; sie sind im Innern hohl und ganz aus starken, dicht aneinander genieteten Eisentafeln zusammengesetzt, so daß sie durch die innen eingeschlossene Luft im Wasser schwimmen und trotz ihrer Mächtigkeit — denn jede derselben ist 42 Fuß hoch und eben so breit — sich mit der größten Leichtigkeit in ihren Angeln bewegen. Die Kosten der Anlage waren ungeheuer; jede einzelne Thür z. B. erforderte die Summe von 20,000 Thalern. Das Ganze ist ein großartiges Werk deutscher Industrie, das mit Recht besucht und bewundert wird.

Während im alten Hafen die meisten Bremer Seeschiffe, sowie überhaupt die kleineren Fahrzeuge vor Anker liegen, füllen den neuen dagegen die mächtigen transatlantischen Dampfer, die amerikanischen Klipper, die Südsee- und Ostindienfahrer. Auch ein Theil der deutschen Flotte überwintert darin. —

Täglich sieht man zur Reinigung der Bassins, sowie ihrer Vorhäfen, Baggerschiffe in Thätigkeit; außerdem aber wird von Zeit zu Zeit eine große Spülung derselben vorgenommen, was immer ein höchst interessantes Schauspiel gewährt. — Soll gespült werden, so erhalten alle Capitaine der im Hafen liegenden Schiffe strenge Weisung, die letzteren auf's Sorgfältigste fest zu legen.

Kommt nun die Fluth, so werden die Thüren bis zum höchsten Wasserstande innerhalb des Bassins offen gehalten und sodann dicht geschlossen. Erst wenn draußen vollständige Ebbe eingetreten, werden die Thüren auf ein Glockensignal wieder auseinander gewun-

den — und nun schießt durch die wachsende Oeffnung ein immer breiter und wilder werdender brausender Schaumstrahl; es entsteht ein seltsames Wogen und Wallen im Bassin, die Schiffe beginnen hin und her zu schwanken, sich zu senken und wieder zu heben; hier und dort stoßen vielleicht zwei mit dumpfem Krachen aneinander; — endlich sind beide Thorflügel gänzlich aufgesperrt und die hoch aufgestaute Wassermenge, die bisher mit ungeheuerm Drucke davor lag, schießt nun entfesselt in rasender Schnelligkeit donnernd in's Freie, mit ihren schneeweißen Schaummassen den ganzen Vorhafen füllend, ja dieselben noch weit in den Fluß hinabjagend, während es drinnen heftiger und heftiger strömt und alle Schiffe immer stärker, immer gewaltiger an ihren Tauen und Ankerketten zerren und reißen.

So geht es wohl eine Viertelstunde. — Alsdann nähert sich das Binnenwasser immer mehr dem Flußniveau; schwächer und schwächer wird die Strömung und das Schwanken der Schiffe hört allmälig auf; ehe noch alles Wasser verlaufen, schließen sich rasch die Thüren — und die vorige Ruhe ist wiedergekehrt.

Auf solche Weise werden bedeutende Massen vorher losgerührten Schlammes mit leichter Mühe hinausgespült. Das Ganze gewährt Fremden ein eben so neues als großartiges, ja überwältigendes Schauspiel; namentlich macht jenes furchtbare Schwanken der Schiffe und das gewaltige Reißen an ihren Ketten einen beängstigenden, oft peinlichen Eindruck auf den Zuschauer.

---

Bremerhafen ist sehr regelmäßig angelegt, besitzt breite, reinliche Straßen und einen geräumigen Marktplatz. Zwar herrschen noch im Allgemeinen jene oben erwähnten kleinen, flüchtig gebauten und mit ihrem Giebel der Straße zugewandten Krämerhäuser vor, doch sieht man auch schon eine Menge großer, umfangreicher Gebäude. Leider sind nur sehr wenige dieser letzteren von architektonischem Werth; die meisten tragen entweder einen völlig nüchternen und durchaus kunstlosen Charakter, oder aber sie bezeugen

als geschmacklose, beinahe wahnsinnige Ausgeburten, einen gänzlichen Mangel alles Formengefühls, ein vollkommenes Mißverständniß der Verhältnisse und eine Manie unsinnigster Zusammenstoppelung aller möglichen Elemente. Selbst die neue gothische Kirche, ein reicher Backsteinbau mit hohem Thurm, dessen Spitze indeß noch fehlt, läßt in Anbetracht wahren Kunstwerthes Vieles zu wünschen übrig, obwohl auf's Wärmste anzuerkennen ist, mit welcher überraschenden Meisterschaft der Architekt — von dessen tüchtigem Streben auch noch einige andere Bauwerke Kunde geben — den bisher so sehr vernachlässigten Backsteinbau zur schönsten und reichsten Ornamentik entfaltet hat. Es wird freilich unter ähnlichen Verhältnissen überall so sein. Die Kunst ist eine Blume, die ebenso wenig im Kohlenrauche eines Fabrikortes als im Theergeruch einer Hafenstadt zu gedeihen scheint.

Besser als die steinernen Bauwerke gelingen hier die Arbeiten in Holz, und die Schiffswerfte, die sich alle am Geestefluß befinden, sind daher wahrhaft bedeutend und sehenswerth. Ueberhaupt stehen in der Kunst des Schiffbaues von allen deutschen Küstenstrichen die Ufer der Weser in erster Reihe und obenan. In keinen deutschen Fluß senken sich die Gleise so vieler Werfte, als in die Weser. Von St. Magnus am Lessumflusse und von Vegesack bis hinab nach Brake ziehen sich, immer belebt, kleinere oder größere an den Ufern hin. In Bremerhafen entfalten sich diese Anlagen zu einer wahren Großartigkeit, und die dortigen umfangreichen Baustätten eines Rickmers, eines Tecklenborg, eines Lange jun. möge ja kein Fremder unbesucht lassen; vor Allem nicht die mächtigen Drydocks, die vorzugsweise zum Ausbessern der Schiffe eingerichtet sind. Es sind nämlich große mit Thüren versehene Bassins, in welche das Schiff, dessen Rumpf ausgebessert oder mit Kupfer beschlagen werden soll, bei Fluth frei hineinsegelt. — Ist das Wasser möglichst weggeebbt, werden die Thüren fest verschlossen, das noch zurückgebliebene Wasser vollends durch Pumpen entfernt und das Schiff liegt nun so trocken da,

daß man mit der größten Bequemlichkeit auf dem bohlenbeschlagenen Boden um den ganzen Schiffscoloß herumgehen kann.

Nirgend, mit alleiniger Ausnahme von Nordamerika, hat die Schiffsbaukunst einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreicht, als auf den Bremischen Werften, namentlich was Schönheit der Form und schnelle Segelung betrifft, und nicht nur die deutschen Lande, sondern auch fremde Nationen zollen dem ihre Anerkennung. Französische, spanische und portugiesische Flaggen wehen jetzt von Masten, die in deutschen Wäldern gegrünt und geprangt haben, und flattern über Planken, die auf Bremischen Werften zusammengefügt sind.

Wenn Einige behaupten, man könne von den Schaufenstern der Verkaufsläden sicher auf den Charakter, Bildungsgrad und Reichthum der Stadt schließen, so gilt dies wohl nirgends mehr als an solch' einem Platze wie Bremerhafen. Laden reiht sich hier an Laden und jeder weist mehr oder weniger auf Schifffahrt und Auswanderung hin. Reich ausgestattet und elegant sind diese Läden selten, aber voll gepropft mit allen möglichen Bedürfnissen besagter Art. Hier z. B. hängen Massen von rothen und blauen Wollhemden und Leinenhosen für die Matrosen, derbe Südwesterhüte mit Nackenschirm und ölgetränkte Ueberzieher gegen Regenschauer und Wogengespritz, und daneben wieder Baumwollzeuge, breitkrempige Panama- und Strohhüte gegen den Gluthenbrand der Tropensonne; dort erblickt man in langen Reihen die verschiedensten Sorten von Liqueuren, Magentropfen und Essenzen für die Seereise; Büchsen mit Conserven aller Art; Fleisch, Gemüse, selbst Milch in trockenem Zustande und Gläser mit Eingemachtem; daneben verlocken uns tropische Früchte und Confituren, braune Cocos- und Paranüsse, Orangen und Citronen, goldfarbige und köstlich duftende Ananas, feuriger Ingber in Zucker und eingekochter Guajavasaft; weiterhin ist Alles zu haben, was Auswanderer gebrauchen, z. B. Matratzen, wollene Decken und allerlei Blechgeschirr; dort wieder stehen Muscheln, Corallen, chinesische und indische Raritäten zur Schau; hinter einem andern Fenster funkeln und blitzen

nautische Instrumente, Boussolen und Chronometer, Octanten und Fernröhre, dabei Logbücher, Logarithmentafeln und Seekarten und viele Läden endlich führen ganz wie ein echt amerikanisches Store Alles und Jedes, was nur gefordert wird: Speise und Trank, Kleider und Schuh, Eisenwaaren und Gewürz, und ihre Schilder tragen neben der deutschen meistens noch eine englische, mitunter sogar eine spanische Inschrift. —

Wollen wir übrigens das echte Seemanns- und Handelsgetreibe studiren, so müssen wir eine Stunde am Quai des Hafens auf und ab schlendern oder auf dem Trottoir der breiten Straße, die mit dem alten Hafen parallel läuft und ihn von der Stadt scheidet. Hier erheben sich einige der ansehnlichsten Gebäude: die Post, das Amthaus, in dem auch der Hafenmeister wohnt, das Groß'sche Hotel, der Sammelpunkt aller Schiffscapitaine, ferner hohe Packhäuser, Läden und Magazine aller Arten. Eine Reihe von Linden- und Kastanienbäumen schmückt diesen Stadttheil, aber die Bäume kränkeln und verkrüppeln vom rauhen Seewinde, dem sie ausgesetzt sind. —

Gegenüber erblicken wir das Bassin mit seinem tausendfach sich durchkreuzenden Liniengewirr aller Masten, Raen, Wanten und Taue, welches, von einem Endpunkt des Hafens aus betrachtet, zu einem wahren Dickicht, einem echten Mastenwald wird. Dicht an seinem Rande bleibend, winden wir uns zwischen hochgestapelten Ballen, Kisten und Tonnen hindurch, zwischen Haufen von rothen und gelben Blöcken exotischen Färbeholzes, schreiten an ungeheuern Ankern und Bojen vorbei, an denen noch Seetang, Muscheln und Zoophyten haften; suchen uns einen Weg über dicke, rostige Ketten und Ankertaue, die oft zusammengerollt wie Riesenschlangen am Boden liegen, und haben oft wahre Berge von Baumwolle und Tabaksmassen zu umschreiten, während um uns, über und unter uns das bunteste und geschäftigste Leben lärmt und wimmelt, aus dem die Laute der verschiedensten Sprachen und Mundarten in unser Ohr dringen.

Dort wandeln im ruhigen Gespräch zwei alte Capitäne. Aus ihrem ganzen Wesen spricht Kraft und Energie und seltsam contrastirt die schneeweise Wäsche ihres momentanen „Landrattenlebens“ mit ihren wetterbraunen, markirten Gesichtern, denen eine Lebensgeschichte voll Sturm, Ungemach und Gefahr mit tiefen Zügen eingegraben ist. Treten wir einmal lauschend hinter sie. Ob sie wohl von fernen Zonen reden, von Tropengluth und Meergebraus, von grausigem Schiffbruch und peinvoller Windstille, von Palmen und Bananengrün, von kokosumgrünten Coralleninseln der Südsee, von fernen fremden Menschen, vom gelben zopfigen Chinesen, vom schönen stillen Hindu oder vom schlauen, großäugigen Malayen? —

Lauschen und lauschen wir so lange es uns behagt — wir dürfen sicher sein, sie eher von allem möglichen Andern als von solchen Dingen reden zu hören. — Aber weiter. Dort sieht man geschäftige Spediteure und Commis Notizbücher in der Hand am Krahne stehen und allerlei Waaren empfangen; an eine Tabakstonne gelehnt, räkelt sich ein wollköpfiger Neger als lebendig gewordenes Schild eines Tabakladens; dort erblicken wir ehrliche, blauäugige Schwedengesichter, und wenig Schritte weiter, im völligen Gegensatz zu letzteren, einige Söhne Andalusiens, dunkelfarbig wie Erz, mit scharfgeschnittenen, trotzigen, fast wilden Zügen und schwarzem Krausbarte. Das sind sie, deren Väter einst jubelnd Guanahanis Küste begrüßten und eine neue Welt aufschlossen, die unter Kortez' Fahnen in Mexiko einzogen, und als des rohen Pizarro wilde Schaaren dem alten Inkareiche Peru ein Ende machten. Es ist nicht gut mit ihnen anzubinden; sie tragen lange, scharfe Messer im Aermel und wissen sie zu werfen. — Aber da kommen englische Theerjacken, echte Seemannsgestalten, die ordentlich ihre Ehre darin suchen, recht schwarz und schmierig, angeraucht und ölgetränkt zu erscheinen; in Gang und Mienen sind sie verwogen und wegwerfend; man ahnt es gleich, das sind Söhne eines stolzen meerbeherrschenden Volkes. In einigen Stücken ihnen ähnlich und doch wieder im Ganzen durchaus anders sind die schlanken Yan-

kees, die dort vorbeigehen. Ein geübter Blick erkennt sie als solche auf der Stelle; aber was sie so eigenthümlich macht, ist durchaus nicht mit Worten wiederzugeben. Sie haben etwas Komisches und doch wieder Imponirendes, etwas Renommistisches und doch wieder Reelles an sich, sie sind mit einem Worte yankeehaft und damit ist Alles bezeichnet. — Vergessen wir endlich über die fremden nicht unsere einheimischen Seeleute, die wir zahlreich um uns und über uns auf den Raen und in den Tauen oder unter uns tief im Hafen so rührig und geschäftig sehen. Unendlich gutmüthig, harmlos und bescheiden ist der Wesermatrose, stets heiter, stets folgsam und unverdrossen bei Tag und Nacht; von Auflehnung gegen den Capitain oder gar von eigentlicher Menterei hat die ganze Geschichte deutscher Seefahrt kein einziges Beispiel aufzuweisen, und jeder Capitän mag sich glückwünschen, eine Mannschaft von Stedingern — denn diese bilden die Mehrzahl der Wesermatrosen — an Bord zu haben. Kühner und verwegener sind vielleicht die preußischen Ostseematrosen, aber auch ungleich roher, während die Norweger und Schweden wohl den Stedingern an Liebenswürdigkeit am nächsten kommen.

Jede gemeinsame Arbeit, namentlich das Aufwinden, wird bekanntlich von den Matrosen mit Gesang im Taktschlag begleitet; nicht eine Nation macht davon eine Ausnahme, und fast alle, selbst die nüchternen Yankees, haben eine Menge der herrlichsten und frischesten Matrosenlieder, nur — sollte man's glauben? — wir Deutschen sind unsäglich arm daran.

Unsere Matrosen singen das elendeste Zeug: Leierkastenlieder, Opernsachen, zotige, fade und sentimentale Liebeslieder u. s. w. Von Seemanns „Lust und Leid" hört man selten oder nie. Es gibt zwar einige Matrosengesänge, aber sie tragen nicht das echte seemännische Naturgepräge; sie sind gemacht — und eben darum zünden sie nicht. Das ist sehr zu beklagen und die Frage nach der Ursache dieser betrübenden Erscheinung liegt nahe. Sie liegt ohne Zweifel nur in unsern Sprachverhältnissen, ich meine in dem unglückseligen Dualismus derselben.

Der Jugendunterricht des Wesermatrosen war ein hochdeutscher, — die Sprache seines täglichen Lebens blieb die plattdeutsche. Somit liest, schreibt und singt er — hochdeutsch, denkt aber — plattdeutsch.

Ein solcher Zwiespalt hindert auf's Entschiedenste die Gestaltung des Gefühls zum Liede. So weit die plattdeutsche Mundart herrscht, lebt kaum ein einziges plattdeutsches Lied im Munde des Volkes. Dazu kommt die Eigenthümlichkeit des Stammes, von dem es mit Recht heißt: „Frisia non cantat", das bedeutet: der Friese singt wohl mit dem Munde, aber nicht aus und mit dem Herzen. — So haben wir denn die prächtigsten und lustigsten deutschen Handwerksburschen- und Studentenlieder, die frischesten Soldatenlieder, die fröhlichsten Jagdklänge voll echter deutscher Waldlust, Volksweisen aus der Bauernhütte, die einfach, tief, innig und unvermittelt dem frischen Borne des Volksherzens entquollen sind — und nur allein der deutsche Seemann hat äußerst wenige, die im Naturlaut der Empfindung die Sprache seines Herzens reden, denselben Ton anschlagen, der ihm im Gemüthe klingt.

Indeß unserm deutschen Seeleben steht sicherlich in kurzer Zeit eine bedeutsame Entwickelung bevor; neue Elemente, neue Ideen, neue Erscheinungen treten auf, und wenn nicht alle Zeichen trügen, werden wir einen durchaus neuen und herrlichen Aufschwung desselben begrüßen können.

Wenn nämlich bis jetzt fast ausschließlich nur Norddeutsche, insbesondere nur die Nachbaren der Küsten auf unserer Handelsflotte Dienst nahmen und unter diesen wiederum fast nur Söhne und Verwandte älterer Seeleute, wenn die Meisten ohne höhere Schulbildung, nur mit den gewöhnlichen Realkenntnissen ausgestattet waren, — schien es in den letzten Jahren, hauptsächlich nach 1848, als ob eine völlig andere Generation aufgekommen wäre. Junge Pfälzer, Schwaben und Rheinländer, Sachsen und Preußen, echte Landratten, die kaum vom Meere einen Begriff hatten, sehen wir zahlreich zur See eilen; Jünglinge mit den ge-

diegensten Kenntnissen, ihren Homer und Horaz im Koffer, klettern jetzt im Tauwerk umher; Söhne der angesehensten Familien, selbst Sprößlinge adelsstolzer Geschlechter, ziehen mit Lust die blaue Matrosenjacke an und sind Seeleute geworden mit Leib und Seele. Auch die Anforderungen beim Steuermannsexamen werden nach und nach bedeutender, und während jene Zeit, wo die meisten unserer Capitäne ihre liebe Noth hatten, wenn sie ihrem Rheder einen umständlichen Seebericht abstatten mußten, noch gar so fern nicht liegt, dürfen wir nun hoffen, bald ein Geschlecht von Männern das Meer durchpflügen zu sehen, das befähigt ist, unter allen Breiten der Erde deutschem Namen, deutscher Bildung und deutschem Gemüth Ehre und Anerkennung zu verschaffen, vor Allem aber der Wissenschaft die schönsten Früchte zeitigen zu helfen.

Es kann nicht fehlen, daß diese Wendung zum Besseren allmälig auch auf den Volksgesang Einfluß haben wird. So wie wir zur Zeit auch nicht ein einziges Lied besitzen, dessen Dichter ein Matrose, so haben wir auch in der ganzen Literatur kein nautisches Werk, dessen Verfasser ein deutscher Seemann ist. Fast unsere ganze Schiffsterminologie ist ausländisch, meistens aus dem Englischen und Holländischen genommen. Die Ursache liegt unstreitig in dem Mangel wissenschaftlicher Bildung, welcher den deutschen Seemann bisher betrübend kennzeichnete. Nun aber dürfen wir in nicht gar zu ferner Zeit eine völlige Beseitigung dieses Uebelstandes erwarten und dürfen hoffen, daß aus den vielen neuen Elementen nach und nach auch ein eigenthümliches Liederleben erblühen wird, das, kräftig und gesund, frisch und herrlich, dem Seemannsstande und dem deutschen Herzen gleicherweise zur Ehre und Freude gereicht.

Doch es wird Zeit sein, unsere Betrachtung abzubrechen und den Spaziergang fortzusetzen. Es ist hier auch kein passender Ort zu Träumereien, denn uns umgibt das frischeste, rührigste und lauteste Treiben. — Ein ganz anderes, aber nicht minder interessantes Bild gewährt der Hafen Sonntags in seinem Festkleide. —

Es ist dann ringsum still und feierlich und nur der Glockenklang vermischt sich mit dem leisen eigenthümlichen Windsgesäusel im Tauwerk. Die Matrosen erscheinen in feiner, blauer Tuchjacke, jedes Schiffsdeck ist sauber gewaschen und gespült, aber keines so rein, hell und freundlich als das der Bremer Schiffe; keines auch stets so in Farbe gehalten und von so freundlichem Aeußeren. Die englischen Schiffe dagegen haben meist ein schwarzes, wahrhaft unheimliches Aussehen. — Ueberall aber belebt ein bunter, wallender Flaggenschmuck das Tauwerk.

Nach der weiß und roth gestreiften Bremerflagge erscheint das Sternenbanner der Union am häufigsten, denn mit keinem Lande ist Bremens Verkehr lebendiger als mit Nordamerika. Seltener die Tricolore von England, Hannover, Frankreich, Belgien, Holland, Preußen und Spanien. Dann und wann — zumeist an Festtagen — läßt auch wohl ein junger Capitän die schöne Flagge Deutschlands vom Topp wehen.

Zwischen dem Matrosengewimmel fesseln vornehmlich die deutschen Auswanderer unsere Blicke. Zu allen Stunden des Tages sieht man sie mit Weibern und Kindern in zahlreichen Gruppen am Hafen, meistens müßig schlendernd und gaffend, oder auf Kisten und Ballen gelagert und dem ganzen Hafengetriebe einen eigenen Charakter verleihend.

Niedersachsen, Hessen und Franken bilden die größere Menge derselben; mitunter erscheinen auch Böhmen, Mähren, Pfälzer und Schwaben, so daß man doch manche interessante Volkstracht erblickt, namentlich bei den Frauen, unter denen die kleinen, spitzen und hinten mit schwarzen Flatterbändern behängten hessischen Mützen, die rothen Kopftücher, die weißen Hemdärmel und hellgrünen Röcke der fränkischen Frauen am meisten hervorstechen. — Die Männer, namentlich die jüngeren, sind oft abentheuerlich und phantastisch gekleidet. Sie wollen, wie es scheint, ein gewisses Bewußtsein der Unabhängigkeit, der Losgebundenheit von Zucht und Sitte zur Schau tragen und sich im rücksichtslosen Behagen ihrer Individualität

spiegeln. Sie wissen, hier kennt sie Keiner; Keiner kümmert sich um sie; Keiner weiß von ihrer Geschichte; sie haben sich losgerissen von Allem, was ihnen in der Heimath nahe stand. Das Scheideweh ist längst überwunden, es sind Wochen vergangen, seit sie ihre Heimathberge zum letztenmale schauten und nur mit einem Fuße noch stehen sie im Vaterlande. Dies Bewußtsein macht die meisten völlig gleichgültig, ja selbst fröhlich und guter Dinge. Doch zuweilen sieht man, wenn man die Schaar durchwandelt, auch einen thränenschweren Blick und ein Antlitz, in dessen gramvollen Zügen die Geschichte einer trüben Vergangenheit, ein Stück aus der Leidensgeschichte des deutschen Volks geschrieben steht.

Alles Leben und Treiben der Auswanderer concentrirt sich in dem mächtigen, im Jahre 1849 vom bremischen Architekten Müller erbauten Auswanderungshause, und es möge kein Fremder versäumen, diesem interessanten und großartigen Gebäude eine Stunde zu widmen. Eine Menge Uebelstände und Mißverhältnisse war die dringende Veranlassung zu seiner Errichtung. Mit der in den letzten vierzehn Jahren sich beispiellos mehrenden Auswanderermenge, die im Bremerhafen sich einschiffte, wuchsen auch die Klagen derselben über alle möglichen Prellereien und Betrügereien, denen sie während ihres Aufenthalts daselbst, der sich oft durch allerlei Umstände auf Wochen und Monate hinausdehnte, preisgegeben waren. Viele Einwohner, Krämer und Wirthe waren mit ihrem ganzen Verdienste einzig und allein auf die Auswanderer angewiesen und gingen daher mit einer nicht geringen Habgier hartherzig und raffinirt darauf aus, auch den letzen noch geretteten Pfennig den armen, unbekannten Heimathlosen abzuzwacken, daß wohl manche ihr Vaterland mit tiefstem Herzensfluch verlassen haben mögen. —

Da faßte denn endlich ein hier wohnender Schiffsspediteur — Georg Claußen ist der Name des wackern Mannes — den Plan, durch ein großes Etablissement allen Klagen und aller Unbill kurzweg ein Ende zu machen und den Scheidenden die letzten

Tage im Vaterlande durch das wohlthuende Gefühl der humansten Aufnahme und der redlichsten Behandlung zu versüßen. Einem so edeln und zugleich praktischen Unternehmen konnten die nöthigen Geldunterstützungen der Bremischen Kaufleute und Rheder nicht fehlen. Im Umsehen waren die Actien vergriffen; der bremer Architekt Heinrich Müller erhielt den Bau und schuf in fabelhaft kurzer Frist ein Werk, das eben so sehr durch seine Größe und Schönheit seiner architektonischen Verhältnisse das Auge des Beschauers fesselt, wie es durch seine treffliche Construction und seine praktische Einrichtung den Sachverständigen zur Bewunderung hinreißt. —

Das Gebäude, leider nicht am Hafen, sondern etwas zurückliegend, umgibt von drei Seiten einen inneren Hof, vor welchem sich nach der Straße zu eine innen offene Pfeilerhalle mit gewölbtem Thorweg herzieht. Es ist im florentiner Style gehalten, einfach und imposant. Das Material ist rother Backstein, wie die Gegend ihn liefert; seine tiefe, gesättigte Farbe macht mit dem Gelb der Friese, der Gesimse und Schutzbögen der Fenster, welche alle aus den eigenthümlichen flensburger Steinen bestehen, und gehoben durch das Dunkel des grauen Daches aus Schmorziegeln, eine vortreffliche Wirkung. Die der Straße zugewendeten Endgiebel der beiden Flügel haben vier gekuppelte große Fenster und schließen oben nach mittelalterlicher Weise in drei Absätzen. Diese letzteren erscheinen leider etwas gedrückt — wohl der einzige Tadel, den das Bauwerk in architektonischer Beziehung treffen kann, und dem man leicht hätte ausweichen können, wenn noch ein vierter Absatz angebracht worden wäre. Um so schlanker erhebt sich dagegen auf dem Hauptgebäude der zinnengekrönte Glockenthurm, von dem an Festtagen eine mächtige, schwarzrothgoldene Fahne weht, die kaum eine bedeutsamere Stelle finden konnte als auf dieser Vereinigungshalle aller deutschen Stämme. Auch die Vorhalle ist von schönen Verhältnissen und das ganze Bauwerk hat bei der größten Einfachheit und jedem

Mangel an Ornament doch einen merkwürdig großartigen, ich möchte fast sagen pallastartigen Charakter, so daß es jeder größern Stadt zur wahren Zierde gereichen würde, hier aber mit seinem rothen Gemäuer so über die andern Häuser hervorragt, daß diese förmlich dagegen zusammenschrumpfen.

Und nun wollen wir eintreten in diese deutsche Karawanserai — wie man wohl sagen könnte. Gleich im Souterrain des linken Flügels treten wir in die Küche, in der durch einen Dampfapparat Essen für 3500 Mann gekocht werden kann. Auch Hafenarbeiter und Matrosen holen sich hier ihre Kost, weil im Hafen am Bord der Schiffe kein Feuer brennen darf. Das Essen ist ganz vortrefflich, und mancher arme Auswanderer hat daheim in seinen Bergen wohl nie so kräftige Suppe, so gutes Gemüse, so fettes Fleisch und dicken Speck zu kosten bekommen oder auch nur gesehen. — Gern wird der Besuch dieser mächtigen Küche erlaubt und der dicke behäbige Küchenmeister läßt freundlich und zuvorkommend den Fremden die derbe, kräftige Kost versuchen. — Im Souterrain des andern Flügels liegt das Reisegepäck, welches unentgeltlich hergebracht, sicher aufbewahrt und ohne Kosten an Bord geliefert wird; auch sind hier die Speiseräume der Matrosen und Arbeiter.

Wir treten nun durch das Thor der Vorhalle in den inneren Hof, der mit den mannigfachsten, oft malerischsten Gruppen belebt ist. Ringsum im Erdgeschoß sind die Anmeldungsbüreaus, die Geschäftszimmer, drei Lazarethsäle, Speiseräume, der Schenksaal, die Wohnungen des Inspectors, des Oberschaffners, der Hospitalwärter und der Krankenpfleger, sowie die Zimmer des Predigers und des Arztes.

In den beiden Stockwerken aber befinden sich die eigentlichen großen Logier- und Schlafsäle und die Waschzimmer, auch noch einige Speisesäle und mancherlei andere Räume und Einrichtungen. Das Ganze ist bequem und reinlich und so geräumig, daß über 2000 Auswanderer beherbergt werden können.

Die Mitte des Hauptgebäudes endlich enthält gerade unter dem Thurme, dem Eingangsthore gegenüber, eine Kapelle, die 400 Menschen fassen kann und in welcher Sonntags Gottesdienst gehalten wird.

Doch es würde zu weit führen, alle trefflichen Einrichtungen, die uns auf Schritt und Tritt hier entgegentreten, auch nur aufzuzählen. An Brandunglück ist in diesem Hause kaum zu denken, denn alle Treppen sind ohne Ausnahme von Sandstein, jeder Saal hat seinen durch starke Mauern geschützten Ausgang und fast jedes Zimmer kann vermittelst der großen Wasserreservoirs, die hoch oben unter dem Dache angebracht sind, augenblicklich unter Wasser gesetzt werden. Dabei ist das strenge Reglement für die Wärter, Aufseher und alle Bediensteten des Hauses musterhaft zu nennen; sämmtliche Anordnungen zielen nur auf die Bequemlichkeit und Sicherheit der Auswanderer und besonders erfreulich sind die ungemein billigen Preise. —

Die Speiseordnung des Hauses ist diese: Morgens gibt es Kaffee mit Zwieback, Brod und Butter; Mittags, Schlag 12 Uhr, reichliche Portionen einer kräftigen Erbsen- oder Bohnen-, Kartoffeln-, Graupen oder Reis-Suppe, nebst den Stücken des darin gekochten Fleisches oder geräucherten Specks; sodann zum Abendbrod Thee und Zwieback, Brod und Butter. Für dies Alles, das Logis mitgerechnet, wurde bis in letzter Zeit nicht mehr als 12 Bremer Grote (etwas über 5 Ngr.) bezahlt. Erst in den letzten Theuerungsjahren ist man mit den Preisen um ein Geringes aufgeschlagen. Man denkt auch daran, in der Folge Läden im Gebäude zu errichten, welche Alles, was Auswanderer zur Reise bedürfen: Decken, Matrazen, Kleider, Blechgeschirr ꝛc. zu festen, billigsten Preisen enthalten sollen. Es wäre verdienstlich, damit zu eilen und dann erst hätte man eine Karawanserei im echten Sinne des Wortes geschaffen.

Im Jahre 1852 haben sich 58,000, im folgenden Jahre sogar über 70,000 Deutsche in Bremerhafen eingeschifft und fast

Alle hat das besagte Haus in ihren letzten Tagen auf deutscher Erde beherbergt, gespeist, getränkt und ihnen von heiliger Stätte aus ein tief erquickendes Herzenswort mitgegeben auf die öde Wasserwüste.

Kein anderer Auswanderungsort, sei's Hamburg, Antwerpen, Ostende oder Havre, kann sich eines gleichen oder auch nur entfernt ähnlichen Instituts erfreuen. Dank darum dem wackern Manne, der den schönen Plan faßte und ausführte. Möge es bestehen fort und fort zum gerechten Stolze Bremens, zum Heile Tausender und zum Aerger aller habgierigen Wirthe und Krämer. —

Jeden Fremden aber ermahne ich nochmals: doch ja nicht den Besuch dieses Hauses zu unterlassen! Es gibt keinen interessanteren Anblick als seine Räume von Unten bis Oben gefüllt zu sehen mit dem bunten Gewimmel. Mische er sich unter die Gruppen der Männer und Frauen, der frischen Jünglinge und matten Greise, rede freundlich zu ihnen und frage sie mit Freiligrath:

„O sprecht, warum zogt ihr von dannen —
Das Vaterland hat Wein und Korn,
Der Schwarzwald steht voll schöner Tannen,
Im Spessart tönt das Hirtenhorn?" —

Er wird tiefe Blicke in's Menschenherz thun können, wird vielleicht Niegeahntes hören. —

Dann folge er ihnen zum Hafen und beobachte, wenn sich die Gelegenheit bietet, ihre Abfahrt. Wenn ein Schiff voll Auswanderer aus dem Hafen legt, lockt solch ein Schauspiel fast immer eine Menge Schauender herbei. Wohl mag einem wehmüthig um's Herz werden, wenn man ihnen zusieht, wie sie oft so unbegreiflich gleichgültig und stumpfsinnig der dunklen Zukunft entgegengehen, oder mit fröhlichem Leichtsinn die Winde eifrig drehen und das Schiff mit Stangen fortstoßen helfen vom deutschen Ufer, und gar ein gellendes „Juhe nach Amerika!" rufen, daß es einem durch die Seele schneidet. —

Und doch ist solches Gebahren eigentlich ein sehr begreifliches. Die schmerzliche Trennungsstunde, das Scheiden von der

engeren Heimath ist ja vorbei und vielleicht vergessen. Ob sie nun auch noch diesen Ort verlassen müssen, kann ihnen gleichgültig sein, und der letzte schmerzvolle Augenblick ist ja noch nicht gekommen. Der erscheint erst, wenn Europa's Küste als schmaler, blauer Nebelstreif in's Meer sinkt und nichts als Luft und Wasser die Dahinziehenden umfängt. Die Schiffer erzählen, daß in diesem Augenblick selten ein Auge trocken bleibt und oft Alle in heftiges Weinen ausbrechen. —

Doch wir sind dem Lauf des Schiffes vorausgeeilt. Es hat eben die Schleuse passirt, deren Thüren sich geschlossen haben, und ist durch den Vorhafen gewunden worden. Die Taue der Winde werden nun abgenommen; das Schiff entfaltet seine Segel; es wendet sich; eine frische Brise schwellt das weiße Linnen und die belebte Rhede hinter sich lassend, schwimmt es in stolzer Majestät den Strom hinab, dem Meere zu. Eine kurze Stunde — und wir suchen es am Horizont vergebens; — der kleine Punkt ist verschwunden! — Fahrt wohl!

Und auch wir nehmen damit Abschied vom Bremerhafen. Haben wir Alles gesehen und genossen: den Charakter der jungen Stadt, ihren Hafen, ihre Werfte, ihr Matrosenleben, haben wir endlich noch den armen Auswanderern zugeschaut bis das Schiff im Nebel der Ferne verschwand — dann ist es Zeit den Ort zu verlassen, der uns nichts Anderes bieten kann.

Das ganze Leben und Streben, welches hier herrscht, wird uns bei längerem Aufenthalte bald genug auf das Widerlichste berühren. Es ist ein ewiges ruheloses Jagen und Hetzen, Rennen und Schnappen nach Geld und wieder Geld: der crasseste Materialismus in Handel, Wandel und Genuß, ein in hohem Grade unerquickliches Treiben, ein gänzlicher Mangel an Sinn und Geschmack für Höheres und Schöneres — mit einem Wort: schon ein halbes Amerika!

So ist es aber nicht nur hier, so ist es an allen solchen Handels- und Hafenplätzen jüngsten Datums und es kann nicht anders

sein, liegt es doch in der Natur der Dinge begründet und darf uns daher nicht zu einseitigen Klagen verleiten. Der tiefer Schauende wird auch darin eine Menge bedeutsamer Keime suchen und finden, aus denen noch einmal Großes und Schönes hervorgehen kann. —

## IV. Das Land Wursten.

### 1. Der Charakter des Landes.

Mit dem Lande Wursten betreten wir die nördlichste Marsch des rechten Weserufers und zugleich die erste, welche im Stande ist, in physischer, ethnographischer und historischer Hinsicht tieferes und allgemeineres Interesse zu erregen, wie sie denn auch, wenigstens dem Namen nach, von allen Marschen am weitesten bekannt sein dürfte.

Wursten ist so ziemlich völlige Seemarsch; die Ufer bedeckt eine echte Meerstrandsflora; belebt von stolzen Seeschiffen fluthet hier der Strom in einer Breite, die das jenseitige Ufer kaum mehr entdecken läßt; Delphine tummeln sich in den Wogen; Seehunde sonnen sich auf dem weiten Watt; zahllose Schaaren echter Seevögel bevölkern den Strand und die salzigen, schaumgekrönten Wogenberge rollen in wilder Majestät gegen den Deich, der hier in einer wahrhaft staunenswerthen Mächtigkeit als ein starker Schutz das fruchtbare Land umzieht.

Dieser Deich wurde in seiner jetzigen Stärke erst vor wenigen Jahren vollendet und nach uralter Weise durch einen großen Umzug sämmtlicher wurster Bauern zu Pferd und Wagen, durch Gottesdienst in der Kirche zu Dorum und durch ein Festessen feierlichst eingeweiht. An schönen Sommertagen auf ihm zu lustwandeln ist einer der interessantesten Genüsse, gehoben durch die überraschenden Contraste des segeltragenden Flusses, des möveumschwärmten Watt's und des fruchtbaren Landes mit seinen auffallend zahlreichen Kirchthürmen, Höfen und Dörfern im wogenden Saatenmeere. Der Boden ist viel heller und sandiger als in Osterstade und Wührden;

er eignet sich daher ungleich mehr zum Ackerbau, obwohl auch im südlichen Theile Viehzucht getrieben wird. Roggen, vornehmlich aber Weizen und Raps baut man ganz wie im Lande Hadeln, und zur Blüthezeit des letztern ist Wursten, vom Deiche aus im Sonnenglanze gesehen, eine wahre Goldflur zu nennen.

Zwischendurch liegen aber eine Menge einzelner Höfe und auf Wurten angelegte Dörfer umhergestreut, aus deren Mitte, auf eigner noch höherer Wurt gebaut, die uralte moosige Granitkirche sich erhebt. An der nördlichsten Spitze des Landes, wo das Hamburger Amt Ritzebüttel beginnt, tritt die Geest dicht an den Fluß; ihre erratischen Steinblöcke verschwinden mit dem Heidekraut und sie geht in echte Dünenbildung über, deren gelbliche Sandhügel den Deich ersetzen, welcher hier aufhört, um erst ein paar Stunden weiter an der Elbe wieder zu beginnen.

## 2. Das Volk und seine Geschichte.

Das Volk dieses Küstenstrichs hat eine Geschichte gehabt, wie kaum ein anderes der Marschen sich dessen rühmen kann und die ihm das tiefeigenste Gepräge aufdrücken mußte, welches sein Wesen von jeher charakterisirt. Wie kein anderes weit und breit umher hat es gekämpft und gelitten für seine Unabhängigkeit voll Heldenmuth und Ausdauer; wie keines ringsumher so zähe den alten festen Friesensinn, die friesische Sprache und Sitte bewahrt und wie kein anderes, höchstens die Hadler ausgenommen, so viele Rechte und Freiheiten behauptet durch alle wechselnden Zeiten bis auf den heutigen Tag.

Die ältesten, wenn auch sehr dunklen Nachrichten über das Land Wursten reichen bis in's sechste und siebente Jahrhundert, wo die Einwanderung der Friesen erfolgt sein muß. Es bevölkerte sich bald und zur Zeit Karls des Großen, dessen Heereszüge, obgleich ohne bedeutenden Erfolg, sicher auch diese Gegend berührten, führte es bereits seinen heutigen Namen.

Deiche gab es noch nicht, denn diese wurden erst im zehnten und eilften Jahrhundert angelegt; doch erhoben sich bereits überall

zahlreiche Wurten, nach denen die Bewohner Wurtsassen (von lat. Schriftstellern Worsati) genannt wurden, — woraus nach und nach Wursten entstanden sein mag.

Urkunden und Verträge mit Bremen vom Jahre 1406 bezeugen die vollkommen republikanische Unabhängigkeit des Landes, und die Bremischen Erzbischöfe konnten bis dahin keine weitere Macht erlangen, höchstens in kirchlichen Angelegenheiten. Die Wurster waren ein wildes Seeräubervolk, das kühn mit kleinen Schiffen die Nordsee durchstreifte, ihre Küsten besuchte und namentlich den Bremern manches Drangsal bereitete, — während es unter sich einer vortrefflichen inneren Verfassung nachlebte und den übrigen Friesenstämmen im Kampfe gegen die herrschsüchtigen Erzbischöfe, wie z. B. 1234 den armen Stedingern, treulich beistand.

Mit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts begannen die Angriffe auf ihr eigenes Land. Der Herzog Johann aus dem Hause Askanien, welches im benachbarten Hadeln längst seine Herrschaft begründet hatte, griff im Jahre 1484 die Wurster von der Nordostseite an, fand aber unerwartet tapfern Widerstand und mußte sich nach verschiedenen vergeblichen Versuchen zurückziehen.

Im Jahre 1498 schlossen deshalb der erbitterte Johann und sein Bruder Herzog Magnus mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, genannt der Quade, ein ernstliches Bündniß gegen die Wurster. Auch mit dem damals weit und breit gefürchteten wilden Söldnerheer, der sogenannten schwarzen Garde, unter der Anführung des bekannten Junker Schlenz, verbanden sich die askanischen Fürsten und brachten so eine bedeutende Macht zu Stande, mit der sie 1500 in Wursten einfielen. Die Wurster hatten nicht den geringsten fremden Beistand, aber das ganze Land ergriff die Waffen; Knaben und Greise stellten sich in die Reihen und schon im ersten Treffen auf der wurster Grenze erfochten sie einen so entschiedenen Sieg, daß die Söldnerheere sich mit bedeutendem Verluste zurückziehen mußten. Herzog Johann wurde dadurch genöthigt

von der Unterjochung vorläufig abzustehen, zumal Herzog Heinrich von Braunschweig das Bündniß kündigte und die schwarze Garde vom König Johann und vom Herzog Friedrich von Holstein gegen die Dithmarschen in Sold genommen wurde, wo sie die bekannte große Niederlage erlitt.

Schon bei diesem mißglückten Versuche hatte der Erzbischof Christoph in Bremen durch Hülfstruppen mitgewirkt; bald trat er entschiedener hervor, erklärte: der Kaiser habe ihm das Land zum Lehen gegeben und forderte die Anerkennung seiner Oberherrschaft. Mit Hohn wiesen die Wurster ihn ab, und der Erzbischof rüstete ein bedeutendes Heer, mit dem er 1516 gegen sie zog. Wiederum standen alle Wurster wie Ein Mann unter den Waffen, sogar eine Menge Weiber mischte sich unter ihre begeisterten Schaaren. Am Tage St. Thomä fiel das Bremische Heer in's Land ein und sogleich rückten die Wurster ihm entgegen, unter Anführung einer hohen Jungfrau, die eine Fahne mit dem Bilde des Todes schwang. An der Grenze kam es zu einer blutigen und hartnäckigen Schlacht. Mit unsäglicher Erbitterung fochten die wackern Wurster einen ganzen Tag hindurch; schon kam der Abend und die erzbischöflichen Reihen begannen zu weichen, — da plötzlich fiel die Bremische berittene Reserve den vordringenden Wurstern wüthend in die Flanken, und nun war die Stunde der Bauern gekommen, denn auch das Bremische Fußvolk hatte sich wieder gesammelt und griff von Neuem an. Als die Nacht hereinbrach, lagen achthundert Männer und dreihundert Weiber todt auf dem Schlachtfelde, unter letzteren auch die kühne Jungfrau mit der Todesfahne. Weit und breit überzog man nun das Land mit Sengen und Brennen. Der siegreiche Erzbischof belegte das Volk mit ansehnlichem Tribut, wozu jeder Bauer nach seinem Vermögen beitragen mußte, und erbaute, um sich die Früchte des Sieges für immer zu sichern, beim Dorfe Weddewarden eine Feste, der „Morgenstern“ genannt.

Aber nur ein kurzes Jahr duldeten die freiheitsliebenden Friesen

das Joch. Sie erklärten rund heraus: der Erzbischof habe nur ihre Kirchen mit Pfaffen zu versorgen, weiter gehe er sie nichts an; denn sie seien freie Republikaner seit Anfang der Welt. Da schickte der Erzbischof seine beiden Gesandten, den Ritter von Malsburg und den Domdechant Ludolph von Klenken, um sie inständigst ermahnen zu lassen. Aber vergebens war all' ihr Mahnen und Drohen, und als endlich einer aus der Begleitung höhnische Reden gegen die Wurster ausstieß, entbrannte vollends ihr Zorn. Der Domherr, der Ritter Malsburg und das ganze Gefolge wurde von den wüthenden Bauern erschlagen; das Feld aber, wo solches geschah, heißt Klenkenham bis auf den heutigen Tag.

Der auf's Höchste erbitterte Erzbischof schwur blutige, furchtbare Rache für diesen Frevel und ließ ein bedeutendes Heer anwerben.

Inzwischen war Herzog Heinrich von Lauenburg gestorben und sein Bruder Magnus, ein ungleich milderer Herr, war ihm gefolgt. Auf diesen richteten die Wurster ihr Auge. Die benachbarten Hadler hatten es gut unter ihm, und die Wurster dachten: wenn doch einmal ihre Unabhängigkeit verloren gehen solle, so wohne sich's besser unter seinem milden Regimente als unter dem Krummstabe. Und wohl hatten sie Ursache, die Rache des zornigen Kirchenfürsten zu fürchten. In der Kirche zu Dorum hielten sie erst großen Landesrath und schickten hierauf eine Gesandtschaft zum Herzog, daß er ihnen beistehen möge in ihrer Gefahr. Sie ließen ihm sagen: ihn würden sie als Oberherrn anerkennen, ihm auch Tribut zahlen und ihm treu und gehorsam sein, so lange er ihre innere Verfassung, ihre Freiheiten und Rechte nicht antaste.

Dem Herzog Magnus, welcher dem herrschsüchtigen Erzbischofe eben nicht zugethan war, kam dieser Antrag sehr erwünscht. Sofort rüstete er sich und kam im August mit einem ansehnlichen Heere und mit vier Schiffen voll Geschütz und Munition im Land Wursten an. Jubelnd empfing man ihn; auf einer großen Landes-

versammlung schworen ihm alle Wurster den Eid der Treue und erstürmten kurz darauf unter seinen Fahnen die verhaßte Zwingburg bei Weddewarden, die sie dem Erdboden gleich machten. Alsdann drangen sie in das Erzstift selbst und nahmen am Eigenthum des Erzbischofs Rache für vergangene Schmach. Leider konnte Herzog Magnus den Wurstern keinen nachhaltigen Beistand leisten, da er durch die Eifersucht benachbarter Fürsten, die eine Erweiterung seiner Herrschaft nicht dulden wollten, daran verhindert wurde und seine Schaaren aus Wursten zurückziehen mußte.

Der Erzbischof hatte indessen 8000 Mann Fußvolk und 500 Reiter angeworben und diese fielen im Jahre 1526 unter Anführung des Obersten Hänslein v. Halberstadt wieder plötzlich in's Land ein. Wiederum wehrten sich die Bauern verzweiflungsvoll, erlagen aber bald dieser bewaffneten Uebermacht. Ueber 1000 von ihnen wurden erschlagen, die anderen flohen in's Land Hadeln und das erzbischöfliche Heer begann ungehindert die entsetzlichste Verwüstung des eroberten Gebietes. Die Tradition berichtet, daß im ganzen Lande nicht mehr als sieben Häuser stehen geblieben und nur die Kirchen verschont worden seien.

Das war eine grausige Niederlage, die jedes Volk auf immer gebeugt hätte, — nur keine Friesen!

Vier Jahre später waren die Wurster schon wieder in vollem Aufstande und bereit, das geistliche Joch abzuwerfen.

Das frische Wehen der Reformation war auch bis in die Marschen gedrungen und mußte wohl bei dem freiheitsglühenden, pfaffenfeindlichen Volke derselben die empfänglichsten Herzen finden. Man machte äußerst kurzen Proceß, man sagte einfach zu den Geistlichen: Wollt ihr das lateinische Meßwerk ruhen lassen und deutsch das Wort Gottes predigen, oder lieber fortgejagt werden?" — und alsbald war das ganze Land protestantisch. Der Erzbischof hatte ihnen eine Steuer auferlegt, nach der sie den sechszehnten Pfennig zahlen sollten. Aber die Wurster kehrten sich nicht daran.

Sie hatten sich nämlich um Beistand an den protestantischen Herzog Erich von Braunschweig gewandt und denselben auch zugesagt erhalten. Das machte sie wieder kühn und sicher und sie dichteten ein Spottlied auf den Erzbischof:

De Bischop von Bremen de deit et uns nicht
Syn Landrost is uns veel to licht
De Bischop de schall den Dag nich afleven,
Dat wi Friesen den fösteinsten Pennig dot geven.

So sang und klang es allerwege zum Hohn der bischöflichen Beamten. Dem wollüstigen und prachtliebenden Erzbischof Christoph, den seine Verschwendung tief in Schulden gestürzt hatte, war indeß weit mehr darum zu thun, Geld zu bekommen, als den Glauben zu schützen und die Reformation zu hemmen, zumal er doch wohl in dieser Hinsicht das Fruchtlose seiner Bestrebungen einsehen mochte. Seine nächsten Zwecke im Auge, versuchte er es daher mildere Saiten aufzuziehen, ermahnte die Wurster zur ruhigen Zahlung der Abgaben und versprach ihnen dafür Duldung der protestantischen Lehre.

Dieser Ton schlug anfangs bei ihnen an, hallte jedoch nicht lange nach, denn die alte Empörungslust brach bald wieder aus. Wiederum schickte der Erzbischof ein Heer nach Wursten unter dem damals berühmten Partheigänger Obersten Christoph v. Wrisberg, — wiederum kam es zu einem für die Wurster unglücklichen Kampfe, und wiederum besetzten die Erzbischöflichen das Land; diesmal aber nur, um die Steuern einzutreiben, nicht um es zu verheeren. In diesem Geschäft störte sie jedoch das längst erwartete herzoglich braunschweigische Heer, welches nach kurzem Kampfe, in dem der erzbischöfliche Landrost erschlagen wurde, Sieger blieb und den Oberst Wrisberg gefangen nahm.

Gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts endlich neigte sich die Macht der Bremischen Erzbischöfe mit raschen Schritten ihrem Untergange zu und auch die Wurster mochten des ewigen Kämpfens müde sein und sich nach Ruhe sehnen. So kam es, namentlich durch die Vermittelung der Bremischen Ritterschaft, zum gegen-

seitigen Vertrage. Die Wurster zahlten billige Steuern und der Erzbischof ließ ihnen dafür ihre Rechte, ihre innere Verfassung und ihr lutherisches Bekenntniß ungekränkt. Im letzten Jahrhundert des Erzstifts war ungestörter Friede im Lande, worauf es nach der 1648 erfolgten Säcularisirung desselben als ein Theil des Herzogthums Bremen mit diesem an Schweden fiel, dann 1712 von Dänemark erobert ward und endlich 1715 vom letztern, gegen Uebereinkunft, an das Haus Hannover abgetreten wurde.

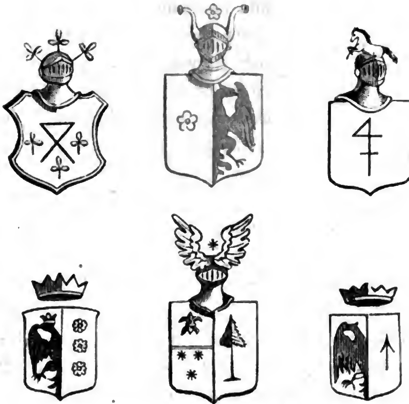
Das ist die sturmvolle Geschichte Wurstens, welche den echten Friesencharakter in seiner ganzen bewundernswerthen Ausdauer und begeisterten Freiheitsliebe im schönsten Glanze zeigt.

Von hervorragenden Einzelcharakteren aus der Zeit dieser Kämpfe hat die Geschichte, außer jener kühnen Todesjungfrau und den bloßen Namen einiger Bauernführer, leider nichts aufgezeichnet, wie denn überhaupt äußerst wenige Einzelheiten zu unserer Kenntniß gelangt sind und wir nicht einmal die Schauplätze jener blutigen Kämpfe kennen, denn Niemand hat eine Chronik des Landes und Volkes geschrieben.

Die Spuren eines ansässigen Adels finden sich nirgend in dieser Marsch, aber manche uralte, ehrenfeste Bauerngeschlechter haben ihre Aecker genährt. Ueber den Hausthüren der alten Hausmannshäuser, an den Kirchenstühlen, insbesondere auf den Grabsteinen stößt man noch häufig auf die vielhundertjährigen Wappen jener Geschlechter, welche hoch in Ehren gehalten werden. Viele derselben zeigen den halben deutschen Reichsadler, — ein Recht, welches den alten Inhabern (wie die Tradition berichtet) vom Kaiser Friedrich Barbarossa zum Andenken an ihre dem deutschen Reich in den italienischen Kriegen geleisteten Dienste für sich und ihre Nachkommen verliehen wurde.

Ein altes Geschlecht in Osterstade und einige Familien des Landes Hadeln führen ebenfalls den halben Reichsadler. Umstehende Proben einiger solcher alten Bauernwappen dürften dem Leser nicht unwillkommen sein.

Bei dieser Gelegenheit gestatte man mir, auch jene uralten und



Bauernwappen in den friesischen Marschen.



zum Theil noch mit der altgermanischen Runenschrift zusammenhängenden Hauszeichen zu erwähnen, welche einst eine bedeutende Rolle im Leben unserer Vorfahren spielten. Sie bestehen alle aus Figuren, die durch einige kurze sich durchschneidende Striche gebildet werden. Während die ältesten und ersten Bauerngeschlechter ihre Wappen führten, hatten alle andern wenigstens ihr Hauszeichen, das indeß, wie schon der Name andeutet, nur am Hause, nicht an der Familie haftete. Mitunter wurden solche Hauszeichen aber auch mit in's Wappen aufgenommen, wie die abgebildeten Wappen der Illies, Morissen und Adikes zeigen. Denen, die des Schreibens unkundig waren, dienten sie stets als gültige Namensunterschrift; mit ihnen wurden alle Geräthe und Ackerwerkzeuge, die zum Hause gehörten, bezeichnet, ganz wie der heutige Kaufmann alle Kisten und Ballen zeichnet, die sein Haus versendet. — Jetzt sind jene Hauszeichen längst abgekommen und nur an den Kirchstühlen findet man sie in den

Marschen noch häufig. Alle aber sind längst bedeutungslos geworden und es fällt Niemanden mehr ein, das seinige zu erneuern. — Aehnlicher Art waren auch die mittelalterlichen Steinmetzzeichen.

Alle Rechte, Gewohnheiten und Herkommen der Wurster hatten sich nur mündlich von uralter Zeit her erhalten und wurden erst 1508 in einer großen Versammlung der Aeltesten und Weisesten des Landes schriftlich festgesetzt.

Im Jahre 1557 sollte einmal die ganze Verfassung vom Erzbischof Christoph als unchristlich und nicht mit ihrer Stellung im Erzstifte vereinbar, über den Haufen geworfen werden. Zum Glück starb der alte Sünder im folgenden Jahre und sein Nachfolger Erzbischof Georg, der ungleich nachgiebiger war, bestätigte aus Liebe zum Frieden das ganze Landrecht am 25. Sept. 1565. Es kamen indeß manche Paragraphen darin vor, die den Wurstern selbst veraltet und unzweckmäßig schienen, weshalb eine ähnliche Versammlung der Aeltesten im Jahre 1611, unter dem Erzbischof Johann Friedrich, eine gründliche Durchsicht desselben vornahm. Die erste Fassung des Landrechts war in friesischer Sprache gehalten, die zweite ebengenannte in plattdeutscher Mundart, während die spätere dritte — aus der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts — hochdeutsch lautete. Der erste (lateinische) Druck desselben stammt aus dem Jahre 1667, herausgegeben von dem alten wurster Rechtsgelehrten Haro Eide Fowes.

Als Wursten noch eine freie Republik war, repräsentirte die in Dorum zu gewissen Zeiten vereinigte Landesversammlung, bestehend aus 18 Vollmachten und 16 Rathgebern, die höchste Behörde. Sie bestimmte über Krieg und Frieden; sie schloß Verträge ab; sie richtete und schlichtete; verwaltete Deich- und Sielwesen und alle inneren Landesangelegenheiten; sie war Alles in Allem. Sämmtliche vom Lande ausgestellte Urkunden, Bündnisse und Friedensschlüsse mit Nachbarländern u. s. w. lauten daher aus der Zeit vom dreizehnten bis zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts im Beginn folgendermaßen:

„Wy föstein Radgevers un Alle de dar werhaftige und brotetende sin im Lande tho Wursten“; welches in den lateinischen Urkunden mit „Nos Judices Consules et universitas terrae Worsaticae” wiedergegeben ist. Dagegen beginnen die alten Gesetze und Verordnungen der Wurster, hier wie in anderen Marschen Willküren genannt, mit den Worten:

„Wy föstein Radgevers un achtein Vullmachtige uth dem Lande tho Wursten uth allen Karspelen gekaren (aus allen Kirchspielen erkoren) dath wy scholden maken eenen Willkör“ u. s. w. —

Diese alten Rathgeber richteten und schlichteten damals nach dem uralten friesischen Asegabuch (Richter heißt im Altfriesischen Asega), welches die ihnen gegenüberliegenden Rüstringer (Butjahdinger) führten, und umgekehrt wurden manche gut eingerichteten wurster Willküren von den Rüstringern angenommen.

Vieles davon hat sich im Laufe der Zeit verloren und verändert. Die Justiz kam sogleich mit dem Aufhören der Selbstständigkeit in die Hände der Regierung; doch blieb die Verwaltung der inneren Angelegenheiten, wie das Deich- und Sielwesen in des Volkes Händen. Im Hauptorte Wurstens, dem Flecken Dorum, steht das Landeshaus mit dem Archive, von jeher der Sitz der Verwaltung, wo Vorsteher und Bevollmächtigte ihre Berathungen halten. — Jedes Kirchspiel wählt nämlich zwei erfahrene Bauern zu ihren Bevollmächtigten, schlechthin Vollmachten genannt; diese wiederum ernennen aus ihrer Mitte zwei Landesvorsteher, den einen für den südlichen, den andern für den nördlichen Theil des Landes, und alle bilden zusammen die Landesversammlung, bei welcher der älteste Landesvorsteher den Vorsitz führt. Sie hält Berathung über allgemeine Angelegenheiten, Ausgaben und gerechte Vertheilung derselben, über größere Deichanlagen u. s. w. und wählt auch den Abgeordneten zum Stader Provinciallandtag. In besonders wichtigen Fällen wird eine außerordentliche Versammlung einberufen, die aber nur berathend, nicht beschließend ist.

Das Amt der Oberaufsicht über die Deiche, Schlengen und

Stackwerke, Schleusen und Canäle verwalten eigene Deichvorsteher und Deichgeschworene, die bei bezüglichen Streitigkeiten ein Deich- und Sielgericht bilden; und endlich zerfällt noch jedes der neun Kirchspiele in vier gleiche Theile, die einzeln für sich ihre besonderen Vorsteher haben und ihre eigenen Versammlungen abhalten, namentlich in Sachen der Armenpflege, der Weidegerechtigkeit u. s. w. Ueber die Tagesordnung solcher Versammlungen sind uns manche sehr alte und für die Sittengeschichte höchst interessante Gesetze aufbewahrt. Es herrscht oft ein so eigenthümlich launiger Ton darin, daß es uns auf den ersten Blick vorkommt, als hätten wir die Paragraphen eines akademischen Biercomments vor uns, wie denn auch wirklich die leichteren Strafen, z. B. Ruhestörung, Ausbleiben, Zuspätkommen, Umstoßen eines Glases u. s. w. immer durch eine Bierabgabe — je nachdem durch eine halbe oder viertel Tonne — gebüßt wurden. Auch durch Brod und Schinken durfte man sein zerknirschtes Herz erleichtern und da die Versammlung natürlich die Pflicht hatte, diese Dinge sofort zu vertilgen, so darf man annehmen, daß diese Sitzungen einen durchaus vergnügten und harmlosen Charakter trugen. —

Jeder Grundeigenthümer ist jagdberechtigt, und um dieses Recht zu wahren, namentlich aber die Landesgrenzen zu behaupten, wird alle vier Jahre ein großer, feierlicher Jagdzug zu Fuß, Pferd und Wagen rings um's ganze Land unternommen, der zwei Tage dauert und an dem oft Hunderte der freien Bauern theilnehmen. Wagen mit allem möglichen Proviant folgen dem Zuge, der mit jedem Dorfe mehr und mehr anschwillt, und ein großes Jagdmahl setzt dem schönen Tage die Krone auf. Wo in ganz Deutschland mag eine Gegend sein, die Aehnliches aufzuweisen hat? —

Alle vorhin genannten Volksbeamten werden frei gewählt; ihre Wahl wird dem Amte angezeigt, welches sie, im Falle hinsichtlich der Würdigkeit und Befähigung kein Bedenken vorliegt, sofort nach alten Formeln bestätigt und beeidigt. Eine Nichtbestätigung ist ein fast unerhörter Fall, weil bei der strengen Gewissenhaftigkeit dieses

wackern Volkes der kleinste in die Augen fallende Makel genügt, um den Betreffenden von solchen Ehrenstellen von vorneherein und für immer auszuschließen. Ja es ist vorgekommen, daß ein sonst hochachtungswerther angesehener Bauer bloß deshalb nicht zu einem solchen Amte gelangen konnte, weil er vor Jahren einmal wegen Uebertretung der Steuer bestraft war.

Der Wurster ist, wie schon gesagt, eine echte Friesennatur: ernst und ruhig in seinem ganzen Wesen, verständig, besonnen und still, kräftig im Vollführen eines Vorsatzes, voll Zähigkeit im Festhalten seiner Rechte, voll Ehrgeiz, frei von jeglicher Schwärmerei und Gefühlsherrschaft, einfach in Tracht und Sitte, aber stolz auf seine Heimath. —

Und daß auch der alte so oft auflodernde Freiheitsdrang, der dieses Volk einst vor allen Friesenstämmen auszeichnete, nicht ganz gewichen ist, hat das Jahr 1813 gezeigt.

Die Wurster, längst der Franzosenherrschaft müde, sehnten sich mächtig nach Befreiung. Namentlich haßten sie auf's glühendste die französische Douanenwirthschaft, die allen Handel und Wandel hemmte und deren Officianten meistens abtrünnige Deutsche und noch dazu häufig die allerrohesten, anmaßendsten Menschen waren. Helgoland war damals das allgemeine Waarendepot Englands, und wie in allen Küstenstrichen hatte sich auch im Lande Wursten ein großartig kühner Schmuggelbetrieb entwickelt. Nicht bloß Schiffer, sondern Menschen aus allen Ständen, auch viele junge Hausleute fanden Lust an diesen, oft nur in kleinen Booten ausgeführten, gefahrvollen Streifzügen. Alle Augenblicke wurde eine Douanenpatrouille auf die allerköstlichste Weise überlistet und angeführt, aber auch hitzige Gefechte fielen mit ihnen vor, an welchen selbst einigemale die englischen Kriegsschooner und Kutter, die vor und in der Wesermündung kreuzten, theilnahmen. — Die Nachrichten von der ungeheuern Niederlage Napoleons in Rußland hatte den Muth der Wurster vollends gehoben, so daß sie kaum die Gelegenheit abwarten konnten, sich vom verhaßten Joche frei zu machen.

Diese sollte nicht lange ausbleiben. — Damals lebte zu Dingen ein Hausmann Namens Anton Biel, ein Mann wie zu einem Bauernführer geschaffen. Er war von riesenhafter Größe und fabelhafter Körperkraft; Branntwein trank er massenweise aus Biergläsern und ohne berauscht zu werden; dabei war er schlau, kühn, energisch, ausdauernd und von eigenthümlicher Gewandtheit. — Dieser faßte mit anderen angesehenen Bauern den kühnen Entschluß, durch einen Handstreich auf einmal das Land von den Franzosen zu säubern.

Zu dem Zwecke trat er mit der Besatzung der englischen Kriegsschiffe in Unterhandlung und erhielt auch die Zusage der Unterstützung, aber nur im Fall das Land Wursten sich in Masse erhöbe.

Hierzu bedurfte es eben keiner großen Mühe. Biehl ging nun von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof und während er namentlich die vornehmen Bauern und ihre Söhne zum bewaffneten Aufstande bewog, wirkte ein Anderer Namens Joh. Rickweg — früher Zimmermann und einer der kühnsten Schmuggler — unter dem niedern Volk, auf welches er großen Einfluß hatte. Der feurigen Beredtsamkeit dieses Mannes, den man nach seiner beständig grünen Kleidung nur Jan Grön nannte, gelang es, die Haufen auf's entschiedenste zu entflammen. Auch nach Lehe ging er, um den Aufstand zu predigen, fand indeß bei den guten Fleckenbürgern nur sehr laue Aufnahme. Das Land Wursten hingegen war in wenig Tagen in offenem Aufstande; alle französischen Douanen, Gensdarmen und soldatische Besatzungen flohen in wilder Eile nach ihrer Batterie auf der Carlsstadt, die auf demselben Flecke stand, wo sich jetzt bei Bremerhafen das Fort William erhebt. Am 14. und 15. März zogen die Wurster unter Biehl und Jan Grön in hellen Haufen den Flüchtigen nach, und hervorgeholt aus einer Kirche flatterte die alte vergilbte Landesfahne wie einst in ruhmreicher Friesenzeit wieder hoch über den Schaaren. Auch ein englisches Truppendetachement war gelandet und rückte den Franzosen nach, welche sich anfänglich diesen Massen entgegenstellten,

aber nach kurzem Gefechte in die Batterie zurückgedrängt wurden, die man nun förmlich belagerte. Eine Aufforderung zur Uebergabe des Platzes wies der feindliche Befehlshaber stolz und höhnend zurück, mußte sich aber doch, als Nachts ein großer Theil der meist aus Westphalen bestehenden Besatzung desertirte und überging, als zudem Wassermangel eintrat und auch die Proviantvorräthe ausgingen, gegen freien Abzug zur Capitulation bequemen.

Da war der Jubel groß im Lager der Wurster und unter den Bewohnern von Lehe, die inzwischen auch Feuer gefangen hatten, nun selbst die Batterie bemannten und sich zur ferneren Vertheidigung anschickten, indem sie wohl begriffen, daß die Franzosen sicherlich mit verstärkter Macht zurückkehren würden.

Der Geestefluß bot ein vortreffliches Hinderniß dar; hinter diesem beschloß man, geschützt durch den Deich, sich aufzustellen. Auf einer Anhöhe hatte man einige leichte Kanonen aufgepflanzt, die von Schiffern und Engländern bedient wurden. Englische Officiere leiteten die Aufstellung, konnten aber trotz allen Bitten und Vorstellungen die Leher nicht dahin bringen, die Zugbrücke der Geeste zu zerstören. Die guten Bürger meinten mit dem bloßen Aufziehen sei vollkommen genug gethan, denn zum Verderben wäre das schöne Holz wahrlich zu theuer; auch die Wurster gaben ihnen leider Recht, zumal die Brücke noch gar nicht so ganz alt sei. Sie ahnten nicht, wie theuer ihnen ihre Sparsamkeit zu stehen kommen sollte.

Am 23. März rückten die von Bremen kommenden Franzosen heran. Es waren einige Regimenter Chevauxlegers und Infanterie. Nachdem ein Angriff auf die Batterie energisch von der Besatzung zurückgewiesen worden war, marschirten die Feinde im Sturmschritt gerade auf die Brücke los. Hier empfing sie ein mörderisches Flintenfeuer, vermischt mit Kanonenschüssen, und sofort entspann sich ein hartnäckiges Gefecht. Auf beiden Seiten gab es Todte und Verwundete, doch litten die Wurster, durch den Deich geschützt, ungleich weniger als die Angreifenden.

Auf einmal stürzte sich eine Anzahl Franzosen, trotz des Kugelregens, mitten in den Fluß und schwamm hindurch. Es gelang ihnen richtig die Brückenklappe niederzulassen; denn nicht einmal die Kette hatte man angeschlossen. — Damit war das Schicksal Lehe's und der Wurster entschieden. Im Sturmschritt drangen Infanterie und Cavallerie jetzt über die Brücke; ein kurzer Widerstand, ein heftiger Bajonettangriff — und Alles stob wild auseinander; denn was vermochten regellose Massen ohne Subordination und ohne ordentliche Waffen gegen wohldisciplinirte Truppen? Nicht nur Alles, was sich widersetzte, wurde niedergemacht, sondern die wüthenden Soldaten drangen auch in alle Häuser des Fleckens und mordeten was sie fanden: Greise, Frauen und Kinder. Auch die armen Engländer, obwohl sie um Pardon baten, wurden sämmtlich niedergestochen und während die eine Hälfte der Truppen den Flecken plünderte, zog die andere in's Land Wursten ein.

Nun blieb noch die Batterie zu erobern übrig; dies geschah durch eine List. Eine Anzahl Franzosen steckte sich in die Uniform der getödteten Engländer, nahm eine englische Fahne und eilte hastig auf das Blockhaus zu, scheinbar verfolgt von einem anderen Haufen Franzosen. In der Meinung, die Engländer begehrten Schutz, öffneten die arglosen Wurster die Thore und erkannten ihren Irrthum zu spät. Dieser Handstreich brachte die kleine Citadelle in die Hände des Feindes und die ganze Besatzung wurde auf der Stelle erschossen, mit Ausnahme eines Einzigen, der durch eiligste Flucht entkam.

Die übrigen Wurster, auch die Anführer Biehl und Jan Grön, zerstreuten sich und flüchteten meist auf die englischen Schiffe oder nach Helgoland.

Das war der bedauernswerthe Ausgang dieser Bauernerhebung, die, weil sie mißglückte, weit und breit verspottet und lächerlich gemacht wurde. Sie war aber um so anerkennenswerther, als gerade damals die meisten anderen Marschen mit dem größten Gleichmuthe sich dem Joch der Fremdherrschaft fügten.

Im vorigen Jahrhundert standen die Wurster bei ihren Marschnachbarn eben in keinem besonderen Rufe. Sie galten namentlich für unordentliche Haushälter, Spieler, Trinker und dabei in mancher Beziehung für stolze Aristokraten. Ein derber Spottvers sagte deshalb von ihnen:

Dag un Nacht besapen,
Dack un Gebel apen,
Vor dem Huse aber en groot Wapen —
So kann man de Wurster drapen.

Sicherlich sind diese guten Reime nicht so ganz ohne allen Grund entstanden, denn von der Virtuosität im Trinken werden gar viele Anekdoten erzählt, die mitunter äußerst ergötzlich sind. So saßen einmal drei alte Landesvorsteher im Landes- und Gasthause zu Dorum und leerten gemüthlich plaudernd, in einer einzigen Nacht einen ganzen Anker Wein (48 Flaschen). Als späterhin zwei dieser Vorsteher in Person um irgend eine Steuererleichterung beim Ministerium einkamen, bemerkte einer der Minister, der davon gehört hatte, spöttisch: „wenn drei Wurster an einem Abend 48 Flaschen Wein draufgehen ließen, könnten sie auch wohl noch die alten Steuern tragen!“ Darob wurden die beiden ehrlichen Alten äußerst verlegen. „Ja, Herr Minister,“ stammelte endlich der Eine kleinlaut, „aber et is doch ok woll wat spullen“ (verschüttet). —

Ein anderer wurster Hausmann kam zu Wagen von Cuxhaven. An der hannöverischen Grenze wird nach steuerbarer Waare visitirt und der Steuerofficiant entdeckt im Stroh des Wagens ein Sechszehntelfäßchen (12 Flaschen haltend) Rum. Der Wurster behauptet ruhig, es sei dies sein Reiseproviant und deshalb zollfrei; der Steueraufseher will aber eine solche Quantität natürlich nicht gelten lassen. Da sagt endlich der Wurster unwillig: wenn er's nicht glauben wolle, so könne er mitfahren und sich überzeugen. Dies wird angenommen und beide fahren fort. Nach zwei Stunden ist das Fäßlein richtig leer getrunken, ohne daß der Steueraufseher ein Tröpflein davon mitbekommen, der nun noch

obendrein, nachdem der Beweis geführt ist, mitten im tiefen Dreck absteigen und den Rückweg antreten muß.

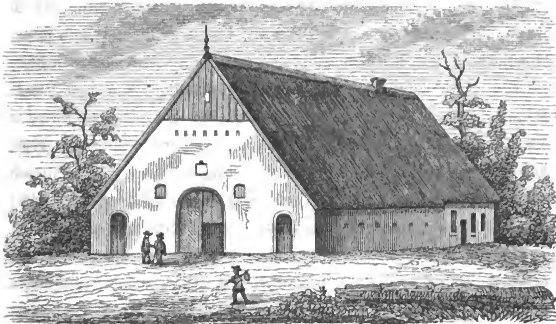
Auch vom hohen Spiel der Wurster erzählt man sich manche Geschichte, und es ist gar nicht selten, daß in einer einzigen Parthie Hunderte eingesetzt werden; beim Kegeln setzte man schon seinen fettesten Ochsen auf einen Wurf, und Eltern waren keineswegs erzürnt, wenn die Söhne hoch und kühn spielten, sondern ermunterten sie mitunter noch, nur ja nicht die Segel zu streichen. So verlor ein junger Hausmannssohn eines Abends im Kartenspiel 1000 Thaler. Da er die Summe nicht bei sich hat, schickt er einen Boten zu seinen Eltern mit der schriftlichen Bitte, ihm das Geld doch zu senden. Die Eltern sind schon zu Bette, aber die Mutter steht gleich deshalb auf. Als sie bei der Chatulle ist, besinnt sie sich, ob es am Ende nicht gerathen sei, dem lieben Sohne statt ein- zweitausend Thaler zu schicken und der Mann ist auch gleich einverstanden, damit ja die Ehre des Hauses gewahrt werde und der arme Junge nicht wieder in Verlegenheit komme.

Die große Neigung zum Kartenspiel theilt übrigens der Wurster mit dem Butjahdinger, Wührder, Kehdinger, ja vom Hadler wird er sicherlich darin übertroffen.

In den letzten Jahrzehnten hat übrigens Sitte, Bildung und allgemeine Cultur merkwürdig rasch in diesem Lande zugenommen, so daß es schon jetzt den wenigsten Marschen darin nachsteht. —

Man liest in jedem Dorfe Zeitungen, man hat die Schule in Dorum sehr verbessert, daß sie fast einer hohen Bürgerschule gleichkommt, oder man sendet auch wohl seine Söhne auf's vortreffliche Progymnasium zu Otterndorf; es gibt Clubbs, elegante Bälle und selbst wie im Lande Hadeln einen öffentlichen Lustgarten, in welchem Sommerconcerte und Illuminationen stattfinden. Bei alledem lebt der Wurster in seinem Hause doch recht einfach. Nur ein Zimmer für Besuch und feierliche Gelegenheiten ist modern und elegant ausgestattet, im übrigen Hause sind die Wände geweißt, die Möbel altvätrisch, die Räume klein, niedrig und voll Winkel

Das Hauptgetränk ist Kaffee, der zwar eben nicht sehr stark, aber dafür in desto größeren Massen getrunken wird, so daß die blinkende Kanne oft den ganzen Tag im Gebrauch ist. Auch den Gästen wird Kaffee geboten, häufig auch ein guter Schnaps, Wein sehr selten. Derb und schwer ist die Kost. Die bedeutendste Rolle unter allen Speisen spielen die „Klütjen“, große compakte Klöße, nur aus Weizenmehl, Wasser und Salz bestehend, selten durch Milch und Eier verfeinert, die man fast jeden Tag frisch oder kalt in die Pfanne geschnitten und mit Schmalz gebraten genießt. Dazu gibt's ein tüchtiges Stück geräucherten Speck oder Rindfleisch; denn die frische Seeluft zehrt. — Von einer Landestracht findet sich hier wie in den anderen Marschen, das alte Land ausgenommen, keine Spur. Ueberhaupt ist alles Altfriesische und Eigenthümliche gänzlich verwischt. Das Einzige, was sich erhalten, möchte allenfalls die Fronte der Häuser sein. Alle Häuser haben ein Strohdach mit ziemlich spitzem Winkel, welches jedoch nicht, wie in Osterstade und Wührden, mit um den Giebel herumgeht, sondern dieser letztere ist steil und der obere Theil desselben hat eine Dielenbekleidung. Massive Mauern kommen selten vor, denn die älteren Häuser bestehen sämmtlich aus Fachwerk. Die inneren Fächer sind schlicht gemauert



Bauernhaus im Lande Wursten.

und gefugt, das Holzwerk aber ist stets hellgrün angestrichen. Dicht über der großen Hausthür oder oft auch in dem hölzernen Giebeldreieck sieht man dann wohl das alte Friesenwappen, jetzt freilich nur selten. — Im Inneren dagegen ist alles wie in den übrigen Wesermarschen eingerichtet. Die Scheunen sind häufig ganz mit Dielen bekleidet und oft wie im Lande Hadeln braunroth gemalt. Im Lande Wursten sieht man noch die in den anderen Marschen fast ganz abgekommene Sitte der Frauen, zu reiten. Sie sitzen quer hinter dem männlichen Gefährten, an den sie sich mit einem Arme festhalten. So reitet die Hausmannsfrau mit ihrem Eheherrn auf mächtigem Friesengaule zur Kirche, oder der stattliche Großknecht bringt auf diese Weise die Tochter vom Hause zum Ball und auf Besuch. Die tiefen, schlammigen Wege in der Herbst- und Winterzeit lassen hinreichend das Praktische dieser Art erkennen. Andere eigenthümliche Sitten und Gebräuche kennt der Wurster nicht; seine Tanzpartien, Jahrmärkte u. s. w. sind wie die anderer Gegenden, vielleicht etwas üppiger. Höchstens die Hochzeiten und Begräbnisse mögen sich durch eine gewisse Großartigkeit auszeichnen. Die Wurster heirathen durchweg sehr jung und wie in den anderen Marschen werden auch hier die Verbindungen meistens aus Uebereinkunft beiderseitiger Eltern geschlossen, namentlich aber aus Vermögensrücksichten. Es ist eben so selten, daß ein armes Mädchen, und wäre es auch noch so gebildet, hübsch und liebenswürdig, ein reicher, junger Bauer heirathet, als daß ein Wurster sich eine Auswärtige nimmt. — Eine echte Hausmannshochzeit muß möglichst groß sein; die Einladungen erstrecken sich gewöhnlich auf hundert bis vierhundert „Haus" und darüber, so daß oft an die tausend Personen zugegen waren. Gewöhnlich finden diese im Sommer statt, zur Zeit, wenn die Aussaat beendet und die Ernte noch nicht begonnen hat. Tags vorher führt der Bräutigam die Braut in das Haus, welches die jungen Eheleute bewohnen sollen. Brautjungfern, Bekannte und Verwandte empfangen sie, und am nächsten Morgen geht's im lustigen Zuge zu Wagen nach dem Hochzeitshause, gewöhnlich dem elterlichen Hause der

Braut. Alle Räume, die große Dreschdiele des Hauses, die Tenne der Scheune ꝛc. werden benutzt. Auf der großen Diele, die mit Kränzen und Kronleuchtern von frischem Laubwerk und Blumengewinden geschmückt ist, befindet sich die Ehrentafel, an welcher oben neben den Brautleuten die Eltern, der Pfarrer, die Beamteten und andere Honoratioren sitzen. Es gibt immer dieselben altherkömmlichen Gerichte: Hühnersuppe mit Rosinen, gekochte Hühner, mächtige gekochte Rindfleischstücke mit Zwetschgen und endlich wurster Kringel, ein feineres Gebäck voll Zucker, Rosinen und Mandeln, jeder Kringel wohl zehn Pfund wiegend. Braten gibt's nur ausnahmsweise; ebenso selten Wein, da die alte Sitte Bier und Branntwein vorschreibt. Nur mitunter kommt es vor, daß ein cultivirter Wurster Wein zu geben wagt, der dann aber auch in Strömen fließt und an die tausend Korkpfropfen mit fortschwemmt. Gleich nach Tisch wird die Trauung vollzogen; vor und nach der Rede blasen die Musikanten einen Choral; später wird in allen Stuben, sowie auch im Vorplatze Kaffee getrunken, es werden Cigarren oder Thonpfeifen gereicht, während auf der Diele und in der Scheune der Tanz beginnt. Die älteren Männer setzen sich zum Spiel, die Frauen sehen dem Tanze zu, und während alledem wird immerfort gegessen und getrunken bis zum hellen lichten Morgen, wo der jungen Frau unter Jubel und derben Scherzen der Kranz abgenommen und dafür die Haube aufgesetzt wird.

Früher dauerte eine solche Hausmannshochzeit zwei bis drei Tage, jetzt begnügt man sich meistens mit einem einzigen.

Hie und da hört man auch noch immer bei frohen, feierlichen Gelegenheiten, gemeinsamen officiellen Deichmahlen, Jagdessen ꝛc., die sogenannte Landesgesundheit, jenen uralten wurster Trinkspruch: „Gott bewahre Dam un Dyken, Siel- un Bollwark un dergliken, darto unse Land un God un en erlik wurster Blood", — den meistens einer der Landesvorsteher, auch wohl der anwesende Beamte ausbringt.

Auch die Leichenbegängnisse angesehener Wurster sind immer sehr groß und weitläufig. Da alle noch so entfernte Verwandte dazu geladen werden und eine alte wurster Hausmannsfamilie gewöhnlich mit dem halben Lande verwandt ist, so ist auch hier die Gesellschaft äußerst zahlreich. Nachmittags findet man sich ein und die Verwandten des Todten tragen einen lang vom Hute herabwallenden Trauerflor. Auf der Hausflur, mitunter auch auf der großen Diele, steht auf schwarz und weiß behangenem Tische, von Leuchtern umgeben, der oft sehr schön und kostbar gearbeitete Sarg.

Man setzt sich still an die in den verschiedenen Zimmern vertheilten langen Tafeln und genießt schweigend oder nur leise mit dem Nachbar redend Kaffee mit Kuchen; auch Cigarren und Pfeifen werden umhergereicht. Gegen Abend erhebt sich der Prediger, tritt, umgeben von der Gesellschaft, hinter den Sarg und hält die Leichenrede, der er meistens einen kurzen biographischen Abriß des Verstorbenen voransschickt, welche noch vor hundert Jahren stets in friesischer Sprache gegeben werden mußte. Dann wird nach kurzem Gebete der Sarg fortgetragen, gefolgt von den meisten Gästen. Alle Häuser, bei welchen der Zug vorbeikommt, haben zur Ehre des Todten die nach der Stadt liegenden Fenster hell illuminirt — eine Sitte, die auch in anderen friesischen Marschen, z. B. im Butjahdingerland, vorkommt. Dreimal wird nach altem Herkommen der Sarg um die Kirche getragen und sodann in die Gruft gesenkt. Der Todtengräber mahnt hierauf die Versammelten, ein stilles Vaterunser zu beten; die Feierlichkeit ist damit vorüber und Alles begibt sich eilends wieder in's Trauerhaus, um sich bei den unterdessen reichbesetzten Tafeln gütlich zu thun. Und nun beginnt wieder jenes unpassende lustige Treiben, welches wir an anderer Stelle bei einer ähnlichen Gelegenheit schon beschrieben haben. — Alle Aufwartungen, sowohl bei Hochzeiten als bei Leichenschmäusen, besorgen die jüngeren Verwandte und Freunde des Hauses. Es ist dies Aufwarten ein Ehrenamt und heißt „ob Wege" sein, und der, welcher es hat, wird ein „Obwegesmann" genannt.

Die Gehöfte der Wurster liegen bald einzeln und rings umgeben von ihren Ländereien, bald zu mehreren beieinander, manche auch in den Dörfern. Diese Dörfer bieten sich dem Auge meist äußerst freundlich dar, im Schmuck eines reichen Baumwuchses, aus dem die alte Kirche mit dem stumpfen Thurm über Land und Meer schaut.

Hohe und schlanke Bäume findet man fast gar nicht im Lande; die rasenden Seestürme halten den Wuchs nieder und lassen keine geraden Stämme aufkommen. Namentlich sieht man das so recht in der Nähe des Deiches. Nur so hoch dieser ist, gedeihen die Bäume, sowie aber ein Zweig höher wächst, verdorrt er in wenigen Jahren. Auf freien Stellen erblickt man ganz dieselben niedrigen und verkrüppelten Baumgestalten, wie sie auf hohen Bergkuppen vorkommen; alle ragen mit dürren, wild zerzausten Gipfeln zum Himmel, alle Stämme sind tief landeinwärts geneigt, alle strecken ihre Aeste meerabwärts, als wollten sie, angstvoll fliehend, ihren Brüdern in den dichten Gehölzen der Geest zustreben, und das Land wird, je weiter man nach Norden kommt, merklich kahler. —

Wursten ist im Herbst und Winter eine der rauhesten, im Frühling und Sommer aber eine der ungesundesten aller Marschen und eigentlich nur der September ist ein heiterer menschenfreundlicher Monat.

Heulende Nordstürme brausen daher, kalte dichte Seenebel wälzen sich über das Land hin — „die salze Luft“ nennt sie der Wurster — und in der Sommerdürre entwickeln sich in den stehenden Gräben und Lachen die giftigsten Miasmen. Die bösartigsten Marschfieber walten oft Jahre hindurch, daher es in dieser Hinsicht ganz mit Butjahdingen, Jever- und Ostfriesland auf einer Stufe steht. Das schlimmste Uebel ist der Mangel eines reinen frischen Trinkwassers. Nur ein einziges von der Haide kommendes Bächlein führt gutes klares Wasser in's Land; die wenigen Brunnen liefern nur schlechtes, unangenehm schmeckendes, ebenso die stehenden Gräben; die salzige Meerfluth darf man auch nicht in's Land lassen und so behilft man sich meistens mit dem Regenwasser der

Cisternen. Anhaltende Winterkälte oder Sommerdürre bringt daher oft rechte Noth hervor.

---

Von dem wallförmigen Haidelande, welches nord- und ostwärts das Land Wursten begrenzt, gehört noch eine Quadratmeile zu dessen Gebiet, und hier befinden sich bei dem Dorfe Sievern ein paar interessante Alterthümer, die wohl eines Besuches werth sind. Zuerst die Pipinsburg. Diesen Namen führen mehrere concentrische und mächtige Wälle, die nun aber sehr eingesunken und ganz mit hohem Haidekraut bewachsen sind.

Sicher ist, daß diese Verschanzungsreste ein sehr hohes Alter haben, doch ist bis dahin nicht zu ermitteln gewesen, wer sie errichten ließ. An Pipin den Kleinen ist schwerlich zu denken, denn dessen Heere betraten gewiß nicht diese Gegenden. Sollte Karl der Große die Aufwerfung derselben befohlen und seinem Vater zu Ehren sie so genannt haben? Oder hätte sie irgend ein friesischer Häuptling geschaffen? Dann könnte ihre Benennung vielleicht vom Männernamen Pieb oder Pipo stammen, der allerdings in alten Zeiten unter den Friesen nicht ungewöhnlich war; in der Volkssprache heißen jene Reste auch nur „Piebpensborg“ oder gar „Piebsborg“.

Nicht weit davon erhebt sich ein anderes Denkmal alter Zeit, das „Bülzenbett“, eine heidnische Opferstätte. Auf einer Unterlage von ansehnlichen Granitsteinen ruhen drei wahrhaft gewaltige Blöcke, die oben flach sind. Der eine davon zeigt noch eine hineingehauene Vertiefung mit einer Rinne, vielleicht zum Abfließen des Opferblutes. Der mittlere ist vor Jahren vom Blitz getroffen, mittendurch geborsten und eingestürzt, und unter den Blöcken hat man die Erde tief ausgehöhlt, sodaß ein Raum entstand, in welchem ein Mann aufrecht stehen kann. Rings um den Hügel, auf dem dieser alte, einsame Opferaltar gebaut ist, zieht sich ganz nach Art der celtischen Cromlechs ein Kreis von kleineren Granitsteinen, seine Bedeutsamkeit genugsam bezeichnend. —

Das dritte dieser alterthümlichen Denkmale ist die „Heidenstadt“ und liegt ebenfalls in der Nähe. Es ist ein wallumgebenes Feld mit einer Menge Todtenhügeln und einzeln aufeinander gelegten Steinblöcken, die aber größtentheils in letzter Zeit fortgeschafft sind. Heidenstadt heißt natürlich Heidenstätte, und man kann sicher annehmen, daß es die Gebeine alter heidnischer Friesen sind, die hier ruhen. Man findet außer den schlichten thönernen Aschenurnen meistens noch Waffen und Geräthe aus Feuerstein, Streitäxte, Pfeilspitzen, Meißel u. s. w., Einzelnes auch von Bronze, nichts aber von Eisen. Sodann kommen noch häufig kupferne Nadeln und kleine Glaskorallen darin vor, doch nie edle Metalle. — Im Moore bei Mulsum fand man dagegen im Jahre 1823 ein reiches, goldenes Halsband. Die Arbeit erwies sich indeß als spät römische, und dabei lagen auch römische Kaisermünzen. Jenes Halsband befindet sich jetzt im Museum zu Göttingen.

Höchst interessant sind im Lande Wursten die alten kleinen Granitkirchen aus uralter Friesenzeit. Es ist umständlicher im allgemeinen Theil dieses Buches von ihnen geredet worden, wie sie dastehen auf ihrer Wurt: bald einsam, bald vom Dorfe umgeben, ihre Fenster rund überwölbt, schmal und klein, sodaß eine stete Dämmerung im Innern herrscht; hinten ein kleiner niedriger Choranbau, nach Westen von einem dicken, stumpfen, grauen Thurme überragt, hie und da beschattet von ein paar alten sturmzerzausten, dürrhäuptigen Eschen und umgeben von den Grabsteinen, unter denen das Heldenvolk alter freier Friesen schlummert. —

Von Süden nach Norden vordringend treffen wir zuerst die Kirche zu Imsum aus dem Jahre 1218, ganz einsam auf einer Wurt über Land und Meer schauend, denn nur ein paar Häuser, Prediger- und Küsterwohnung, stehen in der Nähe. Sie enthält ein uraltes bronzenes Taufbecken mit höchst merkwürdigem Bildwerk byzantinischen Styls. Es sind nämlich seltsame Darstellungen: Apostel und Heilige, deren Umrisse erhaben sind und fast wie Drähte aufliegen. Dieses höchst interessante Alterthum ist wohl

schwerlich friesischen Ursprungs, vielleicht Beute eines Piratenzugs. Dann kommt die interessante Kirche zu Wremen, mitten im Dorfe liegend und sicherlich schon um's Jahr 1000 erbaut. Ihre Verhältnisse sind zierlicher, schlanker als die der übrigen, was wohl dem Material, aus dem sie errichtet, zuzuschreiben ist. Ihre Mauern bestehen nicht aus plumpen Granitblöcken, sondern aus einem leberbraunen, sehr porösen Tuffsteine; die Sage geht, die alten Wurster hätten ihn aus Schottland geholt und für jede Ladung Gerste, die sie hingebracht, als Rückfracht Tuff genommen. Aus ganz gleicher Steinart sind auch einige Kirchen des Butjahdingerlandes, nämlich die zu Blexen und die zu Langwarden erbaut.

In Wremen ist der interessanteste Kirchhof, mit vielen Grabsteinen, meistens liegenden Platten. Die allerältesten derselben sind leider so abgetreten und verwittert, daß kaum noch etwas daran zu erkennen ist. Andere aber aus dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert sind äußerst wohl erhalten, denn es hat sich Moos und Gras oft ganz wie eine schützende Decke filzartig darüber gelegt. Das Bild des Verstorbenen sieht man in der Mitte, die Hände gefaltet oder auch die eine am Schwert, die andere trotzig in die Seite gestemmt, zu Füßen das Wappen, in den vier Ecken des Steines die Embleme der vier Evangelisten und endlich rings am Rande die plattdeutsche Schrift mit Minuskelbuchstaben. Ueberhaupt sind sie durchaus im Style jener Zeit gehalten, nur in den Trachten der Dargestellten möchte Eigenthümliches zu finden sein. Umstehend wiederholte Abbildung zeigt ein paar dieser Gruftplatten. Es hat sich die sonderbare Meinung festgesetzt, daß der Verstorbene, wenn er sich mit bedecktem Haupte dargestellt finde, eines natürlichen Todes gestorben sei: finde sich aber der Hut zu seinen Füßen, so sei er gewaltsam um's Leben gekommen. Die Inschrift eines Grabsteines, dessen Bild letzterer Art ist, heißt nämlich: Anno domini 1560 is de erbare Johan Siats vom leben tom tode bracht. De God am jungsten Dage richten werd. — Und nur aus diesen Worten hat man



Altfriesischer Grabstein zu Wremen.

sich jene, sonst allen anderen Grundes entbehrende Meinung construirt. —

Die Kirche zu Mulsum ist wohl die älteste; sie ist ebenfalls ein schweres Granitwerk und die einzige des Landes, in der die Reformation nicht alles herausgerissen und verändert hat. Aus Holz geschnitzt, bemalt und vergoldet, schaut noch ein altes schönes Marienbild, auf dem Arme das h. Kindlein, vom Altare herab, aber es ist vergessen und verlassen und wird bald zu Staub zerfallen. — Noch älter und entschieden romanische Auffassungsweise zeigend, sind die Apostel und Heiligen, welche das Marienbild umgeben; und endlich ist noch ein höchst eigenthümlicher, merkwürdiger Hallenbau dieser Kirche anzuführen, der aus drei rund-



Altfriesischer Grabstein zu Wremen.

bogigen Kreuzgewölben besteht und sich quer zwischen dem gewölbten Chor und dem flach bedeckten Schiffe hinzieht. —

Am bedeutsamsten ist die Kirche zu Dorum, ebenfalls ursprünglich aus cyklopischen Granitmauern, aber vielfach verändert und mit Backsteinen ausgebessert. Im Innern finden wir zwei interessante Ueberbleibsel der Vergangenheit: das erste, ein plumpes, steinernes Taufbecken mit vier grotesken Larven ist sicherlich das urälteste und einzige seiner Art im Lande und daher höchst merkwürdig; doch tritt es ganz in den Hintergrund gegen das andere. Im Chor nämlich erhebt sich ein aus Sandstein und Stuck gearbeitetes,

auf die gothische Stylperiode hinweisendes Sacramenthaus. Dies reizende Werk der Schmuckarchitektur ist, wenngleich lange nicht von der Größe und dem Reichthum des 64 Fuß hohen Meisterwerks von Adam Kraft in St. Florenz zu Nürnberg, so schön in seinen Verhältnissen, so fein, zierlich, schlank und luftig, daß man es nicht ohne einiges Wohlgefallen betrachten kann, und man es sicherlich, wenn auch nicht seiner Größe wegen (es ist nur gegen 20 Fuß hoch), dem Besten und Gediegensten seiner Art anreihen darf. —

Endlich gibt's noch ein paar andere alte Kirchen im Lande, z. B. die zu Padingbüttel mit nicht uninteressanten Bildern u. s. w. Doch sind die obigen bei weitem die anziehendsten.

Aber wie schon früher angeführt: fast alle diese alten Bauwerke sind leider im Laufe der Zeit vielfach verändert worden; ihre kleinen Rundbogenfenster wurden durch große viereckige ersetzt, ihre Altäre modernisirt und eine Menge kleinlicher Rokkokozierrathen überall angebracht, so daß an einen ernsten Eindruck, den einst sicherlich ihr dämmeriges Innere machen mußte, nicht mehr zu denken ist. —

---

Ein mächtiger, an einigen Stellen fast eine Viertelstunde breiter Groden zieht sich längs des ganzen wurster Deiches hin. Es wäre fast der Mühe werth, diesen üppigen Boden den Fluthen auf immer durch einen Deich zu entziehen, wenn dieser nicht gar zu stark und hoch aufgeführt werden müßte, denn hier brausen und rollen die Wogen mit ganz anderer Gewalt als bei den Deichen früher beschriebener Marschen. —

Eine echte salzerfüllte Meerstrandsflora bekleidet diesen herrlichen Boden. Der letzte Weidenbaum ist verschwunden; auch nicht das unbedeutendste Sträuchlein erblickt das Auge, und das Rohr, welches in hohen dichten Massen die Ränder der andern Marschen umrauscht, kriecht hier, kaum wieder zu erkennen, wie Gras am Boden hin. Dafür aber wächst die violette Strandaster und die

dickblättrige Statice in hohen üppigen Büschen und daneben die Strandnelke (Armeria), das kleine Milchkraut, der silberweiße Seewermuth, aus dem der Wurster seinen Magenbittern bereitet, das „Röhr“ (Triglochin), was ihm im Frühling einen leckern Lieblingskohl liefert, das antiscorbutische Löffelkraut, doch wo der Boden ganz niedrig und sumpfig ist, erscheint der wunderlich fleischige Krückfuß und in den stehenden salzigen Lachen endlich erscheinen grüne dünnhäutige und oft wie Kopfsalatblätter aussehende Algen. Vornehmlich aber begrünt jenes Meergras, die Glyceria maritima, in Jever- und Ostfriesland „Andel“ genannt, weit und breit das fruchtbare Erdreich und bietet dem Vieh, was hier in großer Zahl weidet, die trefflichste Nahrung. Befriedigte Stellen werden auch wohl gemähet, und der Andel, so schwer er trocknet, gibt ein so nahrhaftes Futter, daß das kräftigste Bergheu ihm nicht gleich kommt. Weideland ist indeß weitaus vorherrschend und das Vieh wandert, wenn's durstig ist, von selbst über den Deich zu den Gräben des Binnenlandes, da es das salzige Wasser verschmäht. Oft freilich wird es von der Springfluth überrascht, die auch im Sommer mitunter über das ganze Vorland geht und manchem Stück Vieh schon das Leben gekostet hat. Bei gewöhnlichen Fluthen aber ist keine Gefahr, denn das Land wird nie davon bedeckt. Tritt die Ebbe ein, so liegt, je nach dem Stand der Sonne, das weite wurster Watt bald als eine hell leuchtende Spiegelfläche, bald als eine dunkelgraue, öde und finstere, aber immer für den Naturbeobachter höchst anziehende Ebene vor unsern Blicken ausgebreitet. Ein solches Watt besteht indeß nicht aus einer gleichmäßigen Masse. Hier ziehen sich Sand- und Muschelbänke hin, dort lagert sich Schlamm so fein und flüssig, daß er kaum den leichten Strandläufer tragen kann; weiterhin dräuen die fast steinharten, ungeheuern Thonmassen, die gefährlichen Bänke, die schon so manchem wackern Seemann nahe der Heimath den Tod brachten; dazwischen schlängeln sich unzählige kleinere oder größere tief ausgewaschene Rinnen, in denen das letzte Ebbewasser

landabwärts läuft, „Prielen“ genannt, und aus dem feinen Saugsande schaut dort vielleicht, nur wenige Schuh hoch, eine unförmlich dunkle Masse hervor: das Wrak eines einst vielleicht herrlichen und stolzen Dreimasters — hier hinabgesunken unter Wogengebraus, Sturmgeheul und Jammergeschrei in dunkler Herbstnacht, fern von aller Hülfe. Keineswegs aber ist solch' ein Watt, so öde es auf den ersten Blick erscheinen mag, verlassen zu nennen, sondern ein reiches Thierleben herrscht über und auf ihm. —

Kaum sinkt die Fluth, so kommen gleich Schwärme von Seevögeln, um zu sehen, welch' Gewürm sich für sie auf der eben entblößten Fläche ertappen läßt. Namentlich sind es ungeheure Schaaren weißer und schwarzköpfiger Möven, die die Luft nah und fern mit ihrem Geflatter und Geschrei erfüllen; dazwischen segeln die kleinen reizenden Seeschwalben mit ihren langen Gabelschwänzen und den fein geschweiften Flügeln, stehen oft wie Schwebfliegen unbeweglich in der Luft — bis sie pfeilschnell auf ihre Beute herabschießen. Auch ein Falke und wohl gar ein Seeadler schwebt mit ruhigem Fluge über die Fläche, indeß die hochstelzigen Strandreiter, die rothbeinigen, elsterbunten Austernfischer und Schaaren von Kibitzen, Regenpfeifern und kleinen schnellfüßigen Strandläufern die Sandbänke und Schlammflächen bevölkern. Alles sucht, hascht, schluckt und frißt von dieser mit so vielerlei Speisen bedeckten großen Tafel; aber was für Herrlichkeiten sind auch darauf zu finden! Für den Falken, für die große Seemöve, für den Austernfischer und andere ansehnlichere Vögel schleicht dort der fette Taschenkrebs über den Sand und seitwärts gehende Krabben suchen eine Priele zu erreichen; oder es zappelt der platte Butt und der silberweiße Stint, von der Ebbe überrascht, auf dem Trocknen und Muscheln klaffen in Menge; für Seeschwalben, Kibitze und Regenpfeifer wimmelt es in den Prielen von Garnelen, und für die ganz kleinen Strandläuferarten findet sich noch Gewürm in Unzahl — und so wiederholt sich die ganze große Aetzung in bester Ordnung, Tag für Tag zweimal, Jahr aus und Jahr ein. —

Aber auch der Mensch eilt herbei, wenn das Watt bloß liegt, um theilzunehmen an dessen Gaben. Dort sieht man baarfuß und hochgeschürzt Männer und Frauen in den Prielen waten, kleine Netzhamen vor sich herschiebend, die sie dann und wann in umgehängte Beutel leeren. Diese fangen die kleinen, wohlschmeckenden Krebse, Garnelen (Crangon vulg.), hier zu Lande Granat genannt, welche mit Salz abgekocht eine Delikatesse zum Frühstück und Nachtisch ausmachen und nach allen Städten und Hafenorten der Gegend verschickt werden. — Andere fangen in diesen Lachen und Rinnen den Butt, einen Hauptfisch des Brackwassers; Knaben haschen Krabben und Taschenkrebse, und in der Ferne erblickt man auf hohen und trockenen Muschelbänken hier und dort kleinere Fahrzeuge, Kähne, Ewer und Tjalken, deren Schiffer hieher gelegt haben, um zu „schillen", d. h. nämlich Muschelschalen zum Kalkbrennen zu graben. Es ist dieses Schillen meistens eine langwierige, mühsame Arbeit, denn oft sitzen die reichsten Muschellager einige Fuß tief im festen Sande. Man gräbt sie mit breiter Schaufel aus, wäscht und spült sie in Körben in den nächsten Prielen, um sie vom Sande und Thon zu befreien und trägt sie dann in's Schiff. Acht, ja vierzehn Tage muß ein Schiff oft sitzen, ehe es seine volle Ladung hat; denn nur zu häufig tritt die Ebbe gar nicht einmal so weit zurück, daß die Muschelbänke trocken werden. — Die Korbmuschel (Mactra solida), die große Sandmuschel (Mya arenaria) und die eßbare Herz- und Miesmuschel (Cardium und Mya edulis) liefern hier das Material zum Kalk, der, gut gebrannt, dem Steinkalk vorgezogen wird, bei der Bearbeitung aber ungleich mehr Mühe kostet. Die blaue Miesmuschel wird auch hier und da an den Küsten gegessen, doch nicht sehr häufig, so wohlschmeckend sie auch ist, da man sie, obwohl ganz ohne Grund, mitunter für giftig hält. —

Bei schönem, warmem Wetter sieht man auf dem Sande nicht selten Seehunde sich behaglich sonnen. Man beschleicht sie mit guter Büchse unter dem Winde. Früher waren sie noch viel häu-

figer und die Wurster suchten sie sogar im Schlafe zu überfallen und mit Knütteln zu erschlagen, ganz wie in den Polarländern.

Nur mit großer Umsicht und genau die Zeit beachtend, kann man sich weiter auf's Watt hinaufwagen, und Mancher schon mußte seine Unvorsichtigkeit oder Kühnheit mit seinem Leben bezahlen, denn wehe dem, der noch weit vom höhern Lande entfernt ist, wenn die Fluth eintritt.

Eben vorher kann noch Alles weit und breit still und ruhig sein, — da kommt der Augenblick der Fluth: es erhebt sich ein frischer Wind, das Wasser fängt an zu rauschen, zu schwellen, zu tönen. Jetzt schießt es heran, schneller, immer schneller, rauschender, gieriger, brausender, — und nun kann oft kaum ein Reiter auf schnellem Rosse der gierig herauwühlenden Fluth entfliehen. Sicher verloren und dem entsetzlichen, allmäligen Ertrinken verfallen ist der arme Fußgänger; er eilt athemlos dem Lande zu, schon brüllt die wüthende Fluth durch alle Prielen, und in dem weiten Labyrinth derselben verirrt er sich äußerst leicht; schon strömt das Wasser über den eilenden Fuß, schon erreicht es das Knie, in grauenvollster Angst eilt er weiter, aber seine Eile wird gehemmt, denn die Fluthen netzen jetzt schon den Gürtel des Unglücklichen und so weit er späht, vielleicht Alles eine wild rauschende Wasserwüste; die Menschen hören und sehen ihn nicht, sie wohnen ferne und hinter ihren sichern Deichen; — jetzt ergibt er sich stumpf hinstarrend in sein Schicksal, denn eilen kann er nicht mehr, bloß angstvoll schreien, jammern und beten, da nur noch sein verzweiflungsvolles Antlitz aus der grauen wallenden Fläche schaut. — Es ist vorbei. — Auch das ist nun verschwunden. Nichts sieht und hört man mehr auf der weiten Wasserfläche und nur die Wogen singen ihr uralt ewiges Lied fort und fort, wie sie es thaten gestern und vorgestern, und thun werden morgen und übermorgen und alle Tage und Jahre, von Ewigkeit zu Ewigkeit. —

Nordwärts wandernd verlassen wir nun auf einige Zeit die

fruchtbare Marsch und der schroffste Contrast tritt uns auf einmal entgegen. Ein äußerst kahler Sandrücken empfängt uns, so steril und dürr, daß selbst das Haidekraut nur kümmerlich und dünn den Boden bedeckt und bald ganz aufhört; auch keine erratischen Steinblöcke bemerken wir und endlich erheben sich zu unserer Linken weiß schimmernde Dünenhügel, ganz kahl oder mit wenig dünnem Sandhafer bedeckt und dürftig mit Dünengras (Amophila arenaria) bewachsen. Zwischen ihnen liegen die Hütten eines armen Fischerdorfes „Duhnen", — ein trauriger, öder Aufenthalt, und darüber hinaus erscheint mit hohem Leuchtthurme die Insel Neuwerk, die bei tiefer Ebbe dergestalt durch's Watt mit dem Lande zusammenhängt, daß sie trockenen Fußes, ja sogar mit Pferden und Wagen zu erreichen ist; noch weiter hinaus wogt das hohe Meer. Das ist der Anblick zu unserer Linken.

Ungleich lieblicher aber ist das Bild, was sich uns rechts darbietet. Wir sind auf dem hamburgischen Gebiet Ritzebüttel. Freundlich umbuscht leuchten die rothen Ziegeldächer des gleichnamigen Amtsfleckens; aus ihrer Mitte ragt das stattliche, burgartige, mit Wall und Graben umzogene Schloß des Amtmanns hervor und kaum eine Viertelstunde davon schaut wieder ein Leuchtthurm in's Meer hinaus: Cuxhafen, der Zufluchtsort aller nach Hamburg bestimmten Schiffe, wenn im Winter Eis und Schollen die Fahrt in die Elbe verbieten.

Cuxhafen, das, wie gewisse Geschichtschreiber meinen, seinen Namen von den Caucen ableitet, war das erste Seebad in Deutschland. Kein Anderer als der alte Göttinger Physiker und Witzbold Lichtenberg war es, der diesen Ort in einem öffentlichen Aufsatze mit der Ueberschrift: „Warum hat Deutschland noch kein Seebad?" gegen Ende vorigen Jahrhunderts dazu vorschlug. In dem ersten Jahre des jetzigen kam es zu Stande und blühete rasch empor. Mit jedem Jahre wuchs die Zahl seiner Gäste. Als aber in den zwanziger Jahren die Bäder auf Wangerog, Norderney und Helgoland entstanden, sank es eben so rasch wieder zu völliger

Unbedeutsamkeit herab. Entferntere Gäste kommen wenige mehr hin, so daß nur Einwohner des Fleckens Ritzebüttel oder Landleute der nächsten Umgegend jetzt noch dort baden. —

Das Gebiet Ritzebüttel bildet die Landesspitze, welche die Wasser der Weser und Elbe zu beiden Seiten umfluthen. Wir wenden uns jetzt dem letzteren Flusse zu, und seine erste, seine reichste und herrlichste Marsch liegt mit ihren Thurmspitzen, baumreichen, stattlichen Bauerngehöften und üppigen Kornfluren vor uns ausgebreitet.

---

## V. Das Land Hadeln.

Unter allen fruchtbaren Marschen von Holland an, oder an den Ufern der Ems, der Weser, der Elbe bis hinauf nach Nordfriesland gibt es wohl keine, die in schöner Frühlings- und Sommerzeit solch ein Bild mächtiger Fülle und Ueppigkeit darbietet, keine, wo Cultur und modernes Leben, Luxus und Intelligenz derart ihren Sitz aufgeschlagen, keine, deren kräftiges Volk seit uralten Zeiten in Sturm und Wechsel der Jahrhunderte so viele Freiheiten und Rechte und eine so straffe Selbständigkeit und Unabhängigkeit in der Verwaltung seiner inneren Angelegenheiten zu behaupten wußte, als das Land Hadeln, die nördlichste Marsch am linken Elbufer, jener prächtige Strich Landes, der sich vom Stift Neuhaus am kleinen Binnenfluß der Oste nordwärts bis zum hamburgischen Amte Ritzebüttel erstreckt.

Treffen wir in den meisten Marschen vorhin genannter Uferstriche eine mehr oder weniger rein friesische Bevölkerung an, so tritt uns im Lande Hadeln eine Marsch entgegen, die auch nicht ein einziges friesisches Element darbietet, sondern — gleichwie ihre südliche Nachbargegend, das Land Kedingen — von einem Volk echt niedersächsischen Stammes bewohnt wird. Beiden Marschen gegenüber, jenseits der breit dahin fluthenden Elbe, wohnen die stammverwandten sächsischen Brüder; dort liegt das Land der

ruhmreichen Dithmarsen, die Kremper- und die Wilster-Marsch, und erst weiter hinab, wo die Wogen der eigentlichen Nordsee gegen die schleswig'schen Küsten, Inseln und armen kleinen Halligen branden, treffen wir wieder Friesenblut und Friesensprache, dort aber auch so rein und unvermischt wie nirgends. — Die Stammverschiedenheit Hadelns von den friesischen Marschen tritt schon auf den ersten Blick hervor und zeigt sich, wenn man tiefer und aufmerksamer Land und Leute betrachtet, fast in jeder Beziehung. Sobald man die Grenze des Landes Wursten — der letzten Wesermarsch — überschreitet und sich Hadeln zuwendet, wird sogleich der Dialekt anders. Das friesische „Sch", das ganz wie „Sg" klingt, also in „schön", „Schule", „Fische", wie „sgön", „Sgule", „Fisge" lautet (genau der westphälischen Mundart entsprechend), verschwindet hier auf einmal gänzlich, und das „a", das noch eben vorher tief und dumpf wie ein zusammengezogenes „oa" tönte, z. B. in „Water", „Vader" und „Haar", klingt plötzlich ganz hell und rein; kein friesischer Vorname, kein Ummo, Eide, Lubbe, Siade, Siebe 2c., von denen es im Lande Wursten wimmelt, tritt uns entgegen, und auch die vollen, rundgeschnittenen, blauäugigen, blondbärtigen Friesengesichter, die mächtigen, breitschultrigen, in's Korpulente gehende Gestalten vermißt man, während hier die hochgeschossenen, schlankeren Staturen, und die schmaleren, markirteren Gesichter sofort Sachsenblut verrathen.

Hauptsächlich aber liegt die Verschiedenheit im Charakter. Der Hadler ist sicherlich der rührigste und lebendigste aller Marschbewohner. Das friesische Phlegma geht ihm gänzlich ab, ebenso jener starre Conservatismus, jenes zähe Festhalten an alten Sitten, Gewohnheiten und Vorurtheilen; vielmehr erfüllt ihn der regste Fortschrittsgeist und das lebendigste Streben nach Bildung, verbunden mit einer unverkennbaren Vorliebe für Luxus, Prunk und Sitte modernen Lebens. — Beim Hadler ist allerdings viel Städtisches auf's Land gezogen, aber es hat sich hier mit dem gesunden und kräftigen Bauernthum zu einem so harmonischen

Ganzen verschmolzen, daß man sich nur aufrichtig darüber freuen kann und werden wir sicherlich im Laufe der Zeiten noch bedeutsame Erscheinungen aus dieser Verschmelzung hervorgehen sehen.

Gilt es indeß, das gute Alte aufrecht zu erhalten, so ist auch der Hadler immer der Mann dazu, und es gibt, wie gesagt, kein anderes Marschvolk, welches sich den Unabhängigkeitssinn so starr bewahrt hätte, und keins, das mit solchem Recht stolz sein darf auf seine vielhundertjährige treffliche innere Verfassung, als eben die Hadler.

Auch in der äußeren Erscheinung unterscheidet sich das Land in vielen Stücken von anderen Marschen; nur Kedingen ist ihm sehr ähnlich.

Wie Osterstade und das Land Wührden fast eine einzige grüne Weidefläche, so ist Hadeln im Sommer von einem Ende zum anderen ein prächtig wogendes Saatenmeer. Viehzucht tritt gegen den Ackerbau gänzlich in den Hintergrund, denn sie wird nur zur Düngererzielung wie zum eigenen Milch- und Fleischbedarf getrieben, und fast nur auf dem mächtigen Außendeiche (Groden) und auf einzelnen Kleeäckern weidet Rindvieh. Sonst erblickt man ringsum nur gelbe, leuchtende Rapsäcker, köstliche Weizenfelder und hochwogende Roggenfluren, deren rundgewölbte einzelne Ackerstücke von ungeheuerer Länge durch ansehnliche Gräben von einander getrennt sind.

Der Boden ist dem im nördlichen Lande Wursten sehr ähnlich, ziemlich leicht, sandig und vermöge der vielen Kalktheilchen, die er enthält, von heller, fast weißlicher Farbe. Klee, Wicken und andere Kalkpflanzen gedeihen daher in großer Ueppigkeit, während der feine Sand auch den kieselbedürftigen Cerealien zuträglich ist. In gewisser Tiefe aber ziehen sich fast überall mächtige alte Lager und Bänke von Infusorienpanzern und halb oder ganz verwitterten Muscheln unter der Oberfläche des Bodens hin und haben für die Cultur des Landes hier dieselbe Wichtigkeit wie die ähnlichen Schichten im Lande Wursten und im Butjahdingerlande, indem

man diese kohlensaure Kalkerde im Winter aus großen Gruben holt, die Ackerkrumen damit vermischt und dadurch neue Kraft und Fruchtbarkeit hervorruft. Hier und in Wursten heißt dies Verfahren „kuhlen“, während es in den oldenburgischen Marschen, wo auch nicht einzelne Gruben, sondern lange Gräben längs den Aeckern zu diesem Zweck geschaffen werden, „wühlen“ heißt. Es erfordert nicht geringe Mühe und Kosten, da die rechte Erde oft 8 bis 12 Fuß tief sitzt; aber sobald diese auch nur mit dem geringsten Dünger versetzt wird, bewirkt sie eine Ueppigkeit der Vegetation, die zum Erstaunen ist. Mancher Hofbesitzer muß jährlich Hunderte von Thalern für diese Arbeit ausgeben, aber der Erfolg entschädigt nicht nur doppelt und dreifach, sondern oft siebenfach.

Hadeln zerfällt sehr naturgemäß in sein Hochland und Sietland. Letzteres liegt gegen Süden, begrenzt von großen Mooren und Sümpfen. Auch die eigenthümlichen kleinen Seen des Amts Bederkesa liegen in seiner Nähe, wie der Stinstedter, der buchenumlaubte Bederkesaer, der schilfreiche Balksee und der Flöglersee, an welchem im Mittelalter ein berühmter Falkenfang war; so ist denn auch das ganze Sietland, wie schon sein Name lehrt, äußerst niedrig und feucht. Bis auf die letzte Zeit bot es jeden Winter nur eine unabsehbare Wasserfläche dar, weil alles Land weit und breit ringsum von den ausgetretenen Seen so überfluthet wurde, daß nur die höher gelegenen Häuser und Dörfer aus der Wasserfläche ragten. Aller Verkehr im Lande fand also durch Boote statt; in ihnen fuhr man zur Kirche, zum Besuch und sah Hochzeits- und Leichenzüge in solchen Bootflottillen. Hatte es aber gefroren und wollte das Eis weder halten noch brechen, dann war auch der letzte Verkehr im Innern aufgehoben. An die Aussaat des Winterkorns war natürlich nicht zu denken, nur Gerste und namentlich Hafer säete man in's feuchte Land.

Jetzt ist das alles ein überwundener Standpunkt. Seit einigen Jahren zieht sich nämlich ein breiter Abwässerungskanal, von jenen

Sümpfen und Seen beginnend, mitten durch's niedere Land und mündet vermittelst einer mächtigen Schleuse unweit Otterndorf in die Elbe. Damit ist denn die alte Wassernatur des armen Landes wie mit einemmale aufgehoben, so daß jetzt im Winter nur noch ein verhältnißmäßig sehr kleiner Theil davon unter Wasser steht, die meisten Aecker aber im Werthe auf's Doppelte und Dreifache gestiegen sind.

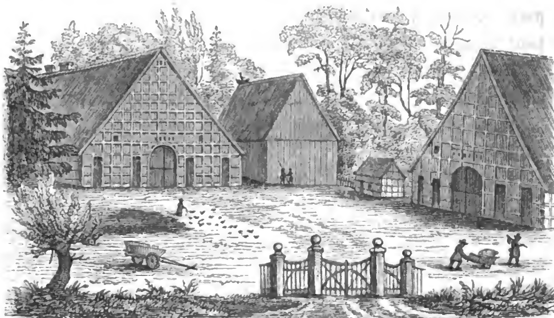
Das Hochland, dicht hinter dem starken Elbdeiche liegend, ist und bleibt indeß das rechte Kornland und dasjenige, welches man im Auge hat, wenn man von hadel'scher Pracht und Ueppigkeit, Luxus und Cultur spricht.

Ueberall umher gestreut ragen hier aus dem mächtigen Saatenmeere die einzelnen herrlichen Gehöfte hervor und da sie alle mit reichem Baumwuchs, meistens Eschen, Erlen, auch wohl Linden, umgrünt sind, erscheint auf den ersten Blick das ganze Land von schönen Gehölzen durchzogen, denn nur sehr selten kann das Auge den Horizont erreichen.

In den eigentlichen Dörfern, die um die Kirchen gruppirt sind, wohnen außer Pfarrer und Küster meistens nur Handwerker, Wirthe, Krämer und Taglöhner. — Die großen Höfe aber liegen alle einzeln, umgeben von ihren Ländereien, wie denn die sämmtlichen Gebäude und der Garten wiederum von breiter Graft, einem wahren Burggraben, umzogen sind, so daß häufig nur eine Brücke den Zugang vermittelt. Sperrt der Hadler auch diese, so kann er stolz wie der Brite sein „My house is my castle" sagen und es gibt Höfe, über deren Brücken im ersten Morgengrauen eine Cavalkade von zwanzig kräftigen Ackerpferden trabt.

Das Aeußere der Häuser und auch das Innere, d. h. so weit es der Landwirthschaft gewidmet, hat nichts Städtisches. Alle Häuser sind, wie in den übrigen Marschen, ohne Stockwerk und wie im Lande Wursten in hohe, steile Giebel auslaufend; auch ist, gerade wie dort, alles Fachwerk, nur hat das Holz keine grüne, sondern eine hellgraue Steinfarbe, und das riesige Dach ist stets

von Stroh. Daneben stehen dann zu beiden Seiten des Hofes die Kornscheunen, rings mit Dielen bekleidet, die nach uralter Landessitte stets braunroth angestrichen sind. Ganz wie in Skandinavien herrscht hier überhaupt eine eigenthümliche Vorliebe für



Hadler Bauerngehöft.

diese Farbe. Braunroth ist fast jede Hütte, jeder Pflug und Ackerwagen, jede Planke, jedes Geländer, jeder Schlagbaum, und nur das Holzwerk der Hauptgebäude trägt jene weißliche Steinfarbe. Alte Bauernwappen, wie die Wurster und andere Friesenstämme sie führen, sieht man hier nicht an den Häusern; auch das uralte Sachsenzeichen, die beiden Roßköpfe am Giebel, kommt nicht im Lande Hadeln vor.

Auf der großen, hartgeklopften Diele (Tenne) des Vorhauses wird im Winter gedroschen, und das Vieh schaut zu beiden Seiten über eine kleine Holzbrüstung, die den Zweck hat, die beim Dreschen umherspringenden Körner zusammen zu halten. In Kedingen und an einigen Orten im Lande Wursten hat man ebenfalls diese Brüstung: ein Zeichen, daß hier der Ackerbau vorherrscht und die Viehzucht zurücktritt; denn in Osterstade, Wührden und dem Stadlande, wo umgekehrt das Vieh in erster Reihe steht, läßt man

diese Brüstung absichtlich weg, eben damit die Thiere auch ihr Theil vom Dreschen bekommen.

Eine Wand mit Flügelthür scheidet sodann, wie auch in anderen Marschen, die große Diele — und mit ihr zugleich alles, was mit dem eigentlichen Betrieb zu thun hat — vom Hinterhause, denn letzteres ist fast allein für Wohngemächer bestimmt, die hier an einen gemeinsamen, geräumigen Vorplatz stoßen. Auf diesem Vorplatz stehen die schweren, messingbeschlagenen Koffer und die mächtigen, oft reich geschnitzten Schränke, alt und gebräunt, die des Hauses Leinen- und Silberschätze, auch wohl die Kleider oder Zucker-, Kaffee- und Reisvorräthe bewahren. Er ist stets mit geschliffenen, rothen Sandsteinplatten (Fliesen) belegt und mitunter lassen gar Marmorplatten auf die besondere Wohlhabenheit des Hausbesitzers schließen, die uns aber erst in den Zimmern in eigentlich glänzender Erscheinung entgegen zu treten pflegt. Teppiche bedecken oft den Boden; elegante Tapeten die Wände; reiche Geräthe stehen umher; die schwersten Gardinenstoffe umbauschen großscheibige Fenster; Kupferstiche und Familienbilder blicken aus breiten Goldrahmen, und das feinste Porcellan, das gediegenste Silbergeschirr glänzt dem Gaste vom Damastgewebe, das den Mahagonitisch verhüllt, entgegen. Namentlich ist der Silberreichthum in einigen Häusern wahrhaft kolossal. Das hat freilich seine Ursache: es herrscht nämlich hier, wie in einigen anderen Elbmarschen, die Sitte, daß bei Hochzeiten fast jeder Gast dem jungen Paare ein Stück Silberzeug, wenigstens einen silbernen Löffel schenkt. Bei den großen Hochzeiten nun, zu denen sich namentlich in früheren Zeiten selten weniger als 4—500 Gäste einfanden, war es also natürlich, daß sich im Laufe der Zeit das Silbergeschirr in alten Familien gewaltig anhäufen mußte. So wurden z. B. vor Jahren bei einer Erblassung aus einem einzigen Haus über 300 Pfund Silber vertheilt.

Hinter dem Hause liegt stets der Garten, oft höchst geschmackvoll, parkähnlich angelegt und mit den schönsten Gewächsen, dem

reichsten Blumenflor geschmückt. Es gibt einige Gärten hier, die überraschend schön und großartig sind.

Ein anderer Luxus ist die Vorliebe für elegantes Fuhrwerk. Sonntags beleben sich bei schönem Wetter die Landstraßen mit allen Arten moderner Wagen, gelenkt durch Kutscher in geschmackvoller Livree. Der Hadler ist lebenslustig und gesellig. Ueberall werden Besuche gemacht oder man fährt nach der Stadt Otterndorf, in deren erstem Gasthofe allsonntäglich großer Conflux ist, oder es geht zu den Concerten im Tivoligarten und am zweiten Pfingsttage strömt Alles, was nur aus dem Hause kann, nach dem schönen Buchengehölz des Dobrocks, dort den Frühling zu feiern und sich im Waldesgrün zu ergehen.

Der Hadler spielt eben so leidenschaftlich wie seine Nachbarn, der Wurster und Kedinger, meistens l'Hombre und Whist, und gern recht hoch. Im Sommer wird überall gekegelt und oft auf den besten Wurf gewettet und parirt. Geistliche und Beamtete sieht man häufig mit den Hausleuten verkehren, denn das selbstständige Volk duldet einmal kein Ueberheben der einzelnen Stände. Wollten jene sich streng sondern, so würden sie bald allen Einfluß verlieren, ganz allein stehen und sicherlich eine höchst unangenehme Stellung einnehmen. Nicht den Beamtenrock, sondern nur den Mann respektirt der Hadler, wenn er's verdient. Als einst ein Geistlicher, der weder mit den Hausleuten umging, noch an öffentlichen Orten erschien, in einer Gesellschaft über schlechten Kirchenbesuch klagte, antwortete ein Bauer: „Ja, Herr Pastor, das hat seine natürliche Ursache, Sie besuchen uns ja auch niemals!" — Daß bei einem solchen Volke eben kein Boden für Pietismus und Frömmelei ist, läßt sich leicht errathen.

Das Bier hat sich bis jetzt im Lande noch wenig Bahn gebrochen. Man trinkt überall Wein, meistens theuere Bordeauxweine, denn der Hadler ist in dieser Hinsicht etwas verwöhnt.

Bälle und größere Gesellschaften gehen fast nie ohne Champagner vorüber und in Hamburg endlich wird oft in allen, auch

den allerraffinirtesten und pikantesten Genüssen geschwelgt, welche die üppige Weltstadt nur zu bieten vermag.

Aber dennoch und trotz alledem: wo er Bauer sein muß, da ist der Hadler auch Bauer mit Leib und Seele im wahren und besten Sinne des Wortes. Er schämt sich eben so wenig des großen Misthaufens vor seiner Hausthüre als seiner alten kurzen Arbeitsjacke, wenn er auf dem Felde ist. Seine Söhne, die gestern in feinstem Ballanzuge und in Glaceehandschuhen die Française tanzten und Champagner zu ihrem Mockturtle-Ragout knallen ließen, pflügen und säen vielleicht heute in den schmutzigsten Feldkleidern, die sie kaum von ihren Knechten unterscheiden, und Abends, wenn die Arbeit gethan ist, kann man sie vielleicht wiederum bei einem englischen oder französischen Buche antreffen; denn fast alle jungen Bauern haben das treffliche Progymnasium des Landes zu Otterndorf oder die Rectorschule in Altenbruch besucht.

Viel einfacher und bescheidener in Wohnung, Tracht und Sitte ist der Sietländer, in gleichem Maße wie sein Boden an Güte und Fruchtbarkeit dem des Hochlandes nachsteht. Auch jene großen Marschhöfe und ihre bedeutenden Reichthümer finden sich nicht bei ihm, obgleich eine erfreuliche Wohlhabenheit im Sietlande sehr verbreitet ist.

Unter sich sprechen alle Hadler nur ihr Plattdeutsch, und so sehr sie feine Gaumengenüsse kennen und schätzen, ist ihre tägliche Landeskost einfach und schwer. Auf dem Tisch der Dienstboten, in den niederen Ständen und auch in den meisten Bauernfamilien sind mächtige Mehlklöße (hier „Klüten“ genannt), nur mit Weizenmehl, Wasser und Salz angerührt, und im Vereine mit Speck oder geräuchertem Rindfleisch, das alltägliche und fast einzige Gericht. Es ist eigenthümlich: in den oldenburgischen Marschen, z. B. im Stedinger-, Stad- und Butjahdingerlande, kennt man kaum diese Klöße; Gemüse wie Kartoffeln, Wurzeln, Rüben, besonders aber brauner Kohl, bildet hier die vorherrschende Volksnahrung; in Osterstade treten dann die ersten Klöße auf; etwas nördlicher im Lande

Wührden schon häufiger; in Wursten werden sie größer und herrschen unter den Nahrungsmitteln schon vor; in Hadeln aber erreichen sie den Culminationspunkt, oft sind sie wie ein Kindskopf groß und bilden fast die ausschließliche Speise. Früh Morgens schon gibt's hier Klüten, Mittags Klüten und Abends Klüten; seien sie nun frisch oder kalt in die Pfanne geschnitten und mit Fett durchgebraten. In Kedingen nimmt das Klüteneſſen schon etwas ab und im alten Lande treten neben den Klüten doch auch schon wieder Gemüse auf; noch südlicher aber verliert jene Mehlspeise allmälig gänzlich ihre Bedeutung für den täglichen Tisch.

---

Eine so blutig sturmvolle Geschichte wie die der Wurster, Stedinger und Butjahdinger hat das Land Hadeln nicht. Es hat sich durchweg einer inneren Ruhe und Sicherheit erfreut wie keine andere Marsch. In sehr einförmigem Zuge, ohne alle große bedeutsame Ereignisse ist der Zeitenlauf darüber hingegangen, seit es den Fluthen entrungen wurde.

Die früheste und höchst eigenthümliche, sagenhafte Kunde von den Einwohnern dieses Landes hat uns der alte Geschichtsschreiber Widukind von Corvey in seiner Geschichte der Sachsen mitgetheilt, die in wörtlicher Uebersetzung hier folgen mag.

„Das aber wissen wir gewiß, daß die Sachsen nach den hiesigen Gegenden zu Schiffe gekommen und an einem Orte gelandet sind, der bis diesen Tag Hadolaun genannt wird.

Da aber die Einwohner des Landes, welches Thüringer gewesen sein sollen, deren Ankunft sehr ungern sahen, so erhoben sie die Waffen gegen sie. Die Sachsen aber, die heftigen Widerstand leisteten, behielten den Hafen in ihrem Besitz. Nach heißen Kämpfen, wobei Viele auf beiden Seiten fielen, beschlossen beide Theile, über den Frieden zu unterhandeln und ein Bündniß zu schließen. Es ward auch ein Vertrag geschlossen und zwar folgenden Inhalts: „Die Sachsen sollten freies Ein- und Verkaufsrecht haben; sollten sich aber im Uebrigen des Feldplünderns, Mordens und Raubens

enthalten.“ Lange Zeit bestand auch das Bündniß als unverletzlich. Da aber die Sachsen kein Geld hatten und nicht wußten, was sie kaufen und verkaufen sollten, hielten sie den ganzen Frieden für unnütz.

Zu jener Zeit geschah es, daß ein junger Mann von den Schiffen zurückkehrte, beladen mit vielem Golde, einer goldenen Kette und goldenen Spangen. Zu diesem sagte ein Thüringer, welcher ihm entgegenkam: „Wozu die große Menge Goldes um deinen hungrigen Hals?“ Er antwortete: „Ich suche einen Käufer, zu keinem anderen Zweck trage ich das Gold; was kann ich für Freude dran haben, wenn ich in Gefahr bin zu verhungern.“ Jener aber erkundigte sich nach der Güte des Goldes und der Höhe des Preises. „Für mich ist der Preis sehr gleichgültig“, sprach der Sachse. „Was du mir giebst, nehme ich an mit Freuden.“ Da lächelte er über den jungen Mann und sprach: „Wenn ich dir nun die Tasche mit diesem Staube da fülle?“ denn es befand sich an dem Orte viel lockere Erde. Der Sachse aber öffnet seine Tasche, empfängt den Erdboden, übergiebt auf der Stelle dem Thüringer das Gold und freudig kehrt jeder zu den Seinen zurück. —

Die Hadler erhoben nun ihren Landsmann, der durch so erlaubten Betrug den Sachsen angeführt, mit Lobsprüchen bis in den Himmel und priesen ihn glücklich unter den Sterblichen, daß er um so geringen Preis in den Besitz einer so großen Menge Goldes gekommen sei. — Inzwischen erreicht der Sachse, welcher sein Gold los geworden ist und sich dafür mit Erde belastet hat, die Schiffe. Natürlich kommen ihm seine Kameraden entgegen und wundern sich, was mit ihm vorgegangen ist. Einige fangen an, ihn auszulachen, Andere machen ihm Vorwürfe, Alle halten ihn für verrückt. Jener aber erbittet sich Ruhe und spricht: „Folgt mir, liebe Sachsen, und ihr werdet meine Verrücktheit bald als sehr heilsam für euch gut heißen!“ Dann aber nahm er die Erde, streute sie dünn auf die Aecker und nahm so einen Lagerplatz für sie in Besitz.

Wie aber die Thüringer das Lager der Sachsen sahen, war ihnen das unerträglich, und sie beklagten sich durch Gesandte über Friedensbruch und Verletzung des Bündnisses von Seiten der Sachsen. Diese aber antworteten, daß sie das Bündniß noch nicht gebrochen hätten; die mit ihrem eigenen Golde erkaufte Erde aber wollten sie in Frieden behalten oder mit den Waffen vertheidigen. Nachdem sie das hörten, verfluchten sie das sächsische Gold und gestanden sich, daß der, den sie vorher so glücklich gepriesen, nur der Urheber ihres Unheils, der Verderber ihres Landes sei — und von Wuth entbrannt stürzten sie ohne Ordnung und Ueberlegung in's Lager. Doch die Sachsen empfingen sie gerüstet, warfen sie nieder und besetzten nach glücklichem Kampfe die umliegenden Orte nach Kriegsrecht.

Als so auf beiden Seiten lange gekämpft worden war und die Thüringer einsahen, daß die Sachsen ihnen überlegen sein würden, verlangten sie durch Vermittler, daß beide Theile ohne Waffen zusammenkämen und in Betreff des Friedens zum zweiten male an einem bestimmten Ort und Termine verhandelten. Die Sachsen antworteten, daß sie dieser Aufforderung nachkommen würden. Die Sachsen bedienten sich aber zu jener Zeit großer Schlachtmesser, deren sich die Angeln, der Sitte ihres Stammvolks folgend, bis auf diesen Tag bedienen. Mit diesen Messern unter ihren Gewändern treten die Sachsen aus dem Lager und gehen den Thüringern bis an den bestimmten Ort entgegen. Als sie sahen, daß diese unbewaffnet und all' ihre Häuptlinge gegenwärtig waren, benutzten sie diese Gelegenheit, sich des ganzen Landes zu bemächtigen, stürzten mit geschwungenen Messern auf die Arglosen und machten alle nieder, also, daß auch kein Einziger davon übrig blieb. — Seitdem begannen die Sachsen berühmt zu werden und ihren Nachbarn großen Schrecken einzuflößen. Vom Worte sahs oder sax aber, welches Schlachtmesser bedeutet, erhielten die Sachsen ihren Namen.“ —

So weit der alte Mönch Widukind. Daß man den ganzen

sagenhaften Bericht nicht so ohne Weiteres als werthvolles historisches Dokument hinnehmen darf, wird Jedem einleuchten. An Thüringer als die ersten Bewohner des Landes ist natürlich gar nicht zu denken. Bedeutsam ist indeß die Geschichte vom Kaufen der Erde und erklärt sich durch die altgermanische Rechtssitte: in Empfang genommene Erde zum Zeichen gültiger Besitznahme auf das Land zu streuen. —

Dunkle Nachrichten haben wir ferner von einem Lande Adulum, in das im Jahre 747 die Krieger Karl des Großen drangen und dessen noch spärliche Bevölkerung nach kurzer, aber tapferer Gegenwehr unterlag, worauf das Land der Grafschaft Lesmona (Lesum), bekanntlich eine der drei von Karl gestifteten, einverleibt wurde. Später ward es, man weiß nicht genau aus welchem Grunde, vom Hause Askanien in Anspruch genommen, und die sonst so habsüchtigen und marschenbegierigen bremischen Erzbischöfe wagten deshalb lange nicht, dies Land anzutasten.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert erscheinen die Hadler äußerst unabhängig, mit drei Häuptlingen und conföderirt mit den Wurstern; dann führen sie 1373 eine an sich ziemlich unbedeutende Fehde mit den Ostfriesen, operiren hierauf aus kluger Politik gegen die Erzbischöfe, die nachgerade ihr Augenmerk auch auf sie richteten und begeben sich unter Schutz und Landeshoheit der kräftigen Herzöge von Sachsen Lauenburg, askanischen Stammes. Unter diesen lebte Hadeln sicher und glücklich, in ungestörter Entwickelung seiner inneren Zustände, alle seine Freiheiten und Rechte von ihnen bestätigt und geschützt sehend. Als der Stamm der lauenburgischen Herzöge endlich 1687 erlosch, erfolgte, da sich von allen Seiten Prätendenten zu diesem schönen Ländchen fanden, von 1687—1731 ein kaiserliches Sequester; aber Kaiser Leopold ließ alle Freiheiten der Hadler nicht nur unangetastet, sondern bestätigte sie für ewige Zeit von Neuem; endlich wurde Hadeln dem Hause Braunschweig Lüneburg zugesprochen und Georg II. trug bei seiner Thronbesteigung wiederum kein Bedenken, die alten republikanischen Ein-

richtungen zu besiegeln. — Das ist der kurze Abriß der einfachen Landesgeschichte.

Wie sie selbst keine hervorragenden und bedeutenden Momente aufzuweisen hat, so vermißt man auch interessante historische Denkmale im Lande. Die wenigsten Familien führen Wappen; alte, merkwürdige Grabsteine gibt es nicht, nur die Kirchen haben mitunter manches Anziehende, sind oft ziemlich reich von der wohlhabenden Gemeinde ausgestattet und fast an jeder stehen zwei Prediger — ein sonst seltener Fall auf dem Lande.

Die Kirche zu Altenbruch besitzt sogar zwei schlanke Thürme und im Innern ein treffliches, bemaltes Altarschnitzwerk aus dem sechszehnten Jahrhundert, welches die Passion Christi darstellt und mehrere interessante Köpfe voll Individualität und Ausdruck enthält. Ein ähnliches Altarflügelwerk schmückt auch die alte Kirche zu Nordlede; in fast allen aber bedeckt eine Menge Votivtafeln und Bilder die Wände und gibt Zeugniß von altem Wohlstande und kirchlichem Sinne der Hadler. Jetzt ist freilich vom letzteren nicht eben viel zu sagen.

Solch historisches Interesse wie die alten Wurster und Butjahdinger Kirchen es bieten, haben indeß die des Landes Hadeln durchaus nicht. —

Das beste, herrlichste und merkwürdigste Alterthum dieses Volkes ist und bleibt seine freie Verfassung, die sich Jahrhunderte hindurch in einer Reinheit und Selbständigkeit erhalten, wie in keiner andern Marsch, und wohl hat es ein Recht, stolz darauf zu sein und mit aller Macht und Ausdauer sie zu behaupten.

Jedes Kirchspiel hat zur Verwaltung seiner inneren Angelegenheiten ein sogenanntes Provisorencollegium, gebildet aus dem Schultheiß, den drei oder vier Landschöffen, einem beeidigten Schriftführer und den Vertretern (Gevollmächtigten) der einzelnen Dörfer und Distrikte des Kirchspiels.

Auch hat sich das ganze Land für seine gemeinsame innere Verwaltung eine treffliche Provincialverfassung geschaffen und ist

zu dem Zwecke in drei Stände getheilt. Das Hochland bildet den ersten, das Sietland den zweiten, die Stadt Otterndorf den dritten Stand.

Die Schultheißen jeder dieser Stände, meistens die ältesten und intelligentesten Bauern, wählen aus ihrer Mitte den Präsidenten, der die Landesversammlung — zusammengesetzt aus den Schultheißen, Landschöffen, Gevollmächtigten, dem Bürgermeister der Stadt und den vier Otterndorfer Bürgervorstehern — zu leiten hat. Diese Versammlung der inneren Behörden nennt man Provincialstände.

Hervorgegangen aus den freien Wahlen jener großen hadelschen Volksversammlungen, die man unter blauem Himmel auf dem zwischen Otterndorf und Altenbruch liegenden „Warningsacker“ hielt, hatte diese Versammlung einst alle Macht in Händen, bestimmte Fehde und Friede, schloß Bündnisse und Verträge mit auswärtigen Fürsten und Nachbarländern, setzte die Abgaben fest, schuf alle Gesetze, und selbst als das Land sich unter die Regierung der Herzoge von Lauenburg begeben hatte, bedurfte noch jede Verordnung der letzten Bestätigung dieser Provincialstände. — Aber auch noch jetzt haben sie eine ungemein freie Bewegung. Alle gemeinsamen Landesangelegenheiten werden von ihnen geregelt und verwaltet, das Deichwesen, der Ufer- und Schleusenbau, sowie die Entwässerungs- und Canalbauten, die Polizei, das Pupillenwesen, die Anleihe auf den Landescredit, das Gesammtrechnungswesen, die Vertheilung der Einquartierungslast und endlich die Realisirung höherer Regierungsbeschlüsse. — Sie treten entweder in Folge höherer Aufforderung oder auf eigenen Beschluß zusammen, ohne irgendwie Erlaubniß einholen zu dürfen, als durchaus selbständige Corporationen, sei es nun auf die Berufung des präsidirenden Schultheißen, oder auf motivirten Antrag einzelner Mitglieder. Auch die Vertreter jedes einzelnen Standes versammeln sich, wenn sie wollen. Die hannöverische Regierung hat nur die Wahlen Obengenannter und einige Arten von Beschlüssen derselben zu bestätigen. —

Ebenso erfreut sich Hadeln seiner eigenen Kirchenverfassung und eines durchaus vom übrigen Königreiche unabhängigen Consistoriums.

Jede Gemeinde hat das Recht der freien Wahl seiner Prediger, meistens zwei für jede Kirche. Auch die Lehrer des Landes, höherer wie niederer Art, werden sämmtlich frei gewählt und das Landesconsistorium hat nur zu prüfen und zu genehmigen.

In jedem Kirchspiel besorgt Kirchen- und Schulwesen das Collegium der Provisoren. Zu diesem Collegium gehören nun der Prediger, die Gemeindevertreter, die Juraten und die Armenvorsteher, welche sonderbarerweise „Leviten" heißen und den Klingelbeutel in der Kirche umherzureichen haben. Alle materiellen Interessen der Kirche und Schulen der Gemeinde liegen diesem Collegium ob: die Bauten und Reparaturen der geistlichen Gebäude, die Verwaltung der Kirchen- und Armengelder, und an der Spitze sämmtlicher Provisorencollegien des Landes steht endlich das schon erwähnte Consistorium. Dieses aber wird gebildet aus zwei königlich hannöverischen Beamteten, dem Bürgermeister von Otterndorf, zwei Predigern (Superintendenten), dem ältesten Schultheißen des Hochlandes und dem ältesten des Sietlandes, welche zugleich den Ständen präsidiren.

Die Grundlage dieser Kirchenverfassung bildet die unter Herzog Magnus 1526 geschaffene Kirchenordnung und der unter Herzog August errichtete Receß von 1624. — Nach dieser Einrichtung bestand die ganze Kirchenverfassung rein und unverändert bis auf die neuesten Zeiten. Erst im Jahre 1845 wurden, jedoch nicht ohne großes Widerstreben der Stände, von der hannöverischen Regierung einige Aenderungen im Schulwesen eingeführt.

Wahrhaft erfreulich ist das Bild der uralten hadelschen Gerichtsverfassung. Keine Marsch hat die alte wackere Regel, daß Jeder nur von seines Gleichen gerichtet werden kann, so bis zur Gegenwart behauptet als dies eigenthümliche Ländchen.

Da sind zuerst die schon aus dem zwölften Jahrhundert urkundlich nachzuweisenden Kirchspielsgerichte, bestehend aus dem

Schultheiß als dem Präsidirenden und den Landschöffen. Früher nahmen auch die Gemeindebevollmächtigten Theil, und der Kirchspielschreiber führte das Protokoll, stimmte aber selbst nicht mit. Vordem tagte auch das Kirchspielsgericht ganz öffentlich, meistens Sonntags nach beendigtem Gottesdienste, unter freiem Himmel auf dem Kirchhofe, damit Alle hören und sehen konnten, wie's dabei zuging. Jetzt versammelt es sich, wenn gerade Fälle vorliegen, im Wirthshause oder im Hause des Schulzen, an einigen Orten auch in einem eigenen Gebäude. Es hat Spruchkraft in allen persönlichen und dinglichen Streitigkeiten der Einwohner des Kirchspiels, ohne Rücksicht des Objekts und dessen Betrags. Contrakte werden geschlossen; Verträge, Ehestiftungen, Schenkungen, Erbauseinandersetzungen vollzogen; streitige Güter sequestrirt; Vormünder ernannt; Testamente deponirt oder eröffnet und Hypotheken bestellt.

In Criminalfällen hat das Kirchspielsgericht die Constatirung des Verbrechens und das, was zur Generalinquisition gehört, zu veranlassen, überhaupt die Untersuchung aller außerordentlichen Vorfälle, denen ein Verbrechen zu Grunde liegen kann. Ferner handhabt es in allen Beziehungen die Polizei, deren Ausübung zunächst dem Schultheißen obliegt, während höheren Orts sodann die Straferkenntnisse geprüft und bestätigt werden. Aber fast bei allen diesen Gerichtsverhandlungen wird, trotz der reichen lateinischen Terminologie, stets nur das derbe hadelsche Plattdeutsch gesprochen.

Außer diesen bestehen noch zwei höhere Gerichte des Landes als zweite Instanz: das Landgericht für das Hochland, bestehend aus einem königlichen Beamteten und sieben Schultheißen als Beisitzern, und das Viergericht für Sietland.

Auch ein eigenes Criminalgericht besitzt das Land, zusammengesetzt aus königlichen Beamten und hadelschen Schultheißen, welches früher sogar auf Todesstrafe erkennen konnte. — Endlich hat noch Otterndorf sein eigenes Stadtgericht, sowie auch seinen Magistrat für die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten.

Alle Stellen, wie die der Schultheißen, Landschöffen, Gevollmächtigten, Leviten u. s. w. sind reine Ehrenämter ohne Einnahmen und oft sogar mit Ausgaben verbunden, welche durch die geringen Sportelerhebungen selten gedeckt werden können. Aber das ist es eben, was diesen Richterstand des Volks doppelt bedeutsam und ehrwürdig macht.

Bis zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts hatte man noch kein geschriebenes Landesgesetz und richtete nur nach Herkommen und Gewohnheiten, — eine Sitte, die durch das im Jahre 1407 von Herzog Erich eingeführte sächsische Recht nicht verdrängt werden konnte.

Erst im Jahre 1439 traten mehrere Kirchspiele zusammen und verfaßten in 58 Artikeln das Landrecht, und diese Artikel sind die Grundlage der späteren Verfassung, die 1544 unter Franz I. zusammengetragen und 1583 publicirt wurde. 1609 ließ Franz II. der Landesversammlung auf dem Warningsacker ein neues Landrecht zur Aufnahme vorlegen, das aber wurde rund abgewiesen. So besteht denn das alte noch bis auf den heutigen Tag in aller Gültigkeit, und nur, wo es nicht ausreicht und keine Observanz in Betracht kommt, tritt das gemeine deutsche, das römische oder kanonische Recht ein.

In allen Stürmen und Wechseln von Jahrhunderten hat sich diese uralte Verfassung, als einziges und merkwürdiges Beispiel seiner Art, zum Wohle des Landes in Ehren gehalten bis auf die letzten Zeiten. Die Raumverhältnisse dieser Blätter ließen nur eine flüchtige, unausgeführte Skizze desselben zu. Doch ist Jedem, der für deutsche Sitte, deutsches Leben und Recht ein Herz hat, dringend anzurathen, einmal einen tiefern Blick in dies seltene Alterthum zu werfen*).

*) Darstellung der Verfassung des Landes Hadeln von H. Betmann, Schultheiß zu Norbleda. Hannover 1847.

Trägen Laufes durchschlängelt der kleine Medemfluß, in der Volkssprache die Mäme genannt, mit seiner braunen Moorfluth das Land und mündet durch eine mächtige Schleuse in die Elbe. An dieser Medem liegt Otterndorf, ein altmodisches, aber freundliches Landstädtchen, in das an beiden Enden ein altes Bogenthor führt, geschmückt mit dem Lauenburgischen und dem Stadtwappen, einer Otter (Fischotter) über dem sächsischen Rautenkranze.

Es ist eben nichts Sehenswerthes an und in dem Städtchen, aber sein in neuester Zeit ungemein emporgekommenes Progymnasium ist der wichtige und segensreiche Herd der Bildung und Aufklärung der ganzen Gegend geworden. Nicht bloß die Söhne der hadler Bauern, sondern auch sehr viele kedinger und wurster Knaben erwerben sich hier einen tüchtigen Schatz von Kenntnissen, und die Behauptung ist nicht zu kühn, daß hauptsächlich diese Schule das hadelsche Volk zu der Culturstufe gehoben hat, auf der es sich jetzt befindet.

An dieser Schule stand einst J. H. Voß als Rektor; hier hat er seine Uebersetzung der Odyssee vollendet und einige seiner schönsten Idyllen gedichtet. Das Rektorhaus ist noch dasselbe, welches der alte behagliche Poet mit seiner kleinen hausmütterlichen Ernestine bewohnte. Auch die Laube des Gartens, dicht an der Medem, die er selber gepflanzt, grünt noch. Die guten Otterndorfer thun sich immer viel darauf zugute, daß sie solch berühmten Mann in ihren Mauern gehabt haben und erzählen eine Menge Geschichten von ihm, obwohl nur Wenige mehr leben, die ihn gekannt haben. Dagegen existiren noch in vielen Familien von Voß niedergeschriebene Gelegenheitsgedichte, als sorgsam aufbewahrte Reliquien. Auch Schwager Boje, der Herausgeber des berühmten Göttinger Musenalmanachs, kam oft herüber von Meldorf im Dithmarsischen, wo er Landvogt war, und lebt ebenfalls noch im Gedächtniß der Otterndorfer.

Die Familie Voß wurde schon damals von den Hadlern hoch gefeiert und geachtet, sodaß sie sich der vielen Einladungen, die

von allen Seiten an sie ergingen, kaum erwehren konnte, obwohl es die knappe Besoldung von nur 300 Thalern, welche eine Beschränkung auf das Nothwendigste mit sich führte, gebieterisch verlangte. Trotz dieser Kärglichkeit des Lebens verlor Voß den Muth niemals und seine Freunde und Bekannten waren entzückt von der Liebenswürdigkeit des Dichters und seiner Gattin, namentlich aber von dem unverwüstlichen Humor und Herzensfrohsinn, der beide beseelte. Vielleicht that auch das echt Bäuerliche und Derbe in Vossens ganzem Gebahren ein Uebriges, um ihn bei den Hadlern beliebt zu machen.

Im Ganzen war er mit seiner Stellung zufrieden; nur seinen vertrautesten Freunden klagte er manchmal im Stillen, was ihn bedrückte. So schreibt er u. A. einmal an seinen Miller in Ulm:

„Ob ich zufrieden bin? fragst Du mich. Zu Fremden sag ich mit heiterer Stimme: Ja! bei Dir kann ich aber ja wohl hinzusetzen, daß ich es doch gern etwas besser hätte. Von 8—12 und von 2—4 schieb ich nun täglich die Karre, worauf größtentheils solcher Schund als amo, τύπτω, קשר und dergleichen geladen ist und eine Stunde brauche ich doch täglich zur Vorbereitung. Dafür nehme ich an dreihundert Thaler ein, das heißt, wenn die Schule mäßig besetzt ist. — Das alte Rektorhaus lag im Morast und hatte niedere Zimmer nach einer dumpfen Gasse, da kauften sie mir dieses und gaben jenes dem Cantor. Hier sehe ich nun aus meiner Gartenlaube über den Fluß Mäme in's Feld und vorne am Thurm vorbei auf den Kirchhof. Die Gegend ist im Sommer recht gut, aber im Winter und Herbst sehr traurig, denn wir haben hier tiefe Marsch, also weder Berge, noch Quellen, noch Wälder. Das Wasser, das wir trinken, sammeln wir von den Dächern und heben's in Tonnen auf. Oft riecht's und muß doch herunter, denn Quellwasser kommt eine Meile weit her. — Meine Erholung vom Karrenziehen ist Ernestine, der einzige Freund und die einzige Freundin, die ich hier habe, und dann der kleine freundliche dicke Junge, der täglich klüger wird. Diese stärken mich,

daß ich die Odyssee vollenden kann. — . . . . . Die Hadler sind sehr mit mir zufrieden und das hat zur Folge, daß wir immer so viel ausgenöthigt werden. Es ist ein gutes, treuherziges Völklein, nur ein wenig stolz ist der reiche Marschbauer. —"

Seinen Humor bewahrte Voß indeß fort und fort, und wenn er eben über seine Schulplagen, über die Einförmigkeit der Gegend und über das abscheuliche Trinkwasser ernstlich klagte, so machte er sich im nächsten Augenblick in einem launigen Gedicht darüber lustig. So in seiner gereimten Ode an den Wind, den er einmal flehentlich bittet, doch den dicken, faulen Marschnebel zu verscheuchen und frische Luft zu bringen. Darin heißt es unter Anderm:

Zur Elbe rauscht von Eis befreit
Die torfgefärbte Mäme,
Und in die lockern Beete streut
Der Gärtner sein Gesäme;
Doch dicker fauler Nebelduft
Vergiftet uns die Frühlingsluft,
Und hängt in großen Perlen
An meines Ufers Erlen.

Und ach! bei solchem Weg karjolt
Kein Fuhrmann aus dem Orte,
Der uns ein wenig Wasser holt
Für Geld und gute Worte.
Die eine Regentonne lechzt,
Die andre stinkt und Alles ächzt;
Wir müssen noch verdursten
In Hadeln und in Wursten.

Drum jag', o Wind, den trägen Duft
Als Regen in die Tonne,
Und schaff uns wieder frische Luft
Und helle Frühlingssonne!
Daß bald Frau Rektor'n ihren Mann
Mit Thee und Kaffee laben kann,
Und nicht so düstre Falten
Auf seiner Stirne schalten.

Doch freundlichst bitt' ich: nicht zu barsch
Noch aus Nordwest zu stürmen,

Damit die Elbdeich' unsre Marsch
Auch fernerhin beschirmen;
Auch unser schiefer Kirchenthurm
(Mein Nachbar) hat nicht gerne Sturm,
Sonst fällt das alte Uebel
Noch gar auf meinen Giebel. —

Später bekamen beide Ehegatten das hartnäckigste Marschfieber und sehnten sich fort nach einer freundlichern und gesundern Gegend, wo es doch Wald und Quellen und Nachtigallen gebe. Dazu kam nun noch obendrein die Nahrungssorge. Endlich mußte aber doch einmal für die vielen Einladungen und Ehrenschmäuse Revange gegeben werden. Eines Tages beschloß man wirklich, dieselbe in's Werk zu richten. Doch es haperte nun an allen Ecken und Enden; da waren keine Teller, keine Gläser, keine Stühle, — da fehlte so viel und so Manches, daß es Mütterchen Ernestine angst und bange um's Herz wurde. Vater Voß indeß ließ den Muth nicht sinken und wußte Rath zu schaffen. „Nur nicht gleich den Kopf verloren, Ernestinchen," rief er; „haben wir keine Teller, so mache ich's wie mit den Büchern und lasse eine Anzahl zur Ansicht kommen; fehlen uns Gläser, so habe ich noch viel Schöneres, denn der große Göttinger Pokal soll dafür kreisen; es hat der ganze unsterbliche Hainbund daraus getrunken: Stollberg und der liebe Hölty, Miller, Leisewitz und Hahn, ja selbst der herrliche Balladensänger Bürger, und wenn solche gottbegeisterte Lippen ihn berührt und geweiht haben, dann können sich's unsre guten Hadler nur zur ungeheuer großen Ehre rechnen, wenn ich ihnen diesen Becher reiche. Nun aber die Stühle, — das ist ein fataler Punkt!" — „Dafür weiß ich Rath," entgegnete Ernestine. „Wozu könnten wir deine alten dickbäuchigen Folianten besser benutzen?" „Bravo, bravissimo! Du weisestes, liebstes Hausmütterchen," rief Voß, in lautes Lachen ausbrechend. „Das ist ja ein prächtiger Einfall, ein unbezahlbarer Rathschlag. Unsere gewichtigen Hadler sollen sich einmal bei mir mit Leibeskräften auf die alten Classiker werfen und es soll ihnen schon gut bekommen." Jubelnd ward nun in

solcher Weise der Festsaal zugerichtet und rings an den Wänden wurden aus all der griechischen und römischen Weisheit und Poesie in Papp und Schweinsleder für die ehrenwerthen Hadler Diwans, Sophas und Sesseln aufgebaut. Und die Fête fiel denn auch über alle Maßen prächtig aus. Mütterchen Ernestine zeigte sich als die perfekteste Köchin und Vater Voß ließ im Pokal den edelsten Rheinwein kreisen und war so unerschöpflich im Erzählen der köstlichsten und derbsten Schnurren, daß das kleine, schwach gebaute Rektorhaus von einem fortwährenden, wahrhaft homerischen Göttergelächter bis in seine Grundfesten erdröhnte. — Aber es sollte noch in ganz anderer Art erschüttert werden. Manche glattlederne Foliobände hatten sich nach und nach verschoben; mit einemmale brach ein solcher Bücherthron unter einem alten, schwerwiegenden Schultheiß zusammen und unter erneuertem und verdoppeltem Lachdonner lag der würdige gesetzgebende Körper stöhnend am Boden, mühsam sich wieder emporarbeitend.

Es blieb nicht bei diesem einzigen Falle und der Schultheiß hatte die Genugthuung, in der Folge noch mehrere wohlbeleibte, klütengenährte Hadler von ihrem klassischen Thron herabsinken zu sehen. —

Alle aber waren einstimmig der Ansicht, solch einen prächtigen Abend nie genossen zu haben, den könne nur ein Poet schaffen, und noch heutiges Tags lebt das Andenken an die große Fête bei Vossens.

So waren Beide förmlich die Lieblinge der Otterndorfer geworden, und Voß hatte schon manche einträglichere Stelle ausgeschlagen, weil ihm solche allgemeine Liebe gar zu wohl that. Als indeß das böse Fieber sowohl ihn wie seine Gattin gar nicht verlassen wollte, als Ernestine sichtlich hinsiechte und als nun endlich, durch Stollberg angeregt, der Ruf kam, Rektor im lieblichen Eutin zu werden und wieder mit den alten lieben Bundesgenossen vereint zu sein, da konnte er der schönen Lockung nicht widerstehen und nahm die Stelle an.

„Nicht mehr schauen wir lang euch“, singt er in einer Elegie, wenige Zeit vorher ehe er fortgeht:

„Nicht mehr schauen wir lang euch ihr Wohnungen ländlicher Freiheit
Durch die Gefilde verstreut, jede von Eschen begrünt;
Nicht der trotzigen Aehren Ertrag und des blühenden Rapses
Gelbe Flur mit grünschilfigen Gräben gestreift;
Segnend verlassen wir bald dies oceangrenzende Blachfeld,
Welches der Fleiß mühsam brausenden Wogen entrang.
Oft zwar fordert die Ebb' in des Herbstnachtsturmes Begleitung
Mit hochbrausender Fluth zornig ihr altes Gebiet,
Wild flieh'n Möven in's Land, mit Geschrei, das ermattete Pflugroß
Trägt zu des Walls Aufwurf Säcke mit dämmendem Schutt;
Und von donnernden Schleusen geschreckt drängt lange die Medem
Strudelnden Laufs in der Geest mütterlich Moor sich zurück,
Häusern auf ragender Wurte vorbei, wo der Bauer des Sietlands
Heimwärts rudert zum torfflammenden Heerde den Kahn.
Ach nun eilen wir bald in Eutins fruchtwallendes Seethal
Ueber Gefilde und Haid und den bewimpelten Strom.
Daß wir, der sumpfigen Marsch Ankömmlinge, jubelnd die Felder
Wiedersehn wie sie uns hüpfende Kinder erfreut,
Wo uns schattet der Wald, wo Quellgesprudel uns tränket
Und am Bache den Mai grüßet ein Nachtigallchor.“

Das ist ein so schönes anschauliches Bild des Landes Hadeln, wie man es nicht besser geben kann.

Oft genannt lebt noch ein anderer berühmter Mann im Gedächtniß der Hadler, nämlich der arabische Reisende, der alte Carsten Niebuhr, welcher hier im Dorfe Lüdingworth geboren wurde, später in dänischen Staatsdiensten seine Reisen durch Syrien, Arabien und Aegypten machte und zuletzt bei seinem Schwager, dem Landvogt Boje, in Meldorf lebte, aber häufig seine Heimath besuchte, die er unendlich lieb hatte.

Auch diesen haben einige alte, noch lebende Hadler persönlich gekannt und seinen interessanten Erzählungen zugehört; manche derselben werden oft wiederholt, namentlich die jenes wunderbaren Zusammentreffens mit einem hadler Mädchen im Innern der arabischen Wüste.

„Niebuhr war Zeltgast eines alten Scheiks und traf diesen

eines Tages bei einem heftigen Zornausbruch über eine Sklavin, die in einer Zeltecke mit irgend einer Arbeit beschäftigt war. Als der alte Wüstenfürst schimpfend das Zelt verlassen hat, hört unser Reisender auf einmal ein so unerwartetes Wort, daß er gar nicht weiß, wie ihm plötzlich geschieht. Du ole Bullerballer! ruft nämlich, da der Alte fort ist, die Sklavin. —

Man kann denken, welche wunderbare Wirkung es bei unserm Reisenden hervorrief, im Zelte eines arabischen Scheiks urplötzlich ein heimisches plattdeutsches Schimpfwort zu vernehmen.

„Min beste Deern, wo bist du her!“ ruft nun auch er der ebenfalls Hocherstaunten zu, und welche Antwort tönt ihm entgegen? — Ut Lüdingworth im Land Hadeln. —

Das arme Mädchen war wirklich aus seinem Heimathsdorfe. Auf einer Reise nach Surinam, wo es ein Bruder zu sich nehmen wollte, war es durch einen tuneser Seeräuber gefangen und nach Arabien verkauft worden. Der alte Niebuhr pflegte, so oft er die Geschichte erzählte, zu bemerken: nie in seinem ganzen Leben habe ein Wort so tief und überwältigend seine Seele ergriffen, wie dies einfache „Ole Bulleballer.“

## VI. Das Land Kedingen.

Südöstlich vom Lande Hadeln und durch den Ostefluß, an dessen Ufern sich ebenfalls eine fruchtbare Marsch tief in's Land hineinzieht, davon getrennt, liegt Kedingen.

Diese Marsch streckt sich längs der Elbe südwärts hin und endet bei Stade an der Schwinge, die gerade zwischen ihr und dem alten Lande die Grenze bezeichnet. — Tieferes Interesse gewährt diese Gegend nicht. Wer Hadeln kennt, der kennt auch Kedingen; denn beide Marschen gleichen einander, wenigstens in ihrem äußeren Charakter, so auffallend, daß ein scharfer Blick und ein längerer Aufenthalt nöthig ist, um den feinern Unterschied der Gegenden zu bemerken.

In Kedingen ist dieselbe niedersächsische Bevölkerung, derselbe Dialekt, dieselbe Bodenkultur und Bauart der Häuser. Man erblickt die bekannten gefugten Fächer, das weiß gemalte Ständerwerk, die hohen, steilen Giebel, die braunrothen Bretterscheunen und die breiten, burggrabenartigen Graften, welche das ganze Gehöfte umgeben. Auch die Höfe liegen ebenso zwischen ihren üppigen Raps- und Weizenfeldern umhergestreut wie in Hadeln. Im Allgemeinen ist indeß der Boden schon etwas schwerer, und es tritt deßhalb auch die Viehzucht ungleich merkbarer als in vorhin beschriebener Marsch hervor. Sodann wird in neuerer Zeit die Pferdezucht auffallend stark betrieben und eine feine, doch ziemlich schwere vortreffliche Race kultivirt.

An Bildung aber steht der kedinger Bauer dem hadler durchweg nach, so sehr er ihm sonst ähnlich ist. Er ist ungleich derber als jener und trägt nur zu häufig sowohl seinen Reichthum als seine bäurische Derbheit auf eine prahlerische Weise zur Schau.

Auf Schönheit und Eleganz seiner Wohngemächer, Möbel, Equipagen und Gärten hält er viel weniger als der Hadler, ist er aber an öffentlichen Orten, kommt er z. B. nach Otterndorf, Hamburg u. s. w., so fordert er wohl, wie es fast sprichwörtlich geworden, seine „drei Bouteillen Champagner und ein Messer“, nämlich um die Flaschenhälse abzuschlagen. Beim Karten- und Kegelspiel kann es ihm so leicht nicht zu hoch gehen; er wirft dann mit Pistolen und blanken Thalern um sich und kauft, wenn er nach Hamburg kommt, für seine Frau die kostbarsten Seidenstoffe. „Aber man jo von de allerbesten und allerschönsten“, ruft er dem lächelnden Ladenjüngling zu, „ick bin en kedinger Bur!“ —

Dieses „Dickthun“ ist aber auch fast die einzige Schattenseite der Kedinger. Sonst stehen sie in keiner Hinsicht andern Marschbauern nach, und selbst jenes rohe, prahlende Gespreize tritt in neuester Zeit schon mehr und mehr vor der eindringenden Civilisation in den Hintergrund. Schon jetzt gibt es unter ihnen höchst

intelligente Männer. Die nächste Generation wird sicherlich mit dem jetzigen Hadler auf gleicher Stufe stehen und damit der letzte Unterschied zwischen den beiden Marschen aufhören. — Und das ist eben so gewiß: hätten die Hadler nicht das Progymnasium zu Otterndorf, sie ständen in keinerlei Weise höher als ihre Nachbarn.

Bietet indeß das Land selbst weniger Anziehendes als Hadeln, so ist dagegen die Geschichte desselben ungleich interessanter und bedeutsamer. Auch dieses Volk hat oft gestritten und geblutet für seine Unabhängigkeit, aber es hat sich derselben nur selten zu erfreuen gehabt, und während andere Marschen noch lange als echte freie Republiken dastanden, mußte Kedingen schon fremde Oberherrn über sich dulden. Wie weit seine Unabhängigkeit hinabreicht, weiß man nicht einmal. Schon im eilften Jahrhundert treffen wir es als einen Theil der von Heinrich dem Vogler gestifteten Markgrafschaft Stade. Durch Erzbischof Hartwich I., welcher zugleich der letzte der Stader Markgrafen war, wurde es mit dem bremischen Erzstift vereint, und um sich Kedingens gehörig zu versichern, erbaute dieser 1154 die erste Burg im Lande, zu Freiburg nämlich. — Doch diese Zwingfeste sollte kein langes Dasein haben. Heinrich der Löwe, Braunschweigs ruhmvoller Herzog, der gegen Hartwich einen alten Hader hegte, zog 1167 mit einem ansehnlichen Heere heran, eroberte nach kurzem Kampfe die Stadt Stade und ließ auch sofort die Burg zerstören, so daß die Kedinger wieder frei und unabhängig wurden. Erzbischof Hartwich starb aber schon im nächsten Jahre und sein Nachfolger Baldnin war schwach, friedfertig und sogar mit Heinrich dem Löwen befreundet. Kedingen blieb unangetastet; aber als mit seinem Tode Siegfried, ein eifriger Ghibelline, den erzbischöflichen Stuhl bestieg, fing der alte Hader von Neuem an. Während Heinrichs Verbannung nach England wurde Stade abermals erobert und Siegfried ließ sich feierlich von Kaiser Friedrich I. mit der Grafschaft belehnen. Kaum aber war er 1184 gestorben, als sein Nachfolger Hartwich II. dem zurückgekehrten Heinrich aus freien

Stücken alles wieder abtrat. Bis so weit blieb das Land Kedingen frei und neutral.

Verträge brachten 1216 und 1236 endlich die Markgrafschaft Stade für immer an das bremer Erzstift und von da an strebten dessen Erzbischöfe auf's eifrigste darnach, die üppige kedinger Marsch unter ihren Krummstab zu bringen.

Der kriegerische, habgierige Gerhard II. hatte zu viel mit der Unterjochung der armen Stedinger zu thun, um Kedingen nachdrücklich bekämpfen zu können. Hildebold, der jenem folgte, zog mit einem Heere dahin; aber die Kedinger stellten sich so kriegerisch und entschlossen an ihrer Grenze auf, daß er es für gerathen hielt, nach kurzem Kampfe von fernerem Angriffe abzustehen; erst seinem Nachfolger Gieselbert gelang es, von jenem Lande Besitz zu nehmen, freilich auf eine schmachvolle, hinterlistige Weise. Er stellte sich nämlich, als ob er äußerst freundschaftlich gegen die Kedinger gesinnt sei und an nichts weniger als an ihre Unterjochung dächte. So schrieb er ein glänzendes Turnier zu Stade aus, um unter diesem Vorwande ihm ergebene Bewaffnete, Ritter und Reisige, raublustig wie er selber, in großen Schaaren dort versammeln zu können. Zugleich aber wurden auch alle ersten Bauern Kedingens freundlich von ihm eingeladen, den Festen und ritterlichen Kampfspielen zuzuschauen. Ohne Wehr, arglos und vertrauend, kamen sie in großer Menge herbei, und das glänzende Turnier nahm seinen Anfang. Als die Kampfspiele im vollen Gange sind, ertönt plötzlich ein verabredetes Signal — und im Nu fallen von allen Seiten die eisengepanzerten Männer über die wehrlosen Bauern her. Das mag ein entsetzlicher Augenblick gewesen sein. — Aber es währt nicht lange, so ist er vorüber: eine Menge wackerer Bauern liegt schmachvoll abgeschlachtet in ihrem Blute und Alles ist still. — Dann fielen die bewaffneten Massen in die Marsch selbst ein, die nun ihrer besten Männer beraubt war, und so gelang es natürlich, mit der leichtesten Mühe Alles zu erobern. Mit den Höfen der gemordeten Bauern beschenkte

Gieselbert seine edlen Helfershelfer. — Das war das blutige Turnier zu Stade im Jahre 1300, das allerschmachvollste Blatt in der ganzen Geschichte des bremer Erzstifts.

So kam eine Menge Adel in's Land, den wir heutzutage in keiner Marsch in so reicher Zahl ansässig finden, als im Lande Kedingen.

Die Wahrheit dieser entsetzlichen Katastrophe ist freilich von einigen Historikern bezweifelt, von anderen dagegen auf's festeste behauptet worden. Namentlich sucht der Historiker von Wersabe die Ehre des Erzbischofs zu retten, obgleich es ihm keineswegs ganz gelingen will. —

Noch einigemale versuchten es die Kedinger, das verhaßte erzbischöfliche Joch abzuwerfen; so zerstörten sie z. B. die Zwingburg „Kiek in de Elv“; aber ihre innere Kraft war gebrochen und sie wurden von den Erzbischöfen jedesmal besiegt; doch konnten letztere erst im fünfzehnten Jahrhundert sich des ruhigen Besitzes dieser Marsch erfreuen, der von da an weder von Innen noch von Außen bekämpft wurde.

In der alten Landesverfassung war die Gewalt der Erzbischöfe indeß stets mit der des Volkes gepaart. Drei Gräven (comites) ernannte als erste richtende und verwaltende Behörde der Erzbischof, und diesen waren zwölf vom Volke gewählte „Hovetlüde“ (capitanei) zur Seite gestellt. Auch ernannten die Erzbischöfe eigene Schultheißen zu Richtern und siebenundzwanzig kedinger Familien werden ausdrücklich als erzbischöfliche Vasallen angeführt.

Alles das ist im Laufe der Zeiten bis auf äußerst wenige Spuren verschwunden, und Kedingen ist als Provinz nicht viel freier und selbstständiger, als jedes andere Amt des Königreichs.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gab es in Kedingen über hundert adelige Höfe. Doch sind nach und nach so viele derselben wieder in die Hände der Bauern gerathen, aus denen sie wohl so bald kein Gott erlösen wird, daß jetzt der Landtag nur noch von einigen und zwanzig adeligen Höfen beschickt wird.

Die meisten jener adeligen kedinger Güter besitzen die Familien v. d. Decken, v. Plate, v. Klenk, v. d. Reck, v. Issendorf, v. Borstel 2c.

Trotz all dem Adel sind indeß die freien Gemeinden geblieben, und da er hier im Lande durchaus keine echte Feudalwirthschaft begründen konnte, weder eigene Gerichtsbarkeit, noch Befreiung von Deichlasten u. s. w. hatte, so ist er auch keineswegs für die Uebrigen drückend geworden. Wurden doch sogar nach Einverleibung Kedingens mit dem Erzstifte mehrere alten Bauerngeschlechter mit zur Ritterschaft gezogen.

Das Land zerfällt in den Freiburger und Bützflether Theil. Wo beide zusammengrenzen, im Kirchspiel Hammelwörden, liegt ein freier Platz, der „Schinkel“ genannt. Auf ihm wählte bis zu den letzten Jahren das Land seine Hauptleute. Das alte, längst erloschene Landgericht wurde im Thurm der Hammelwörder Kirche gehalten. Im Bützflether Theil wird die Civil- und Criminalgerichtspflege durch den Gräven, welchen die Regierung ernennt, und die Hauptleute der Kirchspiele verwaltet. Den Sekretär schlägt das Land vor. Jedes Kirchspiel ernennt drei Hauptleute, meistens einen Adeligen darunter. Civilgerichte wurden in bestimmten Kirchdörfern, Criminalgerichte aber stets in dem Kirchspiele gehalten, aus dem der Verbrecher war, und die summarische Untersuchung hatte der Gräve nebst einem Hauptmann. Nach den Gerichtssitzungen wurde eine gemeinschaftliche Mahlzeit eingenommen, deren Kosten durch die Sporteln gedeckt wurden. Da man aber gern recht gut essen wollte, so wurden die Gerichtstage meistens nicht eher anberaumt, bis so viel Parteien zusammen waren, daß ein gutes Mahl dabei herauskam.

Im Freiburger Theile bekleidet die Grävenwürde wechselweise bald ein Adeliger, bald ein Hausmann. Die Regierung aber bestätigt sie.

Manches ist im Laufe der Zeit von dieser echt germanischen Verfassung verändert worden. So zieht man nicht mehr im Lande

umher, sondern hat jetzt ein eigenes Gerichtshaus in Freiburg, und damit hörten auch die gemüthlichen Sportelmahlzeiten auf.

---

Alterthümer besitzt diese Marsch fast gar keine. Nicht eine einzige Kirche ist in baulicher oder historischer Hinsicht von allgemeinem Interesse. — Eine höchst eigenthümliche Naturmerkwürdigkeit dieser Gegend darf jedoch nicht unerwähnt bleiben: das Treibholz. In einem nur kleinen Uferbezirke, ungefähr 40 Ruthen lang, spült nämlich die Elbe seit undenklichen Jahren bei gewissen Wind- und Fluthverhältnissen eine Menge Holz an den Strand. Die Stücke sind meistens von Tannen, einzeln auch von Eichen und Erlen stammend, Aeste und Stämme von 8—12 Fuß Länge, doch selten sehr dick. Niemals sieht man das Holz den Fluß aufwärts oder abwärts herschwimmen, und so muß der Strom es also sicherlich aus der Tiefe seines Bettes herauswühlen und an's Ufer werfen. Die Eigenthümer der Uferstrecke sind auch allein zum Sammeln desselben berechtigt, und in der Nähe derselben, zu Growerort, wirft der Fluß sogar häufig Bernstein aus. Lange Jahre hindurch blieb diese Holzanschwemmung sich fort und fort gleich, und erst in der letzten Zeit ist eine Abnahme derselben bemerkbar geworden.

So viel ich weiß, sind über diesen interessanten Gegenstand bis jetzt keine gründliche Untersuchungen und genaue Beobachtungen angestellt worden, und es wäre doch sehr zu wünschen, daß es geschähe, ehe vielleicht die schon im Verschwinden begriffene Erscheinung einmal gänzlich aufhört.

Es ist zu vermuthen, daß diese Holzmassen jenen analog sind, die sich im Stedinger- und im alten Lande in einer ansehnlichen Tiefe des Bodens finden.

Diese beiden Marschen sind hinsichtlich ihrer Höhe und Lage am linken Flußufer gleich und in beiden kommt eine Menge Gestrüpp, Ast- und Stammholz vor, welches sicherlich durch hoch angeschwollenes Oberwasser einmal von höheren Waldregionen in

diese Niederungen gespült und nach und nach mit Thonboden und Sand hoch bedeckt wurde. Die Weser wirft indeß nirgends solches Treibholz an den Strand.

Der das Holz in Kedingen begleitende Bernstein macht die Sache erst doppelt interessant und doppelt schwierig zu erklären. Gehörte dieser wirklich dem Treibholze an, so wäre dasselbe also noch aus der Braunkohlenperiode und wir hätten es demnach vielleicht mit wirklichen Stämmen der längst aus der jetzigen Pflanzenwelt verschwundenen Pinites succinifera zu thun. Aber wie gesagt, das Räthsel wartet noch seiner Lösung.

## VII. Das alte Land.

Stade, die kleine hannöverische Festung an der Schwinge, ist ein langweiliges, nüchternes Nest. Seine Häuser sind nicht neu genug, um elegant, und nicht alt genug, um ehrwürdig zu sein; sie sind nicht groß genug, um zu imponiren, und nicht klein genug, um anzuheimeln; sie sind nicht ländlich und nicht städtisch: sie sind bloß langweilig. Dazu nehme man zwei schiefe, spätgothische Kirchen voll wüsten Zopfgerumpels, ein perückenstyliges Rathhaus, ein altes schwedisches Zeughaus, ein paar Kasernen und andere öffentliche Gebäude und endlich noch ein recht einladend blickendes Zuchthaus. Das ist Stade.

Auch in historischer Beziehung hat es nie große Bedeutung gehabt; aber es ist einmal die schönste Frau des Jahrhunderts daraus hervorgegangen, eine Frau,

„Vor welcher selbst die Sonn' sich schamroth tief verkreuchet,
Dieweil ihr Sonnenschein nicht halb dem Deinen gleichet,
Ja, es war Nacht umher, eh' Dich die Welt gekannt;
Aurora wurdest Du darumb mit Fug genannt,“ —

wie ein alter sächsischer Hofpoet jene Aurora von Königsmark besingt, die hier geboren wurde.

Die Stadt hat übrigens eine vortreffliche Lage. An der durch den üppigsten Wiesengrund sich windenden kleinen Schwinge gelagert,

hat sie den „schwaren Berg“, einen Haidehügel mit dunklen Tannen im Rücken; vor ihr, in kurzer Entfernung, fluthet breit und majestätisch die Elbe und rechts und links dehnen sich zwei prächtige Marschen; hier das Land Kedingen, dort das alte Land.

Nur die schmale Schwinge trennt beide Landstriche von einander und doch ist ihre Verschiedenheit so groß, daß in mancher Hinsicht kaum schroffere Gegensätze als hier denkbar sind.

Ist man von Stade aus ein Stündchen stromaufwärts gewandert, so ändert sich mit einemmale die ganze Natur des Landes. Es erinnert fast nichts mehr an andere Marschen und es wird dem Wanderer zu Muthe, als ob er sich plötzlich 100 Meilen weit versetzt sähe. Alles ist wie umgewandelt: die Gegend, die Benutzung des Bodens, die Bauart der Häuser, die Sitten, die Trachten, der Gruß, ja sogar die Gesichter. Wir sind in der eigenthümlichsten aller Marschen: im alten Lande.

Hat Kedingen und Hadeln auch durchaus nicht jene imposante Großartigkeit der baumlosen osterstader Marschebene, so gewährt es doch noch manchen freien Blick in's Land. Hier aber ist landeinwärts auch die allergeringste Aussicht verschwunden, denn eine wahre Waldung von Obstbäumen bedeckt die ganze Gegend und diese Marsch ist sicherlich die nördlichste Gegend Europa's, die eine Obstkultur von Bedeutung aufzuweisen hat.

Außer den eigentlichen Gärten hinter den Häusern sind noch häufig die Wege, die Ackerränder, die Höfe, ja selbst die Deiche der kleinen Binnenflüsse Lühe und Este dicht mit Bäumen besetzt. Am meisten wird auf Aepfel, Kirschen und Zwetschen gehalten, doch sieht man auch manchen alten knorrigen und mächtigen Wallnußbaum.

Zur Zeit der Blüthe, wenn das ganze Land wie in einen weißen und rosigen Schleier gehüllt erscheint und ein tausendfältiges wohliges Leben darin summt und schwärmt und jubelt, bietet es einen Anblick dar, dessen eigenthümliche Zauberpracht mit Nichts vergleichbar ist.

Doch auch die Zeit der Reife, wenn die Kirschbäume glühen und funkeln von all' den scharlachnen Früchten, oder wenn die Tausende rothbackiger Aepfel überall aus dem Grün hervorlachen, während unter ihnen schöne gelbe Kornfelder wallen, oder bunte Viehschaaren im hohen Klee ruhen, berührt mit ihrer Fülle und Ueppigkeit unendlich wohlthuend.

Der humusreiche, gar nicht bindige Boden und das mildeste aller norddeutschen Marschklimate, welches durch die gegen die Seewinde gesicherte Lage hervorgerufen wird, befördern den Obstbau ungemein, der denn auch, nebst der damit zusammenhängenden Schifffahrt, die Hauptnahrungsquelle des Landes bildet und weit und breit berühmt ist.

Altländer Obst sieht man nicht nur in Hamburg und Bremen, man begegnet ihm in Amsterdam wie in Kopenhagen, in London wie in Danzig, ja blonde Schweden in Stockholm und bärtige Russen in Petersburg schmausen altländer Aepfel, und mit jedem Jahre vermehrt und erweitert sich der betreffende Handel.

Es ist nichts Seltenes, daß Bauern in einem Jahre für 7 bis 800 Thaler Obst verkaufen. Mir erzählte ein Landmann, er allein habe oft in einem Jahre für 500 Thaler an Kirschen versandt. Getreidebau und Viehzucht ist von geringerer Bedeutung. Es gedeiht zwar Korn und Raps auf's Trefflichste, doch haben die Sämereien sehr von Vögeln zu leiden, die der reiche Baumwuchs anlockt, und die Viehrace des Landes ist eben nicht sehr schwer, vielmehr fein und gleicht sehr der jütischen. Jeder, der nicht Bauer ist, ist entweder Schiffer oder Obstpflücker.

Zwischen jenen Obstwaldungen stehen reihenweis an den Wegen die freundlichen, farbenbunten Bauernhäuser. Dicht zusammengebaute Dörfer, wie in den Wesermarschen, hat das alte Land nicht; man kann, in der Nähe der Häuser bleibend, oft stundenweit wandern, ohne zu merken, wo das eine Dorf endet und das andere beginnt. —

Es ist noch gar nicht entschieden, woher die Gegend ihren

Namen hat, ob wirklich vom Adjectivum „alt“ oder vom friesischen und dänischen Wort „Oe“ d. h. Insel. Also Oeland wäre Inselland, Eiland, was allerdings früher auch der Fall gewesen sein muß. Und nun übersetzten es vielleicht einst Mönche oder alte Schriftsteller nach dem Wortklange „Ol-land“ in „terra vetus“ „Altes Land“. Uebrigens ist das Nebensache.

Im zwölften Jahrhundert rief der Erzbischof von Bremen aus den Niederlanden des Wasserbaues kundige Colonisten in's Land, um dieses einzudeichen und zu bebauen. Er verlieh den Ansiedlern viele Rechte und Freiheiten, eigene Gerichtsbarkeit und manche andere Vorzüge, die sie auch fast alle bis auf die letzte Zeit mit großer Hartnäckigkeit behauptet haben. Sitte und Herkommen haben in ihrer eigenthümlichen Verfassung das Meiste gethan, denn die Sitten der Väter sind dem Altländer heilig und unantastbar und Gesetze können nicht dagegen aufkommen. Noch bis zum Jahr 1832 war Alles nach altgermanischer Weise eingerichtet. Es gab Gräfen, Hauptleute, Vögte, Schöffen, Findungsmänner; es gab ein Gräfding, ein Botding, Jartentage und wie all die uralten Benennungen waren. Chr. von Zesterfleth gibt über Alles in seiner „Beschreibung des alten Landes“, Hamburg 1847, die genaueste und sicherste Nachricht und es würde zu weit führen, hier näher darauf einzugehen.

Die hannöverische Regierung setzte endlich vor 30 Jahren eine theilweise Aenderung der alten Verfassung durch, doch nicht ohne auf harten Widerstand zu stoßen und allgemeine Erbitterung bei den Bewohnern hervorzurufen. Die erste Landesbehörde aber heißt noch das Gräfengericht, zu welchem der eine Gräfe von der Regierung ernannt, der andere vom Lande gewählt wird. —

Das fremde, von allen Nachbarn verschiedene Element im Altländervolk tritt am ersten dem Wanderer an den Wohnungen entgegen. Bei allen Bauernhäusern der Elb- und Wesermarsch ist, wie in ganz Niedersachsen, das große, doppelflüglige Hausthor zum Einführen des Kornes der Straße zugewendet und man nennt

diesen Theil des Hauses mit seiner Dreschdiele und den Viehställen den vordern.

Beim Altländer ist es gerade umgekehrt. Hier liegt der Haustheil, der die Wohnzimmer enthält, an der Straße und heißt vorn, während Dreschtenne und Ställe von ihr abgekehrt sind. Ein Weg zur Seite des Hauses, der meistens durch ein eigenthümliches bedecktes Thor führt, setzt den Wirthschaftstheil des Gebäudes mit der Straße in Verbindung.

Massive Mauern hat man fast gar nicht. Alles ist Fachwerk, aber auch das zierlichste, das man sehen kann. Die Seite, wie die Façade mit der großen Hausthür wird zwar ziemlich einfach und schlicht gehalten, nach der Straße zu aber entfaltet sich eine Architektur, die so bunt, so formenreich und so eigenthümlich ist, daß sie eine nähere Schilderung verdient.

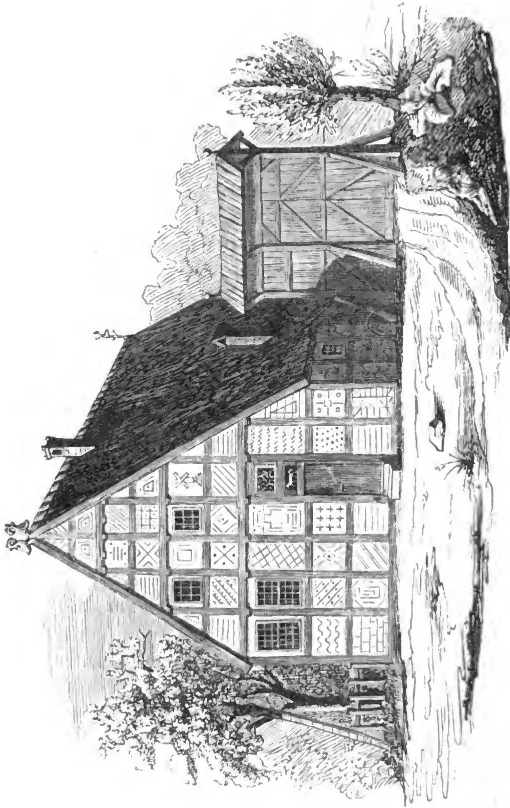
Zuerst fällt das in den Fächern enthaltene Gemäuer in die Augen. Etwas Sorgfältigeres und Zierlicheres läßt sich kaum denken. Jedes Fach nämlich ist so künstlich gemauert, daß es wie buntes Mosaikwerk aussieht; keins ist wie das andere, sondern die mannigfaltigste Verschiedenheit herrscht dabei. In diesem Fach sind z. B. ineinander geschachtelte Quadrate, in jenem Rauten, im dritten Zickzackfiguren, im vierten Kreuze, im fünften Dreiecke, im sechsten Sterne, häufig kommt auch das gemauerte Bild einer Windmühle vor und so geht es, nie sich wiederholend, im buntesten Spiel bis in die höchste Giebelspitze. Das Ständerwerk, das diese Fächer einrahmt, ist stets mit hell leuchtenden Farben bemalt, meistens hellgrün und weiß, mitunter auch geschnitzt und dann Blätterwerk, Thiergestalten und groteske Larven zeigend, dies jedoch nur bei sehr alten Häusern. In solchen sieht man auch noch Bleifenster, deren Scheiben allerlei Muster bilden, was sehr mit dem Ganzen im Einklang steht. Doch meistens haben sie großscheibigen, modernen Fenstern weichen müssen.

Der hervorleuchtendste Theil des Untergeschosses aber ist die stattliche hellgrüne Thür mit dem großen bunten Prachtfenster darüber.

Dies letztere so herrlich wie möglich zu besitzen, scheut der Altländer keine Kosten und ein Haus sucht das andere förmlich darin zu überbieten. Das ganze Fenster besteht nämlich aus einem künstlich geschnitzten und reich verschlungenen Arabesken- und Blätterwerk, dessen Ranken mit den lebhaftesten Farben, wie Grün, Scharlach, Blau, Weiß und Purpur bemalt und auf's Reichste vergoldet sind. In der Mitte, meistens in dunkelblauem Felde, steht der goldene Namenszug des Hausbesitzers und darunter häufig ein goldenes Pferd.

Diese Thür und der Raum, zu dem sie führt, ist sicherlich die größte Eigenthümlichkeit des Altländerhauses und mag vielleicht als einziges Beispiel seiner Art dastehen. Niemand kann durch sie hineingehen, denn sie ist ohne Drücker und Klinke und von außen nicht zu öffnen; es geht auch Niemand heraus, denn man kann sie von außen nicht wieder schließen. Eine Staatsthür, wie sie in einigen Gegenden Hollands vorkommt, die nur bei feierlichen Gelegenheiten gebraucht wird, ist sie auch nicht, denn sie führt zu nichts Anderem als zu einer Vorrathskammer, welche die werthvollste bewegliche Habe des Hauses: die Kleiderschränke, Bettkisten und Leinenkoffer enthält. — Dies Prachtstück ist lediglich eine Noththür und nur dazu bestimmt, eine schnelle Rettung jener Hausschätze bei Feuersgefahr zu ermöglichen. Daher ist sie auch nur von innen mit zwei starken Riegeln verschlossen. In der Vorrathskammer selbst schläft Niemand, aber die Alkoven, welche stets in sie hineingebaut sind, haben bewegliche, die Ueberwachung der Kammer vermittelnde Schieber. Das nöthige Licht fällt durch ein paar kleine, stark vergitterte Fenster, oder auch nur durch das oben beschriebene der Thür.

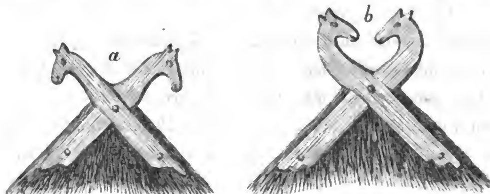
Ueber jenem Prachtfenster liegt, etwas hervorspringend und von Consolen getragen, der große Balken, welcher das Untergeschoß vom Giebel scheidet. Als ein Hauptglied ist auch er durch besonderen Farbenschmuck hervorgehoben und führt die Jahreszahl der Erbauung, den Namen des Bauherrn und des Hauses alten Wahl-


Altländer Bauernhaus.

spruch. Oft ist dieser höchst originell, kernhaft und voll frommer Einfalt und die ältesten derselben sind natürlich plattdeutsch. So las ich an einem Hause: „Dat ewige Got maket rechten Mot“,

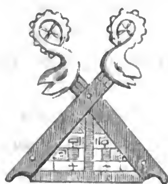
an einem andern: „De Holpe Gades (Gottes) maket ryk on Moe“ (ohne Müh); an einem dritten stand: „Wat frag' ik nach de Lü, Gott helpet mi“.

Darüber erhebt sich sodann, spitz und schmal in die Höhe gezogen und wieder einigemale etwas vorspringend, das Giebeldreieck und endlich ganz oben an der Stirne des Firstes schaut man das höchst eigenthümliche und interessante Schwanenzeichen. Dieses ist ganz so angebracht wie das uralte Zeichen des Sachsenstammes: die beiden Pferdeköpfe, die wir nach innen schauend, wie auf beistehender Abbildung Fig. b. in den Lüneburger Haidedörfern, in Bardowik, in der Gegend von Uelzen und noch weiter an der Elbe hinauf antreffen; nach außen gekehrt, Fig. a., dagegen bei Bremen,



Niedersächsischer Giebelschmuck.

Nienburg und stromaufwärts bis in Westphalen finden. Im Altlande nun stellen diese Windfahnen statt dessen zwei Schwäne vor, von denen jeder sich in die Brust beißt. Da sie nur aus dünnen Brettern gesägt sind, so ist der größern Haltbarkeit wegen das Innere des Ringes, den jeder Hals bildet, mit einer Füllung versehen, die entweder aus einem Kreuze oder einer gekrümmten Tulpe besteht. Dadurch aber, so wie auch durch zahlreiche stereotype Zacken und Schnörkel, bekommt das Ganze ein so sonderbares und phantastisches Ansehen, daß man mit Mühe das ursprüngliche Schwanenbild herausfindet, und nur an sehr wenigen Häusern ist es noch einfach


Altländer Giebelschmuck.

und deutlich. Dieses Schwanenzeichen ist in ethnographischer Hinsicht sehr bedeutsam. In keiner Marsch noch Geest, weit und breit umher, finden wir es. Erst in einer Gegend Nordflanderns tritt es wieder auf, ist aber hier schon dem Verlöschen nahe.

Aus dem Dache endlich, das stets von Stroh ist, ragt etwas seitwärts vom Giebel ein schlanker, zierlicher Schornstein mit Seitenöffnungen empor, zu welchem sich weiter unten oft noch ein zweiter gesellt.

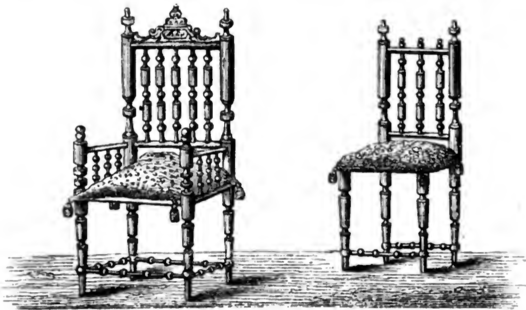
Auch im Inneren der Häuser tritt uns überall eine echt niederländische Farbenliebhaberei entgegen. Wie in den anderen Marschen ist auch hier fast immer bei größeren Häusern die Dreschdiele von dem Raume, an welchen die Zimmer stoßen, durch eine Wand (Windfang) getrennt. Hier, wie in den durchweg niedrigen Stübchen, leuchtet alles im buntesten Farbenschmucke, sei es nun Decke, Wand, Fensterrahmen oder Thüre. Die Wände sind auch zuweilen nach holländischer Weise mit den bekannten weißen und bunten Fayencefließen belegt und an der Thüreinfassung sieht man sogar oft altes, schönes Schnitzwerk in reichster Fülle. Maler von Profession gibt es dennoch nur wenige im Lande. Der altländer Bauer streicht und pinselt selbst Jahr aus Jahr ein an seinen Häusern, daher denn auch selbst die allerältesten ein immer neues, glänzendes Aussehen haben. —

Der Fremde, der ein Haus betritt, muß sich nicht daran stoßen, wenn er trotz des „Willkamen", das ihm stets als Gruß entgegen tönt, nicht immer gleich die freundlichsten Gesichter und die zuvorkommendste Aufnahme findet.

Ein tiefgewurzeltes Mißtrauen gegen jeden Fremden und deshalb häufig eine Art von Kälte und Schroffheit ist ein Hauptcharakterzug des Altländers. Aber ein zweiter und eben so starker ist seine Eitelkeit und vor Allem sein Heimathsstolz. Schmeichelt man ihm in diesem Punkte, so hat man gewonnenes Spiel. So wie man z. B. nur ein reges Interesse für die Gegend, für Sitten und Einrichtungen zeigt, so erheitert sich jedes Gesicht mit einem

Lächeln des innigsten Wohlgefühls und Jeder beeifert sich nun um die Wette, dem Gaste freundlich zuvorzukommen und ihm alles zu zeigen und zu erklären, oft weitläufiger als nöthig wäre.

Der Alte in seiner Jacke und Manchesterhose geht mit uns in die Obstgärten, Schennen, Viehställe und läßt namentlich seinen reich geschnitzten, bunt bemalten Schlitten bewundern. Die Hausmutter führt uns in alle Zimmer, zeigt hier die scharlachrothen, zierlich gedrechselten Stühle mit goldverzierter Rückenlehne und



Stühle im alten Lande.

belegt mit Kissen aus bunten Teppichstoffen, dort die lange Reihe mächtiger Leinenkoffer, welche ebenfalls bemalt und reich mit Messing beschlagen sind, auf Rädern ruhend, den Schatz des Hauses enthalten; sodann die gewaltigen Kachelöfen, die uns in jedem Zimmer traulich und ehrwürdig anblicken; vornehmlich aber zeigt sie die Heiligthümer der Familie, die uralten, braunen Kleiderschränke, über und über geschnitzt und blank gebohnt. Den hat sie selber in's Haus gebracht, den die Schwiegermutter, jenen eine Urgroßmutter, und der ganz pechschwarz gewordene dort ist so uralt, daß die gute Frau meint, er stamme wohl noch aus „heidnischen Zeiten“. Das soll natürlich „katholischen“ heißen.

Ich habe nun allerdings Schränke gesehen, deren Ornamente

das Gepräge der frühesten Renaissancezeit trugen, ja selbst etwas Spätgothisches an sich hatten und unbedingt in die erste Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts zu setzen waren. —

Die Farbenlust des alten Landes dringt sogar bis in die Kirchen. So papageienbunt wie hier oft das Innere derselben ist, sieht man es anderwärts nirgend; doch sind sie niemals sehr alt und haben wenig Merkwürdiges aufzuweisen. Ihre Gebäude stammen durchweg aus dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert und sind von Backsteinen. Alte, cyklopisch gemauerte Granitkirchen, wie wir sie im Lande Wursten finden, giebt es hier nicht.

Ebenso haben auch die Kirchhöfe lange nicht das Interessante wie in anderen Marschen. Fast alle Grabsteine sind liegende Platten, die in der Mitte den Gekreuzigten zeigen, zu dessen beiden Seiten die Hinterbliebenen des im Grabe Ruhenden knieen. Mönchsschrift findet sich nirgend. Jene bildliche Darstellung aber ist fast in allen Marschen beliebt, doch nur an aufgerichteten Steinen, deren andere Seite dann Familienwappen trägt. An diesen jedoch fehlt es im alten Lande, außer bei den wenigen adeligen Geschlechtern, gänzlich.

Auch die Verschiedenheit des Gesichtstypus der Altländer von dem anderer Marschbewohner tritt uns auf den ersten Blick entgegen. Fast nie finden sich hier die derben, fleischigen Gestalten, die rundligen, vollen, gerötheten Gesichter und mächtigen Glieder der Wurster, Vieländer und Würhder. Im Gegentheil sind hier die Männer sehr selten groß und stark und haben durchweg schmale Gesichter, scharf ausgeprägte Züge, eine gerade oder etwas gebogene Nase und starke Brauen, unter welchen oft die schlauesten Augen hervorblicken.

Die Frauen und Mädchen aber sind unbedingt die schönsten aller Marschen. Nirgend habe ich solch ein Ebenmaaß des Ganzen, nirgend so zierliche Hände und Füße, nirgend eine so wunderschöne, zartweiße und frischrosige Hautfarbe gesehen. Man erblickt Gesichter vom feinsten Schnitt und Augen so zauberhaft tiefblau, als ob ein Paar Tropfen Himmel in solch ein Antlitz

gefallen wären. Dabei haben alle den eigenthümlich weichen niederländischen Zug, wie er sich bei den weiblichen Köpfen auf Bildern von Gerhard Dow, Mieris und Metzu findet, und Kindergesichter sieht man von wahrer Engelschönheit.

In älteren Jahren entsteht oft eine leise Neigung zur Korpulenz, und so zierlich und leichtfüßig die Mädchen sind, so behäbig und stattlich sind meist die Matronen, mit einem leisen Unterkinn und einem wohlthuenden, milden Ausdruck im vollgerundeten Gesichte. Bei durchweg sehr frühem Heirathen erhalten sie sich fabelhaft jung. Die ich für Mädchen hielt, waren längst verheirathet und hatten sechsjährige Kinder. Eine Mutter mit einem kleinen Knaben auf dem Arme war zugleich die Großmutter dreier Enkel, und eine recht rüstige, stattliche Wirthin hatte gar elf Enkel aufzuweisen. Welcher Unterschied von anderen Gegenden, namentlich Gebirgsländern, wo die Weiber oft schon mit dem vierzigsten Jahre das runzlichste, abschreckendste Greisenantlitz zeigen.

Wenn der Altländer auch das bekannte Phlegma mit allen Marschbewohnern gemein hat, so ist er doch gewiß der lebendigste und rührigste darunter; er singt und tanzt mit wahrer Lust. Abgesehen von der herkömmlichen Ueppigkeit bei Hochzeiten, zumal in Hinsicht der Frauentracht und Aussteuer, ist er durchgehends in seiner ganzen Lebensweise höchst einfach. Modernen Luxus duldet er in seinem Hause nicht, was bei der Nähe Hamburgs und bei dem häufigen Verkehr mit dieser Großstadt um so mehr zu bewundern ist. Sitte und Herkommen sind ihm heiliger als alle Gesetze, und er haftet an ihnen mit der zähesten Hartnäckigkeit. Nie zieht er in andere Marschen, nie heirathet er eine Fremde; die Heimath geht ihm über Alles. Trotzdem ist er auswärts niemals großthuerisch, und manchem altländer Bauer, der in Stade oder Hamburg im abgeschabten altmodischen Rocke oder gar in Jacke und Manchesterhose durch die Straßen schreitet, sieht man seine 30,000 Thaler nicht an. Dagegen treten die Kedinger und Hadler ganz anders auf.

Die Hauptschattenseite seines Charakters ist leider ein starker Egoismus, der sich mitunter in wahrhaft entsetzlicher Härte kund giebt. Im Handel ist er schlau, gewandt und vorsichtig und gegen Fremde, wie gesagt, mißtrauisch und verschlossen. Die Frauen sind jedoch ungleich milder, gütiger und liebenswürdiger als die männliche Bevölkerung.

Bei der starken Liebe zum Althergebrachten ist es sehr auffallend, daß hier fast gar keine alten Taufnamen vorkommen, die in anderen friesischen Marschen doch so zahlreich vertreten sind. Es giebt hier keine Edlef, Detlef, Redlef, Nicklef wie in Nordfriesland, keine Ede, Eide, Siebe, Siade, Tante u. s. w. wie im Lande Wursten, keine Allmer, Eimer, Allrich, Wiriech wie in Osterstade; keine Ummo, Lubbe, Hedde, Fedde, Haje wie im Butjahdingerlande. Und seine alten Taufnamen sind doch stets das Letzte, was ein Volk aufgiebt. Mögen sonstige Sitten und Trachten längst der Mode und Civilisation unterlegen sein, der alten Namen schämt man sich nicht so bald, und wenn von den ersteren die letzte Spur verschwunden ist, nennt der Vater noch immer gern seinen Sohn wie der alte Großvater hieß. Wie viel mehr sollte nun nicht dieses so sehr am Alten hängende Volk die Namen der Vorfahren in Ehren halten!

Dieser Umstand ist in der That höchst bedeutsam. Es wird längst als eine ausgemachte und unbestreitbare Thatsache angesehen, daß die Bewohner eingewanderte Holländer, also vom Friesenstamme seien. Wären sie das aber wirklich, so würden sie, wie mit Bestimmtheit anzunehmen ist, gleich den übrigen Marschfriesen auch noch ihre alten friesischen Namen führen.

Ich möchte daher die Vermuthung aussprechen, daß sie weder dem Friesenvolke noch dem Sachsenstamme angehören, sondern höchst wahrscheinlich „Flamänder" sind. Zu dieser Meinung dürften manche nicht zu verachtende Umstände wohl berechtigen, vor Allen aber das alte Schwanenzeichen der Häuser, welches weit und breit umher nicht vorkommt und, wie schon gesagt, erst in Flandern sich

wiederfindet. — Möchte ein tüchtiger Ethnograph, z. B. ein Berghaus, dieser interessanten Frage einmal seine Aufmerksamkeit widmen! —

Im alten Lande besteht noch die in anderen Marschen längst verschwundene Sitte, daß der Bräutigam statt des Verlobungsringes seiner Braut die „Echte“ giebt, nämlich einige alte Münzen, zum Zeichen, daß nun der Bund geschlossen und echt sei. Meistens sind dies alte Thaler, Wildmannsgulden und andere große Stücke, häufig aus dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert stammend. Manchmal aber sind es auch eigens dazu geprägte große alte Medaillen, die allerlei Symbole der Liebe und Ehe aufweisen: ineinandergelegte Hände, zusammengekettete, flammende Herzen und schnäbelnde Taubenpaare. Ich sah unter anderen eine, auf welcher Jakob die bunten Heerden Labans zur Mitgabe empfängt, und auf einer anderen stand ein Pelikan, die Jungen mit seinem Herzblut nährend — das alte schöne Symbol opfermuthiger Mutterliebe. Solche Schaustücke sind wahre Familienheiligthümer und erben von Geschlecht auf Geschlecht. Dieselbe Münze, die vor vielen Jahren der Urgroßvater in seliger Stunde seinem Lieb in die Hand drückte, verehrt heute noch der Urenkel seinem Schätzchen. Es ist das ein eigenthümlich rührender Gedanke. Dieselbe Sitte herrschte einst auch in anderen Marschen, ist dort aber längst untergegangen.

Auch bei Hochzeiten geht es ganz in alterthümlich-üppiger Weise zu. Unter 500 bis 800 Hochzeitsgästen darf kein Hausmannskind seinen Ehrentag begehen und die fettesten Ochsen müssen geopfert werden. Die Feier ist stets im Hause des Bräutigams und währt eigentlich mit der Vorfeier drei Tage. Erst kommt das „Ochsenschlachten“: eine Menge Freunde und Nachbarn werden zum Wurstmachen geladen, doch giebt dieses nur den Namen her; man thut nichts dabei als höchstens die frische Wurst probiren, man schmaust und zecht bis in die Nacht. Der zweite Tag heißt das „Brodbacken“, wo man von allen Seiten Milch und Butter

spendet und das rosinenschwarze Hochzeitsgebäck kostet; auch dieser Tag vergeht in lebendigster Fröhlichkeit.

Am Abend kommt, hoch auf Wagen gethürmt und von vier geschmückten Pferden gezogen, unter Peitschenknall, Musik, Pistolenschießen und Halloh, in vollem Galopp die Aussteuer der Braut angefahren. Man kann kaum Stattlicheres sehen als diese Ueberfülle, diese bunten, schweren Leinenkoffer, den mächtigen, blanken und geschnitzten Kleiderschrank, die ungeheuren Gebirge von Bettzeug, die alterthümlichen rothen Tische und gedrechselten Stühle. Hoch oben endlich prangen bekränzt und bebändert die Symbole häuslicher Arbeit und Reinlichkeit: Spinnrad und Besen. Der Bräutigam beginnt nun — ebenfalls streng herkömmlich — scherzweise mit dem Knecht um die Aussteuer zu handeln und erhält sie endlich, nachdem er versprochen hat, sein künftiges Weibchen hoch in Ehren zu halten, für ein Trinkgeld und einen Schnaps.


Braut in altländer Hochzeitstracht.

Am nächsten Morgen wird im festlichen Zuge die Braut heimgeführt. Sie ist nach Landessitte schwarz gekleidet und trägt die mächtige Brautkrone. Diese ist ein fabelhaftes Ding, nämlich ein wahrer Wald von künstlichen Blumen, Früchten, Zitternadeln, Gold- und Silberkugeln; sie geht oft tief in die Augen, rings um den Kopf und hat oben endlich ein paar mächtige, aufstehende Windmühlenflügel von Goldbrokat, die dem Ganzen das abenteuerlichste Ansehen geben. Diese Krone muß der Prediger des Orts halten und die Miethe dafür,

meistens zwei bis fünf Thaler betragend, gehört zu seinen Accidentien.

Nach der Trauung geht's zu Tisch, auf dem Hühnersuppe mit Rosinen und das „Fattstück“, ein mächtiges Stück Rindfleisch, die stehenden Gerichte sind. Den ganzen Tag bis tief in die Nacht wird geschmaust, gezecht, getanzt und gejubelt in lärmender Fröhlichkeit, und auf einmal erscheint dann die Braut als junge Frau in der farbenleuchtenden, silberblitzenden Landestracht.

Die unförmliche Brautkrone hat nun einem kleinen Mützchen von Goldbrokat Platz gemacht, um welches das dunkle Kopftuch mit lang herabflatternden Bändern geschlungen ist. Den Hals ziert eine sechsfache Schnur Silberperlen, die meistens aus Filigranarbeit bestehen, während ein Jäckchen von feinem, schwarzem Tuch, mit echten Goldtressen besetzt, den Oberkörper umhüllt. Es hat weite Nonnenärmel, jeder mit sechs großen Silberknöpfen und ist vorn offen, um das „Rodur“ blicken zu lassen, ein breites, den Busen bedeckendes Stück Goldbrokat. Bei diesem Schwarz und Gold nimmt sich der kurze, faltige Rock vom schönsten kirschrothen Tuche, die feine, weiße Spitzenschürze darüber, und die dicke, oft zwölf Ellen lange Silberkette um die Taille ungemein prächtig aus. Hochhackige Schuhe mit mächtigen Silberschnallen vollenden den überreichen funkelnden Anzug, in welchem auch die übrigen Frauen und Mädchen erscheinen und der fast immer auf 6 bis 700 Thaler geschätzt werden kann.

Ein anderer Schmuck, der meistens an gewöhnlichen Sonntagen und bei weniger festlichen Gelegenheiten getragen wird, ist die Schnur von dicken Bernsteinkorallen. Sie kostet meistens 60 bis 70 Thaler, aber fast jede nur einigermaßen vermögende Altländerin besitzt sie. Es kommt gar nicht darauf an, daß die Perlen schön glatt geschliffen und regelmäßig rund sind, es müssen nur möglichst mächtige Stücke Bernstein sein, von denen die größten, die nach hinten kommen, oft über zwei Zoll im Durchmesser halten. Von den Frauen wird endlich noch das „Schedok“, eine



Altländer Frauentracht.

weiße, fußlange und dütenförmige Kopfbedeckung, getragen, die indeß seit den letzteren Jahren mehr und mehr verschwindet. Die Tracht der Männer hat dagegen wenig Besonderes.

Neigt sich der Hochzeittag zu Ende, so beginnt der alterthümliche Ehrentanz, zu welchem Braut und Bräutigam ihre liebsten Bekannten als Tänzer wählen. Es ist dies gleichsam ein Abschiedstanz, ein Tanz, mit dem sie der freien, frischen Jugendlust Lebewohl sagen. Sodann setzt sich die Braut oben an die Tafel und breitet ein feines, weißes Tuch auf ihrem Schooße aus. Die Musik spielt: „Nu gewt de Gaw", eine alte Landesweise, und Jeder eilt hin, ihr die Hochzeitgabe, ein Geschenk an Geld oder Silberzeug zu reichen. Sie nimmt Alles in das Tuch zusammen und der Bräutigam handelt es ihr herkömmlicherweise zum Scherz ab. Oft kommen 4 bis 500 Thaler dabei zusammen. Zum Schluß wirft die Braut noch das Tischtuch von sich und sieht dann aus der Richtung seiner Zipfel, welche von den Mädchen die nächste Hochzeit feiert.

Hiermit sei meine kleine Skizze über dieses eigenthümliche Land geschlossen. Wenn ein Volk, das rings durch hemmende Naturgrenzen, Gebirge, Sümpfe oder Meer geschützt ist, vor dem Alles nivellirenden, alle Ecken der Eigenthümlichkeit abrundenden Weltgetriebe seine alte Weise bewahrt, so ist das eine Erscheinung, der wir überall begegnen können; aber das Beispiel der Altländer, eines Volkes, das so nahe den Grenzen der Civilisation und Cultur wohnt, täglich so in die unmittelbarste Berührung mit dem Welt-

gewühl kommt, Luxus, Moden und die raffinirtesten Genüsse einer üppigen Handelsstadt wie Hamburg fortwährend vor Augen hat und dennoch seinen Charakter und seine vielhundertjährige Sitte, Bauart, Tracht und Verfassung festhielt, — dürfte ein sehr seltenes sein und vielleicht einzig in seiner Art dastehen.

## VIII. Das Stedingerland.

Im bisherigen Theile des Buches begleitete mich der Leser auf der Wanderung durch die Marschen des rechten Weserufers stromabwärts bis zur Flußmündung, und darauf am linken Elbufer ein gut Stück stromaufwärts. Ausgenommen das oldenburgische Land Wührden, Bremerhafen und das hamburgische Amt Ritzebüttel, gehört alles Land, was wir betraten, unter hannoversche Hoheit. — Von Neuem wenden wir uns der Weser zu, jedoch um jetzt die Marschen ihres linken Ufers kennen zu lernen, sämmtlich dem Großherzogthum Oldenburg angehörend.

Für den, der mit dem rechten Auge und Sinne reist, ist eine Dampfschifffahrt von Bremen stromabwärts durchaus nicht uninteressant, ob auch keines der beiden Ufer im Stand ist, irgend eine bedeutende oder hervorragende Naturschönheit zu bieten.

Wenn die fünf fernblauen Thürme der alten Hansestadt dem Auge entrückt sind, stellt sich bald am rechten Ufer der kleine, rührige Hafenort Vegesack dar, mit seinen rothen Ziegeldächern, seinem Thurme, der aussieht wie ein dicker Fabrikschornstein, seinen Schiffswerften und seiner freundlichen Umgebung voll reizender, grünumlaubter Landhäuser, in denen reiche Bremer Kaufleute ihre Villeggiatur halten. Mehrere davon liegen dicht am Strome, dessen steile Ufer hier 40 bis 50 Fuß hoch aus der Fluth ragen und sich auch noch eine lange Strecke unterhalb Vegesack als schroffe, gelbe Sandblößen fortsetzen. Im Strom selbst passiren wir eine Menge kleiner Inselchen und Bänke, bald Rohr und Weidengebüsch tragend, bald kahl und sandig und belebt von kleinen, hurtigen

Strandläufern und Regenpfeifern, bald aus fruchtbarem, grasbedecktem Thonboden bestehend.

Durchaus verschieden vom rechten stellt sich das linke Weserufer dar. Während dort hohe, sandige Geest ist, dehnt sich hier, oft noch niedriger als der Wasserspiegel, die weite Marschebene. Fast ganz ohne Vorland sieht man den noch nicht sehr hohen Deich hart an den Strom treten, den Fuß geschützt vor den ewig spülenden und wühlenden Fluthen durch eine Menge kurzer Schlengen. Hier und dort erscheint ein Schiffswerft und hinter ihm schauen in langen Reihen die Giebel kleiner, rohrbedachter Häuser hervor.

Beim Dorfe Werfleth, dessen kleines, altes Kirchlein hoch vom Deiche über Strom und Land schaut, legt der Dampfer an eine Landungsbrücke. Wir steigen aus, schauen über den Deich — und vor uns liegt jene Gegend, deren Geschichte, Land und Leute uns jetzt beschäftigen sollen — das Stedingerland. —

Das Eigenthümliche und Unterschiedliche dieser Marsch ist im Grunde zu unbedeutend, um dem Fremden sogleich in die Augen zu fallen, und auch die Bewohner unterscheiden sich nur unwesentlich von den Insassen der benachbarten oldenburgischen Marschen. Ihre Geschichte aber und darin jene Katastrophe, die jeder gebildete Deutsche kennt — der Stedinger Kreuzzug — ist so groß und bedeutsam, so furchtbar und traurig, daß in dieser Hinsicht, wenn von Friesenkraft und Friesenschicksal die Rede ist, Stedingen obenan steht und zuerst genannt werden muß.

Unter dem Namen Stedingerland begriff man im Mittelalter einen ungleich größeren Landbezirk, da auch die auf dem rechten Weserufer liegende Marsch Osterstade, deren Bild wir schon früher zu geben versuchten, dazu gehörte. Letztere hieß zu jener Zeit Osterstedingen (Stedingia orientalis), zum Unterschiede von dem westlichen Stedingerlande (Stedingia occidentalis), welches wir jetzt betrachten wollen und das in der heutigen Volkssprache schlechtweg Stegeland heißt.

Von allen Marschen ist es die tiefliegendste, denn der Boden ragt kaum über das Niveau der allerniedrigsten Fluthen, so daß die Thüren seiner Siele, durch äußeren Wasserandrang gehindert, oft mehrere Wochen hindurch sich nicht öffnen können, ja in nasser Herbst- und Winterszeit selbst monatelang verschlossen bleiben. Alles von der höheren Geest herabströmende Wasser staut sich nun hinter den Deichen auf und überschwemmt das Land weit und breit, daß es einem einzigen Landsee gleicht, und so ist denn bei Sturmfluthen oft schon der Fall doppelter Wassernoth eingetreten: gleichzeitiger Andrang des nicht hinauskönnenden und des hineinwollenden Wassers.

Winterkorn, wie Weizen, Roggen und Rapssaamen kann auf so niederem Boden natürlich nicht gedeihen. Man baut daher fast nur Sommerfrüchte, namentlich Hafer; sodann ist der Hanfbau nicht unbedeutend und an den allerfeuchtesten Orten hat man ansehnliche Weidenpflanzungen angelegt, die fast einen eben so reichen Ertrag liefern, als wenn man Getreide gebaut hätte, und die hier einen Haupterwerbszweig bilden. Große Massen von Weiden werden als Material zu Schlengen, Stackwerken und Ueberkleidungen in den Marschen verbraucht. Die feineren Ruthen gehen als Korbweiden, die größten aber zu Faßbändern aus dem Lande, und man konnte sicherlich keine bessere und vortheilhaftere Benutzung eines so sumpfigen, oft jeder anderen Cultur Hohn sprechenden Erdreichs finden. Auch die Fahrwege, die in's Land führen, sind fast immer zu beiden Seiten mit Weiden bepflanzt und gewähren dadurch angenehme Unterbrechungslinien in der großen, einförmigen Ebene. Bei weitem der größere Theil des Bodens aber liegt als Viehweide und liefert den üppigsten Graswuchs.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte war man ernstlich auf eine zweckmäßige Entwässerung bedacht. Kleine Binnenflüsse durchziehen das Land, deren Ufer man mit niederen Deichen versehen hat, um ihr Austreten zu verhüten. Auch Flächen Landes hat man mit kleinen Deichen umgeben, während eine Windmühle vermittelst einer

archimedischen Schraube oder eines Paternosterwerks das Wasser aus dem niedrigen Lande hebt und über die Deiche in irgend einen jener Flüsse gießt.

Ueber zwanzig solcher wasserhebender Windmühlen besitzt jetzt das Land. Es sind ansehnliche, steinerne Gebäude mit hohem Schilfdache und mächtigen Flügeln, so daß sie vollkommen einer stattlichen holländischen Kornmühle gleichen. Jede dieser Mühlen entwässert einen gewissen, von Deichen umgebenen Bezirk, auf dessen Ländereien nach ihrem Größenverhältniß die Bau- und Unterhaltungskosten der Mühle ruhen. Außerdem sind auch noch eine Menge kleinerer Privatmühlen von sehr einfacher Construktion beschäftigt Wasser aus dem Lande zu heben, so daß man überall ringsum drehende Flügelkreuze erblickt.

Die großen, einzeln liegenden Bauerngehöfte der anderen Marschen finden sich in Stedingen selten und überhaupt trifft man nie den Reichthum und die Ueppigkeit wie bei den Hausleuten des Stad- und Butjahdingerlandes; aber dagegen tritt einem hier eine wohlthuende Vertheilung des Grundbesitzes entgegen. Giebt es hier nicht so viel Reiche, so sucht man auch fast vergebens nach Armen im Lande, und die Armenverhältnisse sind kaum in irgend einer Marsch günstiger als gerade in Stedingen. Die Stedinger sind die solidesten, fleißigsten, gefälligsten und wohlgesittetsten Leute, die man finden kann, dabei eben so fern von Indifferentismus, wie von roher Dickthuerei — beides Eigenschaften, die in anderen Marschen leider nicht selten angetroffen werden. Auch herrscht, nach ihrer Art natürlich, eine gewisse wohlthuende Intelligenz unter ihnen, und die treffliche Bürgerschule im nahen Flecken Elsfleth, auf der jetzt die meisten jungen Bauernsöhne ihren Unterricht empfangen, bürgt für eine noch fortwährende Hebung der Bildung.

Aus keiner Marsch, das alte Land allenfalls ausgenommen, gehen so viele Matrosen hervor, als aus Stedingen. Wer nicht Landmann oder Handwerker ist, fährt zur See. Diese und die

gegenüberliegende hannöverische Gegend, die Oerter Ronnebeck, Rekum und namentlich der Bremische Hafenort Vegesack liefern der Handelsflotte, die von der Weser fährt, fast alle Mannschaft.

Es sind wackere und brave Seeleute, diese Stedinger; zwar nicht so wild und verwegen wie die der Ostseeküsten, aber dafür auch nicht so roh, ausschweifend und zügellos; doch sind sie muthig, wenn es sein muß, und dabei so treu und ehrenhaft, so ordentlich und gesittet, so unverdrossen und fröhlich in ihrem Berufe, daß jeder Capitän sich glücklich schätzen kann, aus ihnen seine Mannschaft zu bekommen.

Wer Seemann heißt, hat sich möglichst dicht am Deiche angebaut; denn ohne zu jeder Zeit in's Wasser gucken zu können, kann einmal kein „Fahrensmann" leben, und ist darum im tieferen Lande auch fast kein einziger zu finden. Hinter dem Deiche aber zieht sich gerade wie im alten Lande stundenweit eine einzige Reihe kleiner, freundlicher, schilfbedeckter Häuser hin, alle äußerst sauber und, wo sich Holzwerk daran zeigt, mit lebhafter Oelfarbe angestrichen. Dahinter ist ein Gemüsegärtchen mit einigen Blumenbeeten und daneben meistens ein Stück mit Hanf besäet, dessen Anbau wegen der vielen Seiler (hier Reepschläger genannt) und Segelmacher Vegesacks und Elsfleths ein lohnender ist.

Auch das Innere dieser Häuser ist fast immer auffallend reinlich und freundlich. Eine Koje, fast ganz wie am Bord, bildet die Schlafstelle, und die Muscheln und andere exotische Seltenheiten, die hie und da zur Schau liegen, wie das kleine, an der Decke hangende Schiffsmodell, in müßigen Stunden zierlich geschnitzt, bezeugen sogleich, daß diese Räume für eines Seemanns Heimathsleben gemacht sind. Diese Wände haben sicherlich schon manche grausige oder seltsame oder herrliche Geschichte gehört, sie sind Zeugen gewesen von manch bitterer Scheidestunde und manch jubelvoller Heimkehr. Ist ja das Leben des Seemanns wie seines Meeres Ebbe und Fluth: ein ewig Kommen und Gehen, Scheiden und

Wiedersehen, Leid und Lust. — Und eben darin ist auch vielleicht der Grund zu suchen, daß die Ehen der Seeleute so oft wirklich musterhaft genannt werden können. Das glückliche Wiedersehen des Gatten nach so häufiger, langer Trennung muß wohl die Liebe warm erhalten. Namentlich unsere Wesermatrosen sind fast immer die treuesten, liebevollsten Gatten, die es nur geben kann, und dabei vor allen wieder die Stedinger, durchdrungen von einem wohlthuend religiösen Sinne. In keiner Marsch sind allsonntäglich die Kirchen so gefüllt als hier. Wenn ein Matrose heim ist, geht er auch sicherlich jeden Sonntag in seiner blauen, vielknöpfigen Staatsjacke in „de leve Gott's Kark", wie er sagt, und wirft am ersten Sonntag, den er in seiner Heimath feiert, als Dankopfer für glückliche Heimkehr ein tüchtig Stück Geld in den Klingelbeutel. Während seiner Reise aber läßt er stets von der Kanzel für sich beten und es nehmen diese in der ganzen Gegend üblichen Fürbitten, die für den Pfarrer eben so einträglich, wie für den Zuhörer langweilig sind, fast immer den größten Theil des Kanzelgottesdienstes ein. —

Aber nicht allein, daß aus dem Lande so viele Matrosen hervorgehen: Stedingen hat sogar seine eigene Rhederei, die von Jahr zu Jahr im besten Zunehmen ist. Schon seit 20 Jahren bildeten sich Gesellschaften, meistens aus Bauern bestehend, um Grönlandsfahrer auszurüsten, und da die ersten Speculationen mit Erfolg gekrönt waren, wurde die Lust zum Rhedern bald und namentlich im letzten Jahrzehnt so allgemein, daß jetzt kaum mehr ein wohlhabender Bauer im Lande ist, der sich nicht an einem oder dem anderen Schiffe durch Aktien betheiligt hätte.

Auch der Schiffsbau ist nicht unbedeutend und es laufen von den hiesigen Werften alljährlich eine Menge Schiffe, von der stolzesten Brigg an bis hinab zur kleinsten Flußjolle. Handel und Schifffahrt bilden daher nebst Landwirthschaft und Viehzucht überall die Hauptunterhaltung, und es ist also kein Wunder, wenn bei solchen Anregungen die Stedinger ganz andere Bauern geworden

sind als die Leute hinten im Lande, und dasselbe kann auch jetzt von den Stadländern und Butjahdingern gelten.

Sehen wir von einigen Aeußerlichkeiten ab, z. B. Bauart der Häuser, Sitte und Tracht der Bewohner, so ist das Stedingerland keiner Marsch so auffallend ähnlich als dem alten Lande; ja wir können sagen: die Stelle, welche letzteres an der Elbe einnimmt, vertritt Stedingen an der Weser. Beide Marschen sind die niedrigsten von allen; in der Tiefe beider findet sich jene räthselhafte Schicht von zusammengedrückten, eng verworrenen Gesträuchen, Stämmen und Wurzeln, deren in der Einleitung des Buches gedacht wurde; beide haben gleiche Lage am linken Flußufer, die eine eben unterhalb Hamburg und die andere unterhalb Bremen; beide haben gegenüber ein ganz gleiches Ufer: sandig, hügelig und steil abfallend; hier Ronnebeck, Blumenthal und Vegesack mit ihren Landhäusern und Gärten, dort die villen- und gartenreichen Oerter Blankenese, Flottbeck und Ottensen; beide zeigen die lang gestreckten Häuserreihen längs des Deiches und beide endlich stellen für die Handelsflotten obiger Städte das bedeutendste Contingent an tüchtigen Matrosen.

---

Vielleicht ist das Stedingerland die erste Wesermarsch, die eingedeicht wurde, sicherlich wenigstens eine der ersten. Man weiß nämlich ziemlich genau, daß schon im zehnten Jahrhundert die Erzbischöfe von Bremen durch hereingerufene Friesen (Holländer) Deiche anlegen ließen und das Land diesen ersten Ansiedlern unter den vortheilhaftesten Bedingungen und gegen höchst unbedeutende Abgaben und Zehnten übergaben. Ganz gewiß ist aber, daß es viel zu früh den aufschlammenden Fluthen entzogen wurde und daß seine Bewohner auf ewige Zeiten für diese Voreiligkeit zu leiden haben, denn es wären vielleicht nur noch hundert Jahre nöthig gewesen — und das Land würde so hoch und trocken geworden sein wie die übrigen Marschen.

Auch finden wir Nachrichten, daß die Grafen von Oldenburg

und darunter namentlich der um die Mitte jenes Jahrhunderts lebende Graf Otto I. friesische Colonisten in das noch fast unbewohnte Land gerufen und vereint mit den bremischen Erzbischöfen die Verhältnisse der neuen Anbauer geregelt und festgestellt haben soll. Es wird also zu vermuthen sein, daß Erzbischof und Graf sich in die geistlichen und weltlichen Hoheitsrechte des Landes theilten. Die oldenburgischen Grafen erbauten bald darauf zur Wahrung dieser Rechte zwei feste Schlösser und Burgen im Lande, die Leuchtenburg und die Burg Liene, in welchen ihre Vögte und Burgmänner wohnten, und auch die Erzbischöfe legten einen festen Sitz, die Burg Schlüter, an.

Die Abgaben der Stedinger waren indeß äußerst gering. Von angebautem Lande gab man von jeder Hufe (21,000 Quadratfuß) jährlich nur einen Denarius (18 Pfennige) und außerdem von den Früchten den Zehnten. Eine Menge Rechte, Freiheiten und Privilegien gab es. Mit dem Grundbesitz konnte man frei schalten und walten; selbstgewählte Richter schlichteten nach altem Friesenrecht die inneren Streitigkeiten und das ganze Land diesseits und jenseits der Weser führte als allgemeines Zeichen ein Siegel mit dem Bilde des Schutzpatrons St. Aegidius und der Unterschrift: Stedingorum commune sigillum.

Eine Menge Anbauer, fast nur Friesen, zogen herbei und rasch kam die junge Kolonie unter so günstigen Verhältnissen empor. Kaum sind hundert Jahre vergangen, so finden wir das Land schon ungemein bevölkert. Der Friede zwischen den Stedingern und ihren Schutzherrn währte indeß nicht sehr lange. Bald sehen wir die Letzteren wie sie übermüthig und gestachelt von Habsucht und Herrschgelüste eine von ihren Vorfahren gegebene Freiheit nach der andern, ein Privilegium nach dem andern anzutasten und zu beseitigen suchen. Die festen Sitze derselben sehen wir bald in drohende Zwingburgen verwandelt; rohe Burgvögte lassen sich die gröbsten Ausschweifungen und Verbrechen zu Schulden kommen und mischen sich auf die anmaßendste Weise in innere Angelegenheiten

und Streitigkeiten, die nur den vom Volke gewählten Richtern zukamen. Alle Klagen und Beschwerden blieben unberücksichtigt, denn Grafen wie Erzbischöfe wetteiferten um die unumschränkteste Herrschaft.

So konnte es denn nicht fehlen, daß bald Unwille und Haß das ganze Volk erfüllte. Die Gährung wuchs von Jahr zu Jahr und sollte bald zum offenen Ausbruch kommen.

Als die Burgjunker wieder einmal einige Frauen und Töchter der Stedinger mit Gewalt in die Feste geschleppt und entehrt hatten, versammelte sich Nachts das ganze Volk zu Brookdick und hielt Rath, wie solchem Unwesen endlich zu steuern sei. Man beschloß es noch einmal und zum Letzten bei einer ernstlichen Beschwerde bewenden zu lassen, sei das aber wieder vergebens, mit Gewalt die erlittene Schande zu rächen und alle Zwingburgen im Lande zu zerstören.

So schickte man denn Gesandte zum Grafen, aber höhnisch wies dieser sie ab, trotz Mahnung und Drohung. Alsbald stand ganz Stedingen in Aufruhr; wüthende Schaaren belagerten die beiden Hauptburgen Lienen und Lichtenburg, nahmen sie mit stürmender Hand, erschlugen die Junker sammt der ganzen Besatzung und machten die verhaßten Zwinger dem Erdboden gleich. Auch alle kleineren Festen wurden genommen, alle gräflichen Beamten erschlagen oder verjagt und ganz Stedingen dies- und jenseits der Weser für eine freie, unabhängige Republik erklärt, die weder geistlichen noch weltlichen Herren Tribut oder Zins zu geben brauche. — Das geschah, nach der Stedinger Chronik, im Jahre 1159.

Eine Menge Volks strömte nun von allen Seiten zum jungen Freistaat, der dadurch viele neue wackere Streiter bekam. Er hatte sie aber auch nöthig, denn nur unter fortwährenden Fehden mit dem ergrimmten Grafen und Erzbischofe konnten die Stedinger ihre Freiheit genießen.

Bald bekämpfte sie der Eine, bald der Andere. Aber sie hatten

gegen Bremen hin das schon von der Natur durch die vielen Sümpfe geschützte Land durch breite und tiefe Gräben noch mehr befestigt und schlugen alle Angriffe kräftig zurück, wagten sogar, unterstützt durch die Rustringer (die Friesen im nördlichen Butjahdingen), das feste Schloß zu Oldenburg zu belagern, wurden hier aber blutig abgewiesen.

Auch mit ihren Verbündeten kamen sie bald in Fehde und waren auch in dieser nicht eben glücklich. So dauerten Kämpfe und Unruhen ein ganzes Jahrhundert. Im Jahre 1219 hatte Gerhard II., einer der stolzesten, kriegerischsten und herrschsüchtigsten aller Kirchenfürsten, den erzbischöflichen Stuhl bestiegen und dieser wollte mit aller Macht das Volk bändigen, mit Einem Schlage allen ferneren Erhebungsversuchen ein Ende machen. Er rüstete 1230 ein starkes Heer aus, Graf Burghard v. Oldenburg hatte ebenfalls eins gestellt und mit einem dritten erschien des Erzbischofs Bruder, der Graf Herrmann v. d. Lippe. Im December jenes Jahres rückten die drei vereinten Heere in's Land. Die Stedinger hatten einige Hülfe von Herzog Otto v. Lüneburg erhalten, waren jedoch ungleich schwächer an Streitkräften als ihre Gegner. Indessen rückten sie diesen muthig entgegen. Gerade am Tage vor Weihnachten kam es bei Hemmelskamp zur Schlacht. Die Stedinger griffen das feindliche Heer zuerst an und drangen so wüthend vor, daß jeder Widerstand vergeblich war und in kurzer Zeit das ganze vereinigte Heer in wilder Flucht auseinander stob. Graf H. v. d. Lippe lag erschlagen auf dem Felde, viele Ritter waren mit ihm gefallen und eine große Zahl Krieger. Die Stedinger aber hatten diesmal äußerst wenige Todte und feierten Psalmen singend auf blutgedüngter Wahlstatt eine jubelvolle Christnacht. —

Das war ihr letzter Sieg und wir kommen nun zu jener großen Katastrophe, die dem Volke den Untergang brachte, seinen Namen aber für ewige Zeiten unsterblich machte, dem Kreuzzug.

Gerhard brütete furchtbare Rache und bald sollte ein günstiger

Zufall ihm ein Mittel an die Hand geben, durch das er mit einemmale das Schwert der Vernichtung mit voller Wucht auf das tapfere, freiheitliebende Volk herabfallen lassen konnte.

Die Frau eines angesehenen Stedingers wollte zum heiligen Abendmahl gehen und der Priester beging die Schamlosigkeit, den erhaltenen Beichtgroschen, der ihm zu gering oder nicht gut schien, ihr anstatt der Hostie öffentlich in den Mund zu schieben. Das erbitterte ihren Mann, er ging hin und erschlug den frechen Pfaffen. Der Erzbischof verlangte nun im Namen der heiligen Kirche die Bestrafung und Auslieferung des Priestermörders, wurde aber höhnisch mit der Antwort zurückgewiesen: wie Jener hätte Jeder von ihnen gehandelt. Das war es gerade, was Gerhard wollte.

Sofort sandte er ein dringendes Gesuch an Pabst Gregor IX., worin er die Stedinger als arge Ketzer, Kirchenfeinde und die sittenlosesten Rebellen schilderte und dringend bat, dieselben in den Bann zu thun.

Eine noch ungleich ärgere Schilderung machte dem Pabst der fanatische Dominikaner und Ketzerrichter Conrad v. Marburg. Sein Bericht, voll der unsinnigsten Lügen, stellt die Stedinger als ein aller Sittlichkeit gänzlich baares und heruntergekommenes Volk dar, das sich alltäglich den wildesten Ausschweifungen überlasse, dem Teufel sich ergeben habe, eine große Kröte anbete, und dessen gänzliche Ausrottung die heiligste Pflicht der gesammten Christenheit sei.

Und nun war das Loos der armen Stedinger entschieden. Nicht allein, daß der Pabst, ohne ihre Rechtfertigung zu fordern, ohne Weiteres den Bannfluch über sie aussprach, veranlaßte er auch noch den Kaiser Friedrich II., der in Palermo bekanntlich seinen glänzenden Hof hielt, sie mit Acht und Interdikt zu belegen und ließ endlich 1232—33 in ganz Deutschland das Kreuz gegen sie predigen. —

Ein solch bequemer und anscheinend gefahrloser Zug wie dieser, die Nähe des Zieles, die Aussicht auf gute Beute an Vieh, Korn

und Ländereien bei den wohlhabenden Marschbauern, alles das war wohl im Stande anzulocken, und so verging kein Jahr, als sich bereits ein ziemliches Kreuzheer bei Bremen gesammelt hatte.

Obgleich nicht unbedeutend, schien es dem Erzbischof doch noch nicht stark genug, um die wohlgerüsteten Stedinger ohne Weiteres anzugreifen.

Um indeß nicht müßig zu sein, fiel es plötzlich unter Anführung des Grafen Burghard von Oldenburg, eines Vetters Gerhards, am Tage vor Johannis und Pauli in Osterstade ein, weil auch dieses mit zu Stedingen gehörte. Nach kurzem, blutigem Kampfe ward dem Kreuzheer der Sieg. Vierhundert Bauern lagen todt, desgleichen eine Menge Frauen, die mitgekämpft hatten.

Die Gefangenen verbrannte man als Ketzer, der Rest entfloh in benachbarte Marschen und das Land ward weit und breit verwüstet mit Sengen und Brennen. Aber auch das Kreuzheer hatte empfindliche Verluste und selbst der Graf Burghard lag erschlagen auf dem Schlachtfelde. Den Ort jenes Kampfes aber weiß Niemand mehr; keine Chronik hat ihn genannt und bezeichnet.

So war das östliche Stedingen denn vollständig unterjocht und im nächsten Jahre sollte nun der eigentliche Zug gegen das westliche Land gehen.

Zahlreiche Grafen und Ritter hatten sich das Kreuz auf die Schulter heften lassen und versammelten sich mit ihren Reisigen im Frühling 1234 zu Bremen. Unter diesen hatte man Herzog Heinrich von Brabant, den Grafen Florenz von Holland, Diedrich v. d. Mark, Diedrich von Cleve und Graf Heinrich von Oldenburg, Bruder des im vorigen Jahre gefallenen Burchard, zu Anführern gewählt, die bald über ein wohlgerüstetes Heer von 40,000 Kreuzfahrern zu verfügen hatten.

Im Dome zu Bremen hielt sodann der Erzbischof mit allem Pompe ein großes, feierliches Hochamt, wo alle Waffen geweiht, alle Kämpfer für den heiligen Streit eingesegnet wurden und Jeder, der am Zuge Theil nahm, Ablaß erhielt. Dann brach das

Heer zu Anfang Juni 1234 zu Wasser und zu Land nach Stedingen auf.

Die Macht der Stedinger betrug nicht ein Drittel von der des Kreuzheeres, aber es war eine todesmuthige Schaar, die für die höchsten Güter auf Erden stritt, für Freiheit, Recht und für den lieben, theuern Heimathsboden, welchen die Väter mit Mühe und Noth den Fluthen entrungen, viele Jahre hindurch vertheidigt und oft mit ihrem Blute gedüngt hatten; es war eine Schaar, die bereit war, zu sterben, wenn sie nicht siegen konnte, wohl ahnend welch Schicksal ihrer dann harrte. Greise und Knaben, Frauen und Jungfrauen sah man bewaffnet in den Reihen und drei gewählte Führer standen an der Spitze dieser Heldenschaar. Ihre Namen hat die Geschichte bewahrt: Bolke v. Bardenfleth, Thammo v. Huntorp und Detmer tom Dyk hießen die Drei und waren nichts anderes als schlichte, tapfere Bauern.

Bei Altenesch, nicht weit vom kleinen Flüßchen Ochtum, hatte sich das muthige Bauernheer in keilförmiger Schlachtordnung aufgestellt, als am Morgen des 27. Mai das mächtige Kreuzheer vermittelst einer über die Ochtum geschlagenen Brücke heranrückte und gleich Miene zum Angriff machte. Die das Heer in großer Zahl begleitenden Mönche und Priester sangen das berühmte uralte Lied „Media vita", um den Sieg vom Himmel zu erflehen. Bolke, Tammo und Detmer dagegen gingen durch die Reihen und ermahnten ihre Waffenbrüder durch kräftige Worte, muthig den Angriff zu erwarten und um keinen Preis sich zu unterwerfen, nicht die abergläubische Menschensatzung jener Pfaffen und Mönche als Heiligthum zu verehren, sondern lieber Alle zu sterben. Sie sollten bedenken, sprachen sie, von welchen Eltern sie stammten, daß sie edle, freie Friesen wären und daß sie Alles dem Vaterlande, der Freiheit und dem heiligen Andenken ihrer Vorfahren schuldig seien.

Diese Reden entflammten mächtig die Stedinger. Sie hielten nicht nur mit Todeskühnheit den ersten Angriff der Kreuzfahrer

aus, sondern drangen auch bald selbst so wüthend vor, daß sie sogar die eisenfesten Schaaren des Feindes zuweilen zum Wanken und Weichen brachten.

Der Herzog von Brabant wich zuerst, Graf Heinrich von Oldenburg stürzte schon zu Anfang der Schlacht mit dem Pferde und ward mit dem Schwerte erschlagen. Andere Ritter aber drangen desto gewaltiger vor.

Den ganzen Tag hindurch wogte und wüthete das grausige Ringen, bald vorwärts, bald zurück. Tausende waren gefallen und tränkten mit ihrem Blute die grünen Wiesen; der Abend dämmerte bereits und noch war nichts entschieden. — Da fiel plötzlich Graf Diedrich von Cleve mit seinen Reitern den armen, verzweiflungsvollen und schon ermattenden Bauern in die Flanke, Alles vor sich her zermalmend und zersprengend. — Nun war die Arbeit bald gethan.

Die drei tapferen Führer der Heldenschaar, über 6000 Männer und viele Frauen und Jungfrauen lagen bleich und blutend auf dem Felde, als die Nacht herabsank; aber auch 4000 Kreuzfahrer waren gefallen, unter ihnen Heinrich von Oldenburg und Graf Wilhelm von Egmont.

In Warfleth, wo jetzt hart an der Weser ein Kirchlein hoch vom Deiche in's Land und über den Fluß schaut, begrub man, wie es heißt, die gefallenen Stedinger in gemeinsamer Gruft.

Die Sieger aber fanden im Lande wenig Beute. Große Schätze und Reichthümer hatte das Volk nie gehabt; seine Freiheit war sein höchstes Gut gewesen. Die Höfe, Heerden und Ländereien der Erschlagenen schenkte der Erzbischof den Kreuzfahrern und Anderen zum Lehen und Meierrecht, wie er's im vorigen Jahre im südlichen Osterstade gethan, und erloschen war damit hier wie dort Friesenstamm und Friesensitte und alle Sagen und Nachrichten, die im Munde des Volkes lebten seit alten, längst vergangenen Zeiten.

So war denn das große und traurige Drama zu Ende und

es herrschte nun für lange Zeit Ruhe im Lande, die Ruhe eines Kirchhofes. — So viel aber ist gewiß, dieser gemeinsame Heldentod eines ganzen, guten und wackeren Volkes für Glauben und Freiheit und Heimath ist immer und immer den herrlichsten Thaten, die uns nur je die Annalen der Geschichte aufbewahrt haben, an die Seite zu stellen und bildet sicher das bedeutsamste und blutigste Blatt im großen Ruhmeskranze des Friesenstammes. Leider ist nicht mehr davon auf die Nachwelt gekommen, als was hier erzählt ist. Wir kennen wenig Einzelnheiten und Charaktere jener großen Katastrophe, nur die bloßen Namen der drei Heldenführer sind uns aufbewahrt. Hätte der Stedinger Krieg einen würdigen Geschichtsschreiber gefunden, er wäre werth ebenso in allen Schulen gelehrt und bekannt zu werden, wie die Kämpfe des Schweizervolks.

Sechshundert Jahre nachher, im Jahre 1834, hat man das Andenken jenes Tages erneuert und auf dem Schlachtfelde zu Altenesch am Jahrestage des Kampfes ein Denkmal errichtet. Da erhebt sich nun hart am Deiche aus der sumpfigen Ebene, umflüstert von Rohr und Weidengebüsch, ein mäßiger Hügel und trägt auf einem Sandsteinsockel einen einfachen, eisernen Obelisken, den ein eisernes, sinnig aus wechselnden Kreuzen und Schwertern bestehendes Geländer einzäunt.

„Den im Kampfe für Freiheit und Glauben auf diesem Schlachtfelde gefallenen Stedingern" lautet die Inschrift der Vorderseite. Rechts steht:

„Am 27. Mai 1234 unterlag den mächtigen Feinden das tapfere Volk." Links: „Bolke von Bardenfleth, Thammo v. Huntorp, Detmer tom Dyk fielen als Führer mit ihren Brüdern", und hinten endlich: „Am Jahrestage der Schlacht 1834 geweiht von späten Nachkommen". —

---

Kein Fremder, der Stedingen betritt, möge es versäumen, auch die nahe liegenden, höchst interessanten Reste der Cistercienser Abtei

Hude zu besuchen. Zwar befinden sich dieselben auf der nahen Geest und ihre Schilderung würde somit im Grunde außer dem Bereiche dieses Marschenbuches liegen; ich kann es mir indeß nicht versagen, dennoch den Leser zu diesen Kirchenruinen zu führen; denn nicht nur, weil sie die allereinzigsten in der ganzen norddeutschen Ebene sind, sondern ihrer wirklich malerischen Schönheit und kunsthistorischen Bedeutung halber verdienen sie wahrlich bekannter und besuchter zu sein, wie sie bisher waren.

Um von Bremen am zweckmäßigsten hin zu gelangen, fährt man mit dem Dampfschiffe bis Warfleth und wandert von da ab zu Fuße. Erst bleibt man eine Zeit auf dem Deiche; zur Rechten den segelbelebten Strom. Das jenseitige Ufer, anfangs reich mit hell leuchtenden Ziegelhäusern, Mühlen, rauchenden Fabriken und Schiffswerften belebt, zieht sich bald als ein ganz kahler, steil abfallender Sandabhang hin — und dort wo jetzt, ganz vereinzelt liegend, seit einigen Jahren eine bedeutende Fayencefabrik ihre schwarzen Rauchwolken zum Himmel steigen läßt, stand einst die Witteburg. Erzbischof Gerhard II. hatte es im Jahre 1221, getrieben von Herrschgelüsten und Habsucht, gewagt, hier durch die Erbauung einer Feste und durch Sperrung des Stromes vermittelst Pallisaden und Ketten einen Zoll für alle stromaufwärts gehenden Handelsschiffe zu errichten. Aber die Bürger und Kaufleute der Stadt Bremen lehnten sich mit gerechtem Unwillen gegen eine solche Anmaßung auf, zersprengten die Sperrketten durch ein mit vollen Segeln darauf losgelassenes Ballastschiff und machten so nicht nur mit Gewalt die Fahrt frei, sondern nahmen auch die Burg ein, brachen sie ab und pflasterten mit dem trefflichen Material ihre Straßen.

Eine halbe Stunde stromabwärts tritt sodann die Geest zurück und die Marschen bilden nun auch die rechten Weserufer.

Zur Linken hat man die weiteste Aussicht in's grüne Stedingerland mit seinen Wassermühlen, seinen Canälen und Binnenflüßchen und den Weidenreihen seiner Fahrwege, Alles bunt und belebt von

unzähligen Rinderschaaren. So wandert man auf dem Deiche und längs der Reihe von Schifferhäusern hin, macht nach einer halben Stunde im tieferen Land eine Biegung und erreicht bald auf solch einer Weidenallee Berne, den Hauptort des Landes und das freundlichste Dorf, das man sehen kann. — Die Kirche, deren hoher, schlanker Thurm ein weit gesehenes, echtes Wahrzeichen der Gegend ist, war von je das vornehmste und bedeutsamste Gotteshaus der alten Stedinger, in dessen Räumen stets ihre Landesversammlungen stattfanden. Schon 1057 gegründet, ist sie im Laufe der Jahre vielfach verbaut, geflickt, theils von grobkörnigen Sandsteinen der Porte, dem Material mancher Marschkirchen, theils von Backsteinen aufgeführt. Von außen zeigt sie meistentheils romanische Elemente, während das nicht uninteressante Innere im Uebergangsstyle gehalten ist und aus dem Jahre 1247 stammt.

Und nun weiter, einem kleinen Binnenflusse entlang, auf weidenbeschattetem Wege. Das Land zu beiden Seiten wird bald sumpfig und immer niedriger, vergleichbar einer weiten Prairie voll Sumpfgewächse und hohen Graswuchses; dann kommt echtes Moorland mit reichem Erlengebüsch und endlich jener Vorsprung der Geest, auf welchem Hude liegt, traulich versteckt im Grün der hohen Tannen, Eichen und Buchen.

Wann Hude gegründet wurde, weiß man nicht mit Gewißheit, indeß bestand es schon vor dem dreizehnten Jahrhundert und war eines der reichsten, mächtigsten und größten Cistercienserklöster des deutschen Nordens. Eine bedeutende Geschichte hat das Kloster nie gehabt. Die Mönche ergaben sich im Laufe der Jahre der größten Schwelgerei und Unsittlichkeit, so daß sie weit und breit Aergerniß erregten. Es heißt in einer alten geschriebenen Bremer Chronik: „De Monneken forden en wust Levend mit losen Wiven und deden, wat se wolden.“ — Der Bischof Franz von Münster, der im sechszehnten Jahrhundert die Grafschaft Delmenhort occupirt hielt und dessen Zorn die Mönche, man weiß nicht wodurch eigentlich, erregt hatten, sandte sodann im Jahre 1536 seinen

Drosten Wilke Steding, einen tüchtigen Kriegsmann, und ließ das Kloster mit Sturm nehmen, zerstören und aufheben, nur die Kirche blieb diesmal noch unversehrt. Der Graf von Oldenburg, dessen Vorfahren in jener Kirche ruhten, führte nun beim Reichskammergericht zu Speier bittere Klagen gegen den Bischof, reizte aber dessen Zorn nur noch mehr dadurch, so daß derselbe im Jahre 1538 auch die schöne, alte Kirche völlig in Trümmer schießen und alle ihre Kostbarkeiten und Zierden, Kelche und Monstranzen, Glocken und Orgeln nach Münster führen ließ, dessen Dom sie noch jetzt besitzt. — Der Kriegshauptmann Wilke Steding war derselbe, welcher das von den Wiedertäufern unter Joh. v. Leiden besetzte Münster eroberte.

Als im Jahre 1547 die Grafschaft Delmenhorst wieder von Graf Anton I. erobert wurde, fiel diesem auch das zerstörte Kloster mit all seinen beträchtlichen Gütern und Ländereien zu. Durch ihn ward nun die Reformation überall auch im Stedingerlande eingeführt und das Kloster, dessen Mönche längst in alle Welt zerstoben waren, wurde in aller Form säcularisirt. Damit hat denn seine Geschichte ein Ende. Die meisten Ländereien sind seit Jahren der Familie v. Witzleben gegen einen gewissen Canon zum Lehen gegeben.

Vom mächtigen Klostergebäude selbst, das einst 300 Mönchszellen hatte, ist keine Spur übrig als ein Theil des alten Kellers und darüber das Küchengebäude, jetzt in ein gutes Wirthshaus verwandelt.

Von der gothischen Kirche sind indeß noch schöne bedeutsame Reste erhalten. In einem Winkel des wunderschönen waldigen Parks ragen die hohen, rothen Trümmer aus dunklem Tannengrün, reich umbuscht und hier und dort prächtig mit üppigem Epheu bewachsen. Die meisten Mauern sind leider eingestürzt, so daß man mit Mühe den Grundriß der Kirche heraus findet. Ueberall liegen unförmlich mächtige Mauerstücke; hohe Tannen haben sie mit ihren Wurzeln umkrallt, selbst mitten im Schiffe der Kirche heben sie hoch ihre dunklen Wipfel empor, ringsum kühles, ernstes

Gedämmer verbreitend; eine Tanne ist umgesunken, so daß sie von einem Steinblock zum andern eine grüne Brücke bildet, während sie mit ihrer Krone doch wieder emporwächst. Den ganzen trümmerbesäten Boden überzieht eine reiche Pflanzendecke; hier und dort stehen tiefgrüne Schattenpflanzen, manch einsame Waldblume schlägt vom Moosgrunde ihr schönes Auge zum Himmel auf und wo der Sonnenschein länger ruhen kann, leuchtet köstlich die purpurne Erdbeere auf grünem Polster. Es ist ein rechter Ort zum stillen Träumen und Dichten.

Das Hauptstück der Ruine ist eine wohl erhaltene Pfeilerreihe, welche noch ihre ganze, mächtige Mauerfläche trägt und die Scheidung zwischen dem Hauptschiffe und dem südlichen Nebenschiffe bezeichnete. Von der äußeren Umfassungsmauer dagegen stehen — außer einem Stück, das noch eine enge, vielfach abgeschliffene Wendeltreppe enthält, und einem Stück des Chors — nur spärliche Reste, die auch nur malerischen, nicht architektonischen Werth haben. Jenes Stück Mittelschiff genügt aber vollkommen, um die einstige Größe, Schönheit und kunstgeschichtliche Bedeutsamkeit dieses interessanten Bauwerks auf's lebendigste ahnen zu lassen.

Bei genauerer Untersuchung stellt sich heraus, daß die im 13. Jahrhundert erbaute Kirche drei Schiffe besaß, von denen das mittlere die beiden anderen bedeutend an Höhe überragte und in Stockwerken aufstieg. Das Erdgeschoß bilden die fünf offenen Bögen, die auf schweren, an den Ecken mit Säulchen besetzten Pfeilern ruhen; das Geschoß darüber zeigt als Dekoration eine flache Wandarkaden-Reihe; das dritte enthält die Fenster, durch welche Licht in's Innere der Kirche fiel und ist wieder zwischen denselben auf höchst anmuthige Weise durch Wandbogen geschmückt und belebt. Endlich war noch ein viertes Stockwerk — wahrscheinlich ein Halbgeschoß — vorhanden, welches leider im Winter 1736 herabstürzte. Sodann hatte die Kirche vor dem Chore ein einfaches, gering heraustretendes Querschiff. Von einem Thurme findet sich indeß

keine Spur; hatte sie solchen, so mußte es wohl nur ein Dachreiter gewesen sein.

Bis auf ein paar einzelne sandsteinerne Baustücke ist das ganze Material der Kirche nur rother, gebrannter Backstein, aus dem auch alle Gesimse, Profilirungen, Gurten, Säulchen, Capitäle und Consolen bestehen, und während Alles dieses, so wie auch die Laibung der Bogen, die natürliche Farbe zeigt oder auch wohl hie und da, namentlich an den Gliederungen, mit buntglasirten Steinen geziert ist, erscheinen die schlichten Wandflächen mit grauer Tünche bedeckt, was sicherlich von bedeutender Wirkung war. Alle Ornamente sind in vortrefflicher Weise ausgebildet und angeordnet. Was aber namentlich unsere volle Bewunderung verdient, sind die wunderschönen Consolen, auf welchen hier und dort die Wandbögen ruhen und man kann kaum etwas Anmuthigeres und Reizvolleres finden als diese thongeformten Steinblüthen. Hier zeigen sie Thierlarven, da reich gebildetes Blätterwerk, dort wieder Engelsköpfchen oder lockenumwallte Frauengesichter, die mit so holdseligem, so innigem und mildem Ausdrucke von ihrer Höhe herniederschauen, daß es ordentlich herzerquickend ist, sie anzusehen. — Und das Alles sitzt nun da oben frei, über 300 Jahre, allen verderblichen Einflüssen eines rauhen, feuchten Klimas preisgegeben und hat trotzdem eine Schärfe der Conturen bewahrt, die zum Erstaunen ist.

Was übrigens vor allen anderen Dingen diese Ruine in kunstgeschichtlicher Hinsicht so unendlich bedeutsam macht, ist der Umstand, daß dieser Bau durchaus von allen übrigen norddeutschen backsteinernen Bauten gothischen Styls abweicht und bei näherer Untersuchung ganz entschieden jene Ausbildung zeigt, wie wir sie nur bei den Kirchenbauten Frankreichs wiederfinden, so daß er hierin sicherlich wohl das einzige Beispiel wenn nicht in ganz Deutschland, so doch in dessen Norden sein dürfte.

Dieses Aufsteigen in gesonderten Etagen, das dadurch bewirkte entschiedene Hervortreten der Horizontallinien, die Arkadendekoration, die Form mancher Consolen und Profile — Alles erinnert auf's

klarste an die Kathedralen Frankreichs, selbst die Notre Dame von Paris nicht ausgenommen. Im ersten Augenblick mag uns das höchst auffallend und wunderbar vorkommen, bei einigem Nachdenken erklärt es sich jedoch auf die einfachste Weise.

Der gesammte Cistercienserorden hatte nämlich sein allererstes Kloster zu Citeaux (lat. Cistertium), welches fünf Stunden von Dijon lag und wo im Jahre 1098 Robert Abt von Molesme diesen Orden stiftete. Er vermehrte sich bald so, daß er hundert Jahre nach seiner Gründung schon über tausend Klöster zählte und sich in der Mitte des zwölften Jahrhunderts auch in Deutschland ansiedelte, so daß unser Hude sicherlich eines seiner ersten deutschen Stiftungen war.

Diese alle hingen nun bis in späte Zeiten auf's innigste und fortwährend mit ihrem französischen Mutterkloster zusammen, so daß der ganze Orden eine feste, gemeinsame Congregation ausmachte, dessen Superior stets der jedesmalige Abt von Citeaux war, in welchem Kloster auch stets das Generalordenscapitel tagte.

So konnte denn wohl nichts natürlicher sein, als daß sich auch auf Hude französische Einflüsse geltend machten und sicherlich war von Citeaux aus ein Baumeister gesandt, um im fernen deutschen Norden diese interessante Kirche aufzuführen.

Genug jetzt von Hude, denn es wird Zeit, uns wieder den Marschen zuzuwenden, und doch kann ich nicht unterlassen, ehe ich mit dem Leser wieder dahin zurückkehre, ihn noch zuvor etwas weiter in südlicher Richtung landeinwärts zu führen.

Eine Stunde Weges nämlich liegt der alte, ehrwürdige Wald Hasbruch, den kein Naturfreund, den sein Schicksal je in die Nähe führt, unbesucht lassen sollte; denn der Hasbruch ist ein so stolzer, wunderprächtiger Eichenwald, wie wohl kaum das nördliche Deutschland einen zweiten besitzt.

Echt urwaldsschauerlich weht es uns an, wenn wir in das tiefe Dämmerlicht eintreten, das Alles rings umhüllt, und mit Staunen füllt sich die Seele ob all den ungeheuren Waldriesen, wie sie da

rings emporragen aus schattigem Sumpfboden mit ihren urgewaltigen, grauen und grandios geschwungenen Leibern und dem wildtrotzigen Geknorr der Aeste, und an den dazwischen stehenden Buchen, die so seltsam verwachsen, so grotesk, phantastisch und fratzenhaft mit hellgrauer Rinde aus dem Dunkel schauen, daß man sich in einem alten Zauberwalde wähnen sollte.

Manche Eichen sind halbe Ruinen, deren kahle Aeste geisterhaft und wie bleiche Gebeine aus dem Blättergrün starren, und Stämme giebt es von solcher Mächtigkeit, daß sechs Männer sie kaum mit den Armen umklaftern können. Wer mag wissen, wie viele Jahrhunderte über diesem Walde hingegangen sind, ob in seinem Düster nicht noch Bär und Elen und Auerochs hausten, ob nicht gar schon aus ihm Harfenklang und Opferglut aufstiegen zu den alten Göttern.

---

Eine kleine Strecke oberhalb des zwar nicht großen, aber durch Handel, Schiffbau, Rhederei und damit in Verbindung stehende Seilereien, Kettenschmieden, Segelfabriken u. s. w. äußerst lebhaften Ortes Elsfleth ergießt der kleine Huntefluß seine braune, moorgefärbte Fluth in die Weser, zugleich die nördliche Grenze des Stedingerlandes bildend, und es entsteht hier durch das Zusammentreffen der beiden Flüsse eine Art von Werder.

Keinem gebildeten Deutschen sollte dieser kleine Fleck Erde gleichgültig sein. War er doch einst Zeuge einer Begebenheit, wie sie nur ein schmachvolles und trauriges Jahrhundert des empörendsten Fürstendespotismus, wie es das vorige war, geschehen lassen konnte. Wie ein edler Hirsch, den die blutlechzende Meute verfolgt, wurde bis hieher in entsetzlicher Todesangst einst ein deutscher Dichter gehetzt und ein Herz, so tief, groß und herrlich wie je eins geschlagen, rang hier in jäher Verzweiflung. Aber gerade im Augenblick der höchsten Noth war hier die Rettung — die Freiheit am nächsten. Wer sollte ihn nicht kennen, um dessen Haupt hier die Kugeln hessischer Schergen sausten, wer sollte ihn nich

lieben und hoch verehren, eben so sehr seines Charakters und seiner traurigen Schicksale als seiner Lieder wegen — den armen Seume!?

Zurückgebracht aus Amerika als ein Theil jener Menschenwaare, welche nicht im Kriege consumirt worden und nun wieder an den berüchtigten Seelenverkäufer in Kassel abgeliefert werden sollte, war es ihm gelungen, in Bremen seinen Schergen zu entspringen. Wackere Bürger halfen ihm über die beiden Brücken, durch die Neustadt und aus dem Thore, indem sie auf alle Weise die ihm nachsetzenden hessischen Jäger, welche schon im ersten Augenblicke seine Flucht gewahr wurden, aufhielten und irre leiteten, so daß er einen Vorsprung bekam. Aber die Verfolger ließen nicht ab und der Arme rannte nun in entsetzlicher Hast längs der Weser stromabwärts und lief in Einem fort vier Stunden weit, immer die Jäger ganz nahe hinter ihm. Matter und matter werdend wollte er fast zusammensinken vor Erschöpfung. So trieben sie ihn gerade auf jenen Winkel zu, in welchem an ein Entkommen kaum mehr zu denken war. Mit Entsetzen sieht er den letzten Weg abgeschnitten und schon will er hinstürzen und in dumpfer Verzweiflung sich wieder in sein trauriges Schicksal ergeben — als er plötzlich hinter Weidengebüsch am Ufer einen Fischer mit seinem Boote erblickt. Mit einem Satze seiner letzten Kraft springt er in dasselbe hinein. Rettet, o rettet mich! fleht er den Schiffer an, und dieser, der entsetzt die gräßliche Menschenjagd mit angesehen, heißt ihn rasch auf den Boden des Fahrzeugs sich niederstrecken, rudert fort und erreicht gerade in dem Augenblick das andere Ufer, als die Jäger an den Fluß gelangen. Da kein anderes Boot in der Nähe war, mußten sich Letztere mit erfolglosen Büchsenschüssen begnügen. „Hier Freund", sagte der brave Schiffer zum endlich aufathmenden Flüchtling, „hier auf oldenburgischem Grund und Boden seid Ihr frei, lebt wohl, Gott helf Euch weiter!" —

Jetzt eilen alljährlich Tausende auf dem Dampfboote der Hunte und Weser dicht an jener schilfumgebenen Uferstelle vorüber und

wie Wenige mögen davon wissen? — Das wäre der rechte Ort für einen Denkstein!

---

Die Hunte bildet, wie gesagt, die Grenze des jetzigen Stedingerlandes. Das alte erstreckte sich indeß viel weiter hinab und umfaßte die beiden Marschämter Elsfleth und Brake, die gewissermaßen den Uebergang zum eigentlichen Stadlande bilden, denn während das erstere noch ganz an's Stedingerland erinnert, gleicht die Gegend des zweiten schon durchaus dem Stadlande. Die vier Kirchspiele, aus denen diese beiden Aemter bestehen, bilden indeß einen gesonderten Bezirk, der eigene Armenverwaltung und selbst sein eigenes altes Erbrecht hat, nämlich das sogenannte „Mooriemer Recht", von einem Theile des Amtes Elsfleth so genannt, der früher den Namen Moorriem führte.

Brake ist ein ungemein freundliches und heiteres Hafenörtchen und noch immer sehr belebt, obgleich die Gründung Bremerhafens ihm einen bösen Stoß versetzt hat. Hier war eine Station unserer jungen deutschen Flotte traurigen Andenkens und seit 1846 ist Brake wichtig geworden als Hauptort der für die ganze Gegend so bedeutsamen Viehausfuhr nach England. Hunderte der mächtigsten fetten Ochsen gehen im Sommer und Herbst von hier und dem „Großen Siel" in Butjahdingen auf Dampfschiffen nach Hull und London und seit jener Zeit hat sich von Jahr zu Jahr Frequenz des Handels wie Preishöhe des Viehes auf erstaunenswerthe Weise gehoben.

Verlassen wir stromabwärts wandernd Brake, so betreten wir in kurzer Zeit die reichste und üppigste der oldenburger Marschen, nämlich das Stadland.

---

## IX. Das Stadland und Butjahdingen.

Beiden Marschen sei hier gemeinsam ein Kapitel geweiht. Denn gerade wie Kedingen und Hadeln, denen sie auch hinsichtlich ihrer

geographischen Lage und Bodenverhältnisse analog sind, haben beide so viel Gemeinsames in ihrem äußeren Charakter, ihrem Volke, ihrer Bauart, ihrer Agrikultur, ihrer Geschichte und gehen überdies so ineinander über, daß nur dem geübteren Blick eines aufmerksamen Beobachters die geringen Unterschiede derselben bemerkbar werden. Nur ist in ersterer der Boden schwerer, also thonreicher und weniger sandig, und daher ist man hier naturgemäß mehr auf Viehzucht angewiesen, während in letzterer, des leichten Bodens halber, der Ackerbau entschieden vorherrscht. Der größte Unterschied zwischen beiden besteht aber namentlich darin, daß das Stadland noch überall als Flußmarsch, Butjahdingen dagegen in Klima und Strandflora als völlige Seemarsch anzusehen ist, da dessen Ufer rings die Salzfluth bespült: hier die der Wesermündung, dort die des Jahdebusens, dem es seinen Namen verdankt. Die Geschichte der beiden Marschen ist endlich so ineinander verflochten, so gemeinsam, daß es durchaus nicht möglich ist, sie getrennt von einander darzustellen.

Dem oldenburgischen Ingenieurhauptmann Niebour verdanken wir eine höchst interessante historische Karte des Großherzogthums, welche namentlich die ehemalige physische Gestalt des Landes vor Augen führt. Da sehen wir den jetzigen Jahdebusen noch als festes Land, eine ansehnliche Zahl Ortschaften und Kirchdörfer aufweisend; wo jetzt auf ödem Watt der Seehund sich wälzt und Mövenschwärme flattern, liegt fruchtbares Land, gekrönt mit dem Schloß Mellum, und schlängeln sich westwärts der Jahde zu die Nebenarme der Weser: die Liene, die Heete, das Lockfleth, die Ahne, und unser Butjahdingerland erblicken wir als echte Deltabildung.

Nun ist Alles das anders geworden. Dort, wo Land war, ist jetzt Wasser, und wo Wasser floß, ist zum Theil fester Boden, denn alle Arme sind längst zugeschlammt, Butjahdingen und Stadland sind Eins geworden, und nur wer genau beobachtet und eigens darnach sieht, entdeckt hier und dort die Niederungen, welche den

Lauf jener alten Flußarme bezeichnen. Am ersten und deutlichsten werden sie noch durch Bohren und Graben in die Tiefe erkannt, weil hier der so spät geschaffene Boden natürlich ganz andere Lagen und Verhältnisse zeigt als der übrige, durch ruhige allgemeine Niederschläge entstandene. So z. B. finden sich jene lang gedehnten Kalklager (Wühlerde), welche für das Stad- und Butjahdingerland so sehr charakteristisch und wichtig sind, niemals an der Stelle, wo ein alter Flußarm war, und noch manches andere ist hier durchaus verschieden.

In keiner Marsch ist der Boden so wellig, ob auch in mächtig gedehnten Linien geschwungen, als hier. Der Grund mag theilweise in jenen einstigen Inselbildungen beruhen, anderen Theils indeß trägt die Menge von alten, jetzt freilich sehr zusammengesunkenen oder auseinander gespülten Wurthen des Landes zu dieser Erscheinung bei, welche wir nirgendwo so zahlreich wiederfinden. Auch die häufigen Wortendungen der Orts- und einzelner Gehöftnamen: warden, wurp und warf, z. B. Golzwarden, Boitwarden, Ekwarden, Langwarden, Ruhwarden, Fedderwarden, ferner Golzwarder und Schmalenflether Wurp oder Hajenwarf — Alles deutet auf Inseln und künstliche Wurthen hin.

Die Namen Stad und Butjahdingen kommen erst ziemlich spät vor. Man begriff die ganze Gegend von der Nordsee bis in's Stedingerland hinein mit sammt dem Striche, wo jetzt der Jahdebusen seine Wogen schlägt, in der gemeinsamen Benennung Rustringen, ohne dessen Grenzen genauer zu bestimmen. Erst nachdem die Fluthen eingebrochen und jenen dorfreichen, blühenden Landstrich verschlungen hatten, fing man an, den nun dadurch getrennten Theil: dat Land Butenjahden oder Butjahdingen zu nennen. Rustringen aber gehörte von je zum Bunde der sogenannten friesischen sieben Seelande, welcher, zu gegenseitigem Schutz und Trutz geschlossen, gemeinsames Recht hatte und seine Versammlungen unter dem Upstallboom bei Aurich hielt.

Die Geschichte der alten Rustringer ist voll Sturm, Kampf

und Ungemach, wenn sie sich auch nie zu jener mächtigen Bedeutsamkeit einer Stedinger Kreuzschlacht erhebt. Auch ist sie seltsam dunkel und verworren, bietet jedoch das herrlichste Bild unverwüstlicher Kraft, Freiheits- und Heimathsliebe.

Zuerst treffen wir die rustringer Friesen, wie sie gleich ihren Brüdern jenseits der Weser, den Wurstern, als kühne Piraten mit kleinen Schiffen an den Nordseeküsten umherschwärmen und viele Jahre hindurch den Bremern manchen Schabernack anthun.

Mit der Gründung des Stifts Bremen werden sie Christen. Der erste Bremische Bischof, der h. Willhadus, wurde ihr Apostel und starb in Blexen 790, wo sein Andenken durch den nach ihm benannten tiefen Willhadusbrunnen, lange Zeit der einzige weit und breit umher, bis auf den heutigen Tag bewahrt wird.

Bis in's dreizehnte Jahrhundert ist die Geschichte des Landes indeß merkwürdig dunkel. Im Jahre 1218 am 17. November bricht dann jene verheerende Fluth in's Land, welche mit einemmale sieben blühende Kirchspiele verschlingt und zu jenen Wasserbecken umwandelt, das wir Jahde nennen. Auch von dieser Katastrophe sind uns nicht die geringsten Einzelnheiten aufbewahrt, nur eine alte Sage giebt es, die jenes Ereigniß zum Gegenstande hat.

Die Rustringer, heißt es, waren in große Ueppigkeit und Gottlosigkeit verfallen, so daß sie den Zorn des Himmels erregten. Im schnöden Uebermuth spielten sie mit den schönsten Käsen Kegel und hatten einen kupfernen Siel mit vergoldeten Thüren gebaut. Nun war ein frommer Priester unter ihnen, der sie unaufhörlich ermahnte und vor der Strafe Gottes warnte. Aber sie spotteten seiner und trieben einst sogar ein freches Spiel mit ihm.

Eines Nachts holte man den Priester eilends aus seinem Hause und ließ ihm sagen: er möge schnell kommen, um einem Sterbenden das h. Abendmahl zu geben. Und als er kam, fand er ein Saufgelag wüster Gesellen. Im Bette aber lag statt des Kranken eine alte Sau, und sie zwangen ihn, dieser das Sakrament zu ertheilen, während sie Spottchoräle dazu sangen.

Da fiel der Priester nieder auf seine Kniee und bat den Himmel, das gottlose Land und Volk zu verderben, aber ihm und seinem frommen Hause möge Gott doch ein Zeichen geben, wenn die große Heimsuchung käme. — Und eine Stimme rief ihm zu: „Wenn der Fisch aus dem Feuer kommt, wird das Land zu Meer werden; dann mache dich auf und fliehe.“ —

Es ging wieder eine Zeit vorüber; der Zorn des Himmels wollte nicht kommen und das Volk ward gottloser als je. — Da kam einst ein Knecht des Priesters, der den Backofen hitzen sollte, eilends gelaufen und erzählte, daß, als er das Feuer angezündet, ein großer Aal aus den Flammen geschlüpft sei. Wie das der Priester hörte, machte er sich mit seinem ganzen Hause sofort auf den Weg und zog landeinwärts. Alsobald brauste die Fluth in's Land und der Boden versank mit Allem, was er trug, immer dicht hinter dem Wagen des Fliehenden. So war er schon stundenlang gefahren. Da auf einmal zog der Deichselsticken aus; der Wagen stand, aber auch die Fluth ging nicht weiter, und noch heute heißt jene Stelle „zum Sticken“. — Das ist die Sage, welche in ihrer Grundidee in vielen anderen Gegenden Deutschlands wiederkehrt.

Gleich den Stedingern erkannten die Rustringer die Herrschaft der Bremischen Bischöfe nur in ihren geistlichen Angelegenheiten an und traten jedem Uebergriffe kräftig entgegen. Ja sie duldeten sogar nie, daß die Geistlichen im Cölibat lebten, sondern jeder derselben mußte eine rechtmäßige Frau haben, damit alle unsittliche Schandwirthschaft verhütet werde.

Schon im dreizehnten Jahrhundert kamen verschiedene Fehden vor, bald mit den Bremern, wo dann fast immer die Seeräubereien die Streitursache waren, bald mit den oldenburgischen Grafen, auch sehr oft mit beiden zugleich, denn meistens leisteten diese den Bremern Beistand. Sie sind im Ganzen von keinem großen und allgemeinen Interesse, auch nur in spärlichen Nachrichten uns erhalten.

Der erste bedeutsame Kampf, von welchem wir genauere Kunde

haben, war 1368. Friesische Piraten hatten einige Bremer Schiffe gekapert und obgleich das Land sofort bereit war, den Schaden zu ersetzen, wandten sich doch die Bremer an den Grafen von Oldenburg, gemeinsam die Butjahdinger ein für allemal derb zu züchtigen, das Land zu erobern und dem Kaperunwesen für immer ein Ende zu machen. Leicht ließ sich der damals regierende kriegs- und beutelustige Graf Konrad zu einem Zuge bewegen und stand bald an der Spitze seiner Reisigen zum Schlage bereit, indeß sein jüngerer Bruder, Graf Moritz, die Bremischen Streitkräfte anführte.

Man schiffte die Weser hinab und landete bei Blexen, wo der Häuptling Iko Boling stand. Dieser war jedoch feige und nicht vom echten Friesengeiste beseelt. Er zeigte sich, als er die Kriegsmacht herankommen sah, gleich bereit, sich zu ergeben, ja er erbot sich sogar, dem Grafen alle mögliche Hülfe zu leisten, wenn man ihn und seine lieben Blexer nur schonen wollte.

Aber dadurch noch siegesgewisser gemacht, prahlte der Graf voll Hochmuth: „Ei was wollen die Bauern gegen gerüstete Ritter! Und wenn es noch ein Halbtausend Friesen schneite, wir wollten sie schon bändigen.“ Er war so sorglos gewesen, daß er nur ein Häuflein von 7—800 Mann Kerntruppen mitgenommen hatte und diese noch sogar theilte, so daß ein breites Fleth ihre gegenseitige Hülfeleistung hinderte. Wie stark die Macht der Bremer und Rustringer war, ist nicht bekannt. Beim nahen Dorfe Koldewarf kam es zur Schlacht und den Rustringern wurde der glänzendste Sieg. Erst empfingen sie den oldenburger Haufen, umzingelten und schlugen ihn total zusammen; dann griffen sie wüthend die Bremer an und auch diese waren in kurzer Zeit vernichtet. Graf Konrad, sein junger Sohn Gerhard, Graf Moritz und alle oldenburgischen Edlen lagen erschlagen; nur ein Einziger der Letzteren, Gebhard von Elmeloh entkam, um die traurige Kunde heim zu bringen. Aber der Himmel hatte den Friesen auch sichtlich geholfen und Wunder gethan. Als der Kampf am heißesten war, erzählt die Sage, sah man plötzlich, von unsichtbaren Händen geführt, eine mächtige eiserne

Keule durch die Luft sausen und rechts und links in die Haufen der Feinde schmettern. Man fand sie hernach auf dem Schlachtfelde liegen, zweihundert Pfund schwer, und bewahrte sie lange Zeit als Heiligthum in der Kirche zu Blexen. Im Jahre 1534 als die Rustringer gänzlich unterworfen waren, mußten sie diese Keule auf Befehl des Grafen Anton I. ausliefern. Sie wurde in's Schloß zu Oldenburg gebracht, wo sie später abhanden kam.

Durch eine Kapelle bezeichnete man den Ort der Schlacht bei Koldewarf.

Das war die erste größere Fehde im Lande, aber schon im nächsten Jahre sollte eine zweite folgen.

Die beiden noch übrigen Söhne des erschlagenen alten Grafen Konrad, mit Namen Konrad und Christian, schwuren heiße Rache zu nehmen für den Tod ihres Vaters, ihres Bruders und Oheims. Alsbald fielen sie mit einem neuen Heer, diesmal von der Landseite, sengend und brennend in Rustringen ein. Auch die Kirchen zu Golzwarden und Witzale (einem jetzt nicht mehr vorhandenen Dorfe) gingen in Flammen auf. Als es aber zur Schlacht kam, wurden die Grafen auch diesmal total geschlagen, verloren 500 Mann und flüchteten sich mit wenigen Getreuen in eine Kirche, wo man sie umzingelte. Graf Christian, der Domherr zu Köln war, that in der Angst seines Herzens das Gelübde, dem h. Johannes eine Kirche zu erbauen, wenn er gerettet würde. Er konnte es erfüllen, denn die Bedrängten wurden von den Ihrigen befreit und es gelang ihnen, Oldenburg wieder zu erreichen. Bis so weit sehen wir alle Rustringer als ein einiges Volk, gemeinsam und treu allen äußeren Feinden entgegen treten. Weil sie so einig und treu, waren sie stark und mächtig und blieben deshalb unabhängig und frei. Das sollte nun leider bald ein Ende finden. Nach und nach verschwand die Eintracht, die Stärke und bald auch die alte Freiheit.

Die Söhne hatten leider vergessen, was die Väter beschworen. Das alte heilige Schutz- und Trutzbündniß aller Friesenstämme,

welches man 1323 unter dem Upstallsboom feierlich erneuert hatte, schien alle Geltung verloren zu haben. Die westlichen Seelande, das Brokmerland, Harlingerland u. s. w., so wie auch Wangerland, Stedingen, Stadland und Butjahdingen traten immer gesonderter und selbstständiger auf, der Name Rustringen verschwand, und schon im vierzehnten Jahrhundert müssen wir leider sehen, daß sich einzelne Friesenstämme, zur innigen Freude der oldenburger Grafen und der Bremer, blutig befehden. Sodann sehen wir die einst frei und für einzelne Kampfzüge oder höchstens auf Lebenszeit gewählten Häuptlinge mehr und mehr an persönlicher Macht gewinnen und in einigen Gegenden sich zu wirklichem Adel, ja sogar, wie in Jever- und Ostfriesland, zu Fürsten mit erblicher Würde emporschwingen. Auch das alte Gesetz, daß kein Friese ein steinernes Haus bauen durfte, kam mit dem Verfall der Einheit außer Geltung; ja in einigen Gegenden hatten sich die Häuptlinge mitunter wahre Zwingburgen errichtet.

In einem solchen starken Steinhause wohnte zu Dangast der durch Schlauheit, Macht und Tapferkeit weit und breit berühmte Häuptling Edo Wiemken aus dem alten Häuptlinggeschlechte der Papinga stammend.

Offenbar ging sein Streben darauf hin, Fürst vom ganzen alten Rustringerland zu werden und er schämte sich sogar nicht, zur Erreichung seiner herrschsüchtigen Pläne mit den Feinden des Landes, den Bremern, ein festes Bündniß zu schließen, namentlich um zuerst die tapferen Friesen „buten de Jahde" wirksam zu bekämpfen.

Zu Esenshamm wohnte deren vornehmster Häuptling Hajo Hosken. Dieser sollte zuerst seiner Gewalt erliegen, denn er hatte nämlich durch Verstoßung seines Weibes „Jarste Wiemken", einer Halbschwester Edos, dessen Zorn auf's heftigste erregt und Edo hatte ihm blutige Rache dafür geschworen; den Bremern aber war er durch seine Kapereien bis in den Tod verhaßt. Die Stadt sandte 1000 Reiter und Fußknechte und eine Menge Belagerungswerk-

zeuge, namentlich sogenannte „Blieden“, Wurfmaschinen, um glühende Steine, brennende Fackeln und anderes Geschoß zu schleudern, denn Esensham besaß die festeste Kirche des Landes, von mächtigen Feldsteinen aufgeführt, mit Wall und Graben rings umzogen, und in diese hatte sich Hajo mit einer Zahl tapferer Friesen geworfen, als Edos, und der verbündeten Bremer Schaaren heranrückten. — Die Belagerung der Kirche begann und war heiß und blutig. Vierzehn Tage hielt sich Hajo; ein großer Theil des verbündeten Heeres war gefallen; fünf Lasten Pfeile und anderes Geschoß, heißt es, waren auf die Kirche geschleudert, auch das Friesenhäuflein arg zusammengeschmolzen, und der Hunger fing ebenfalls an zu nagen — da endlich ergab sich Hajo auf Gnade und Ungnade den Bremern und überließ Edo Esensham zur Beute. Der aber nahm nur den Häuptling Hajo, um ihn nach Jever zu schleppen und dort gräßliche Rache zu üben. Nachdem er ihn nämlich durch Hunger dem Tode nahe gebracht hatte, ließ er ihm, wie mehrere Chronisten erzählen, mit härenen Stricken lebendig das Fleisch von den Knochen sägen, so daß der Unglückliche unter den entsetzlichsten Qualen den Geist aufgab.

Dadurch geschreckt, unterwarfen sich die Häuptlinge zu Golzwarden und Blexen ohne Kampf. Alle übrigen aber verbanden sich nur um so inniger, bereit, des Landes Freiheit bis auf den letzten Blutstropfen zu schirmen. —

Der Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts sollte das Ende friesischer Unabhängigkeit sein.

Zwar mochte Edo, als er seinen Racheburst an Hajo gelöscht hatte, doch wohl einige Scham und Reue fühlen, ein Bündniß mit den Feinden des Landes wider seine Stammgenossen eingegangen zu sein und trat bald darauf davon zurück. Die Bremer aber, ermuthigt durch den Sieg über Esensham, beschlossen, mit einem Schlage die Macht und Freiheit der friesischen Weserrepubliken zu vernichten und zogen nun statt des abtrünnigen Edo zwei andere Kräfte heran, nämlich den Grafen Moritz III. von Olden-

burg, einen Sohn des inzwischen gestorbenen Grafen Konrad II., und sodann die gesammte bremische Ritterschaft. Diese stellte 50 wohlgerüstete Reiter, eben so viele der Graf Moritz, die Stadt sandte 100 Reiter, und jeder Theil lieferte so viel Fußvolk als aufzubringen war. Auch übernahm Bremen die Proviantlieferung, wofür die bewegliche Beute den Kämpfern zu gleichen Theilen zufallen, Bremen aber in den Besitz des Landes kommen sollte. Die Beutelust zog bald von allen Seiten eine Menge Streitlustiger herbei und nach kurzer Zeit konnte ein 6000 Mann starkes Heer an der friesischen Küste landen. Vor solcher Macht sahen sich die Rustringer genöthigt, sich bis zu der äußersten Spitze des Landes, Langwarden, zurückzuziehen. Die Verbündeten gingen unangefochten über die damals noch ziemlich breite Heete, auf deren jenseitiges Ufer fast sämmtliches Vieh des Landes getrieben war. Alles fiel in ihre Hände. Der Häuptling von Langwarden, Dedo Onneken, unterwarf sich, das Nutzlose eines Kampfes einsehend.

Die Bremer drangen nun auf eifrige Verfolgung des so leichten Sieges; der Graf Moritz aber und die bremische Ritterschaft, denen es viel mehr um die Beute zu thun war, als den Bremern zu helfen, trennten sich ohne Weiteres von ihnen und zogen mit ihrer reichen Beute, trotz allen Bitten und Vorstellungen der Bremer, ruhig über die Heete zurück und nach Hause. Diese, plötzlich geschwächt und verlassen, sahen nun wohl ein, daß sie mit ihrer Macht allein sich nicht dauernd im Besitz des feindlichen Landes erhalten konnten und es blieb ihnen daher nichts weiter übrig, als ebenfalls das Land zu verlassen, welches wieder unabhängig wie zuvor wurde.

Schon im nächsten Jahre, also 1401, unternahmen die Bremer einen zweiten Zug, fielen zu Wasser bei Langwarden in's Land und hatten wieder das Glück, nach kurzem Kampfe den Sieg davon zu tragen, in Folge dessen der Häuptling zu Langwarden für sich und seine Erben feierlich versprechen mußte: den Bremern, so oft sie kämen, die feste Kirche einzuräumen, niemals bremische

Schiffe und Kaufleute zu berauben, ihnen sogar allen möglichen Beistand zu leisten.

Um indessen dauernd ihre Herrschaft im Lande zu sichern, beschlossen die Bremer, eine starke Burg zu bauen. Sie schritten 1406 zum Werke, um bei Atens die Feste zu errichten, welche mit ansehnlichen doppelten Gräben und Wällen umzogen und die „Friedeburg" genannt wurde, weil sie eine sichere Bürgschaft sein sollte, daß nun der ewige Hader und Zwist ein Ende genommen.

Die Anlegung einer Burg lief aber den Verträgen mit den oldenburgischen Grafen stracks zuwider. Auch der Erzbischof von Bremen sah schon lange mit Unwillen und Eifersucht die wachsende Macht der Städter und bot jetzt alles auf, um den jungen Grafen Christian XII., so wie dessen Bruder Diedrich und dessen Vetter Moritz, welche damals alle drei gemeinschaftlich Oldenburg beherrschten, mit den Bremern zu entzweien. Es gelang. Noch ehe die Burg fertig, sandten sie ihren Fehdebrief und diesem folgte bald ein ansehnliches Heer. Auch der Rothenkircher Häuptling Dedo Lübben, so wie selbst der alte Edo Wiemken, mit Recht für Alle Gefahr sehend, schlugen sich auf Christians Seite.

Die Bremer verbanden sich wiederum mit dem Grafen von Hoja und Diepholz, fielen in's Moorriem ein und waren wieder glücklich. Graf Christian, nur von hundert Reitern umgeben, drang unvorsichtig weit vor und mußte sich, rings von überlegener Macht angegriffen und von den Seinen abgeschnitten und verlassen, bei Golzwarden gefangen geben. Er ward gebunden zu Pferde nach Bremen geführt, wo die Sieger leider nicht sehr edel an ihm handelten. Denn wie der Chronist Renner berichtet: „se brochten Junker Carsten mede tho Bremen tho Lichtmißen und helden ehme gefangen in ener groten Kisten, de wurdt gebrocht von dem Rathhuse in des Baden Keller by unser leven Fruwen Kerkhave." —

Erst gegen ein bedeutendes, gleich zahlbares Lösegeld und Ver=

pfändung des Landes Wührden erhielt der Graf seine Freiheit, auch mußte er nebst seinen beiden Brüdern versprechen, den Bau der Friedeburg nicht zu hindern, den Bremern freie Fischerei in der Hunte bis Huntebrück zu gewähren, sich gestrandeter Sachen nicht zu unterwinden, nie eine Feste an der Weser zu bauen und endlich sogar den Bremern gegen Edo Wiemken sofort beizustehen, wenn sie es verlangten.

Damit war für lange Zeit die Macht und der Einfluß der oldenburgischen Grafen und die der Marschen gebrochen; denn bremische, hoja'sche und diepholzer Streithaufen hielten bald das ganze Stadland besetzt; die Friedeburg wurde stärker als je gemacht, die Einwohner mußten schwören, nie wieder Anführer zu wählen und der Friesenhäuptling zu Rothenkirchen, Diddo oder Dedo Lübben, mußte gar das Land verlassen und noch froh sein, daß seine Söhne Dedo und Gerold auf ihren Erbhöfen bleiben durften. —

Zehn Jahre lang herrschte nun scheinbare Ruhe im Lande, aber eine stille Wuth glühte tief in vieler Herzen ob der Schmach bremischen Joches.

Vor Allen hatten die beiden Lübben den Bremern glühende Rache geschworen. In Burchave wohnte der Schwiegersohn Edo Wiemkens, Lübbe Siebeths mit Namen. Mit diesem und andern Häuptlingen verbanden sie sich, das Joch abzuwerfen. Mit der Ueberrumpelung der verhaßten Zwingfeste wollte man beginnen, das sollte zugleich das Zeichen zur Erhebung des ganzen Landes von der Hunte zur Jahde und Nordsee sein, und mit einem Schlage gedachte man so über die Bremer und ihre Hülfstruppen herzufallen und das Land von ihnen zu reinigen.

Alles war vorbereitet. Jeder harrte auf die Botschaft von der genommenen Feste, um die Waffen zu ergreifen. Leider aber sollte es ganz anders kommen.

Die Nacht vom 4. auf den 5. October des Jahres 1418 war für die Einnahme der Burg bestimmt. Mit einer tollkühnen Schaar

von 24 Friesen und 20 Sachsen nahten sich die beiden Brüder in tiefster Stille und Dunkelheit der Feste. Unbemerkt erreichen sie die Wälle, Leitern werden angelegt, schon sind sie hinauf, schon einige innerhalb der äußeren Ringmauer — da entsteht Lärm in der Burg. Der bremische Hauptmann Balleer ruft jetzt die Seinen zur Gegenwehr, wird aber in dem Augenblick erschossen. Die Burg wäre sicherlich noch in die Hände der Friesen gekommen, wenn diese nur etwas stärker gewesen. Die Bremer merken bald, mit wie Wenigen sie es zu thun haben, ein furchtbarer Pfeilregen saust von der Mauer der inneren Burg auf die Muthigen. Manche fallen, die anderen müssen ablassen vom Sturme; aber dennoch fliehen sie nicht, sondern verbergen sich, begünstigt von dunkler Nacht, kühn in der Höhlung der äußeren Ringmauer und berathschlagen nun, ob ein neuer Versuch oder der Rückzug vorzuziehen sei. Dedo und Gerold, das Unsinnige eines neuen Angriffs mit so kleiner Macht wohl einsehend, waren unbedingt für letztere. Alle anderen aber drangen ungestüm auf Erneuerung des Sturmes. „Ihr allein", riefen sie zornig, „ihr allein habt uns hergeführt und seid die Ersten, die verzagen!?" Vergeblich waren Gerolds Vorstellungen, doch von solch thörichtem Beginnen abzustehen. — Der Angriff ward beschlossen und sofort mit Wuth unternommen. —

Die Besatzung der Burg war ungleich stärker und diesmal, wie man denken konnte, besser auf der Hut. Nicht nur wurden die Stürmenden sogleich zurückgeworfen, sondern auch verfolgt, umzingelt, und wer nicht von ihnen gefallen war, gefangen genommen. Letzteres Loos traf auch die beiden Brüder. Alle wurden nun nach Bremen geführt, die Sachsen, da sie den Bremern keinen Eid des Gehorsams geleistet hatten, gegen ein Lösegeld frei gelassen, alle anderen aber zum Tode verurtheilt und zwar zum Rade, nur die beiden Häuptlingssöhne sollten ritterlich durch's Schwert fallen. —

Der ganze Rath und eine ungeheuere Volksmenge begleitete

sie hinaus vor die Stadt, wo auf einer Wiese die Richtstätte war. Dedos, des älteren Bruders, Haupt fiel zuerst. Nun sollte der junge schöne Gerold sterben. Als er das Gerüst bestiegen und das bleiche, blutige Haupt seines Bruders liegen sah, hob er es auf, küßte und benetzte es mit seinen Thränen.

Da das die Menge sah, wurde sie tief bewegt und auch der Rath ward so von Mitleid durchdrungen, daß er auf der Stelle beschloß, dem Jüngling das Leben zu schenken. Nur die Bedingung machte man: Gerold solle sich in Bremen niederlassen, ganz einer der Ihren werden und nur ein bremisch Weib nehmen.

Gerold aber erhub sich stolz und sprach: „Ich will eure Schuster- und Pelzertöchter nicht, denn ich bin nicht eures Herkommens, sondern ein edler, freier Friese. Wollt Ihr aber ein Lösegeld, so bin ich bereit, eine Kanne voll Gulden zu geben. —

Dieser Stolz erstickte sogleich bei Vielen das Mitleid, Andere wieder wurden noch mehr von wahrer Begeisterung zu dem edeln, schönen Friesenjüngling hingezogen; Einige im Rathe waren geneigt, das Lösegeld anzunehmen. Da aber rief der alte Rathsherr Arend Balleer warnend: „Meint Ihr denn, daß Gerold uns jemals den blutigen Bruderkuß vergessen wird?“

Das wirkte entscheidend und auch sein Haupt rollte im nächsten Augenblick zu Boden. —

Im Kreuzgange des Domes zu Bremen sieht man noch, sehr roh aus Stein gehauen, das lebensgroße Standbild eines Mannes mit langem, faltigem Rocke und in der Hand ein mächtiges Schwert. Das ist Gerolds Bild. — Ein treuer Freund hat es ihm dort errichtet. —

Bis auf den heutigen Tag aber blüht im Lande das alte Bauerngeschlecht der Lübben in zahlreichen, kräftigen Söhnen als das reichste und angesehenste weit und breit umher, und wie einst seine Glieder im Kampfe für Recht und Freiheit, Heerd und Heimath an der Spitze standen, so haben sie jetzt den schönen Ruhm, die Ersten und Rührigsten zu sein, wo es Gemeinwohl

und Fortschritt betrifft, nach echt adeliger Sitte die höchste Ehre darin suchend, auch nicht die kleinsten Makel auf ihren Namen kommen zu lassen. Das alte Wappen der Lübben ist ein springender Löwe in blauem Felde. —

Das Schicksal jenes edlen Bruderpaares schnitt tief in alle Friesenherzen. Auch Graf Christian, der die schmachvolle Behandlung desselben den Bremern nicht vergessen konnte, beschloß trotz seiner ihnen geschworenen Urphede die Waffen zu ergreifen. Der alte Edo Wiemken war unterdeß gestorben, aber sein junger Enkel Siebeth Papinga, ein Freund und Verwandter der Lübben, verband sich mit dem Grafen und versuchte wieder die bremische Macht im Lande zu vernichten. Bei Blexen kam es zur Schlacht und wieder war der Ausgang ein unglücklicher. Siebeth mußte über die Jahde nach seinem Schloß bei Jever zurück, Graf Christian aber entkam nur mit genauer Noth neuer Gefangenschaft. —

Es schien, als ob den armen Friesen, trotz ihrer namenlosen Ausdauer, nie und nie das Glück hold sein solle. Denn auch im nächsten Jahre, 1419, als sie von einem neuen, 1000 Mann starken Kriegshaufen angegriffen wurden, erlitten sie überall Niederlagen und büßten ihre Kirchen ein. Vier Tage währte die Belagerung der Kirche zu Blexen, in welcher sich der Häuptling Eggo Herikles vertheidigte; die Kirche zu Langwarden ward am dritten Tage mit Sturm genommen; in der festen Burhaver Kirche aber, mit Bollwerken, Ringmauern und einem dicken Vertheidigungsthurme versehen, hielt sich Edo Wiemkens schon erwähnter Schwiegersohn Lübbe Siebeths mit seiner Schaar volle vier Wochen. Erst Hunger und Elend konnte diese Tapferen zur Uebergabe bewegen. Doch hatten sie noch den ehrenvollsten Abzug erstritten und nur unter der Bedingung war die Uebergabe erfolgt, daß jeder Streiter sein Erbe und Gut behielt. Lübbe Siebeth und andere Häuptlinge huldigten nun auch den Bremern. Die Befestigungen der Kirche wurden zerstört, ihr Thurm umgestürzt

und mit ihm schien die Unabhängigkeit der Rustringer ebenfalls auf immer dahin zu sein.

Die Friedeburg, noch stärker befestigt, war nun der Haltpunkt der Bremer, von wo aus sie das Land beherrschten. Es wurden sodann die Abgaben der Rustringer für immer festgestellt; eine Tonne Korn mußte gegeben werden von jedem Pfluge und zwei Drittel aller Bruchgelder des Landes, das andere Drittel blieb dem Lande selbst. Selbst an die innere Verfassung legte Bremen seine Hand und änderte, was nicht passend schien; und endlich noch, um die Besitznahme des Landes völlig zu sichern, ließ es sich vom Kaiser Sigismund gegen Zahlung eine Urkunde ausstellen, in welcher dieselbe feierlichst bestätigt war. In dieser Urkunde, ausgestellt 1420 im Felde vor Prag, wird zum erstenmale der diesseits der Jahde gelegene Theil Rustringens „das Land Butenjahden“ genannt und Bremen „verliehen“ bis zu seinem (des Kaisers) oder seiner Nachkommen im heiligen römischen Reiche etwaigen Widerruf, in welchem Falle die Stadt das Regiment „eben so freundlich als sie sich dessen angenommen“ — wie es wörtlich heißt — wieder abtreten müsse.

Endlich nach drei Jahren sollte denn doch den Rustringern die Stunde der Befreiung schlagen.

Der junge tapfere Siebet Papinga hatte während der Zeit auf seiner Feste Siebetsburg bei Jever gewohnt und nie an der guten Sache verzweifelt. Unermüdlich war er bedacht gewesen, in aller Friesen Herzen die Flamme des Hasses zu schüren gegen die Bedränger friesischer Freiheit. Durch das Vertrauen und hohe Ansehen, das er weit und breit genoß, wie durch seine Macht der Ueberredung, hatte er nach und nach alle Häuptlinge zwischen der Weser und Ems zu einem festen Bunde gegen die Unterdrücker vereinigt. An die Spitze dieses Waffenbundes traten außer ihm noch die beiden tapferen und mächtigen Ostfriesenanführer Occo tom Broke und Focko Ukena. In tiefster Stille war die große Erhebung des ganzen Friesenlandes vorbereitet, und die

nichts ahnenden Bremer erstaunten nicht wenig, als plötzlich Siebets trotziger Fehdebrief sie aufforderte, sofort das Land zu räumen. Ehe sie sich besinnen konnten und Antwort gegeben hatten, brach der Aufstand schon aus. Von allen Seiten griffen die Friesen zu den Waffen und Siebet Papinga selbst erschien urplötzlich am Himmelfahrtstage mit 120 kleinen Schiffen zu Harrierbrake an der Weser und fiel mit 4000 rachesprühenden Streitern wie ein reißender Strom in's Stadland ein, unaufhaltsam nach Norden vordringend. Nichts widerstand, jede bremische Besatzung entfloh, ein Schrecken ging durch's ganze Land; die feste Kirche zu Golzwarden war im Nu erobert, selbst die starke Friedeburg fiel in kurzer Zeit und in wenig Tagen war das Land von den Bremern rein und hallte wieder vom Jubel der freien Friesen.

Die verhaßte Zwingfeste Friedeburg wurde der Erde gleich gemacht. Das war im Jahre 1423.

Glorreicher war kein Kampf im Lande, so lang es aus den Fluthen geschaut hatte. —

Gerade hundert Jahre lang blieb nun das Land wieder frei und unabhängig; aber es war einmal das düstere Verhängniß der armen Friesen, daß sie niemals sich ihrer Freiheit in Frieden und Ruhe freuen, sondern fort und fort dieselbe mit ihrem Blute und Leben theuer erkaufen und behaupten sollten.

Wagten es auch die Bremer hinfort nicht mehr, ihre Hand nach dem Lande auszustrecken, so wuchs dafür die Macht der oldenburgischen Grafen und mit ihr die Begierde, ihre Herrschaft bis zur Weser und Jahde auszudehnen. Graf Christian, der den Friesen hold war, lebte nicht mehr, und seine Nachfolger, bald mit Lauenburg, bald mit Münster, bald mit Braunschweig verbündet, setzten Alles daran, die Freiheit des Stad- und Butjahdingerlandes zu stürzen; auch der tapfere Siebet Papinga war leider gestorben und mit ihm hatte das feste Bündniß der Friesen sein Ende erreicht.

Was nun folgt, ist eine einzige Reihe von Angriffen der

oldenburger Grafen, die fast immer mit der Niederlage der Friesen enden. Sind ein paar Jahre vorüber, erheben sich diese wieder, jagen auch wohl anfangs die Besatzung aus dem Lande, aber nur, um schon in der nächsten Zeit durch stärkere Macht von Neuem niedergeworfen zu werden, und im Jahre 1499 riefen die Grafen zur Förderung ihres Zwingwerks sogar die sogenannte „schwarze Garde" unter dem Junker Schlenz herbei, damals weit und breit durch ihre Wildheit und Grausamkeit gefürchtet und berüchtigt.

Endlich kamen, um die Leiden des armen Volkes zu einer namenlosen Höhe zu steigern, auch noch die entsetzlichen Fluthen jener Jahrhunderte hinzu, welche ganze Dörfer fortspülten, ganze Landstriche und Kirchspiele verschlangen, Tausenden das Leben raubten und überall Noth und Elend verbreiteten, wohin sie brausten.

Ein so gewaltiges Ungemach hätte auch jedes andere Volk endlich gebeugt. Mit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts ist denn auch der letzte Widerstand aufgegeben und Stadland wie Butjahdingen für immer unter oldenburgischer Herrschaft.

Uns aber, wenn wir einen Blick auf diese Geschichte werfen, muß ernstes Staunen und hohe bewundernde Verehrung erfüllen für solch ein Heldenvolk, denn seine Kraft und Ausdauer, sein Leiden und Elend, sein Ringen und Kämpfen für Recht und Freiheit, Heerd und Heimath, stehen fast ohne Beispiel in der Geschichte.

Was Cultur des Landes und Civilisation der Bewohner betrifft, können wir Butjahdingen, namentlich aber Stadland, unter den Marschen an der Weser unbedingt den ersten Rang zusprechen und es nimmt in seiner Weise hier ganz die Stelle ein, welche Hadeln unter den Elbmarschen behauptet, während das eigentliche Butjahdingen dem Stadlande etwas nachsteht und ungefähr zu diesem sich wie Kehdingen zu Hadeln verhält, vor Allem im Bildungsstande seiner Bevölkerung.

Nirgend am ganzen rechten und linken Weserufer aber finden wir so herrliche, wohl gepflegte und musterhafte Marschhöfe als

im Stadlande; nirgend die Felder in solch untadelhaftem Stande, die Viehzucht auf solcher Höhe und Bedeutsamkeit; in keiner Marsch eine solche Ordnung und fast holländische Reinlichkeit in der ganzen Wirthschaft, und nirgend so uralte, noch blühende, reiche Patriciergeschlechter als diese Marsch sich deren rühmen kann.

Das Land bietet nicht wie Stedingen und die gegenüberliegenden Wesermarschen den Anblick so mächtiger, baumloser, ununterbrochener Ebenen und wieder so compakter Dorfschaften, sondern es hält gewissermaßen die Mitte zwischen diesen und den Elbmarschen, die überall mit einzelnen Höfen und Häusern besäet sind und das Auge nirgend ein Stück Horizont sehen lassen. Es giebt hier nicht nur zahlreiche, kleinere Dörfer, sondern auch eine Menge Höfe und Einzelhäuser, die sich aber nicht unregelmäßig zerstreut, sondern fast immer reihenweise an den Hauptstraßen gelegen durch's Land ziehen. Die Bauart ist im Ganzen wenig von der in anderen Wesermarschen verschieden, nur macht sich in Diesem und Jenem, wie auch in Sitte und Sprache ein, offenbar vom westlichen Friesland hergedrungener Einfluß bemerkbar, und da sind als erstes und in die Augen fallendes Element dieser Art die „Berge“ dieses Landes zu bezeichnen. Der Leser wird stutzen und hoch aufschauen: Berge in den Marschen? und gar aus Westen herübergekommen?

Nein, lieber Leser, was Bodenerhebung betrifft, so haben wir in den gesegneten Marschen nur die schädlichen Maulwurfshügel unserer Wiesen und höchstens ein paar uralte, eingesunkene Wurten. Die Berge, von denen ich rede, erheben sich zwar zu stattlicher Höhe, stehen aber zu dem Boden in keiner anderen Beziehung, als daß sie darauf ruhen; es sind nämlich mächtige, scheunenartige, aber massive Gebäude, deren Benennung vom Verbum „bergen“ d. h. unter Dach bringen, entnommen wurde.

Während bei den Wirthschaftsgebäuden der ganzen friesischen wie niedersächsischen Bauernwelt das große Haupt- und Doppelthor, welches unmittelbar zur breiten Tenne führt, an deren Seiten

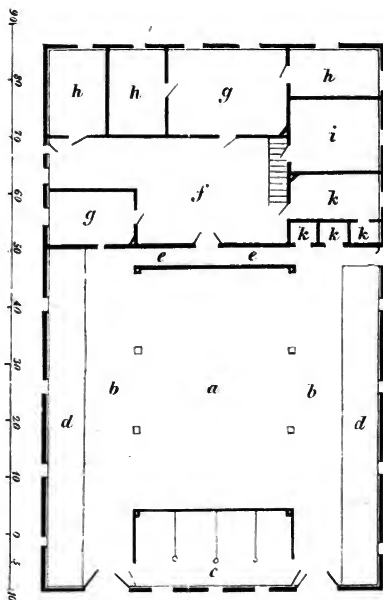
sich die Vieh- und Pferdeställe befinden, in die Mitte der Fronte zu stehen kommt, wird ein Berg gerade in umgekehrter Weise gebaut. Wo dort das Hauptthor, ist hier massive Wandfläche und dafür sind zwei große Thore zu beiden Seiten. Hier steht in langer Reihe das Vieh, während im Mittelraum, „Gulf" genannt, von unten bis zur höchsten Spitze des Gebäudes die Korn- und Heumassen lagern; vorn, quer durch's Gebäude und zwischen den Thüren ist meistens der Pferdestall, hinten, ebenfalls in der Quer, die große Dreschtenne. Die nachstehende Zeichnung wird den Grundriß dieser Einrichtung klar machen. Es leuchtet das Praktische und



Ein »Berg« von vorne gesehen.

Bequeme derselben auf den ersten Blick ein, doch ist sie noch keineswegs allgemein und meistens nur bei größeren Höfen in Anwendung. Fast immer sind diese Berge von riesiger Höhe und Weite und sehr flacher Dachneigung, bald allein stehend oder mit dem Wohnhause durch einen Gang verbunden, oft aber auch mit diesem zu einem Ganzen geworden, so daß die Wohnräume eine unmittelbare Fortsetzung des Bergs bilden.

An der Weser finden wir diese Bauart nur hier und in Butjahdingen. Auch am linken Elbufer begegnet sie uns nicht, dagegen tritt sie auf einmal hie und da am rechten Elbufer auf,




Grundriß eines »Berges«.

z. B. im Eiderstädtischen und Dithmarsen, wo ein solches Gebäude „Heuberg“ heißt, indeß doch in Einigem von denen in friesischen Landen abweicht.

Die Gehöfte sind alle mit einer breiten, tiefen Graft umgeben, die zugleich als Wasserreservoir für Menschen und Vieh dient, denn Brunnen sind sehr wenige im Lande und das Trinkwasser derselben häufig kaum zu genießen. In diesen Marschen sind es indeß nicht jene großen, schwefelwasserstoffhaltigen Dargmassen, die den Osterstadern leider ihr Wasser so verderben, sondern es ist hier offenbar der Salzgehalt des Bodens die Ursache dieses bösen

Uebelstandes. Von jenen Darglagern findet man am linken Weserufer kaum eine Spur. Dafür aber treten hier dieselben lang gestreckten Schichten weißgrauer, kohlensaurer Kalkerde auf, welche wir in den Marschen des linken Elbufers, z. B. in Hadeln und Kehdingen, antreffen. Die Ackerkrume ist fast überall äußerst dünn und selbst in der fruchtbarsten Gegend zuweilen nur 4 bis 5 Zoll dick, so daß mit äußerster Vorsicht beim Pflügen darauf gesehen werden muß, daß man nicht zu tief faßt, denn fast immer sitzt unmittelbar dicht unter der Krume der unfruchtbare, harte, bröckelige Knick und kann leicht den ganzen Acker verderben, wenn er nach oben gebracht wird. Da kommt denn die Kalkschicht in doppelter Hinsicht herrlich zu statten; einmal, um die ganze Dicke der Ackerkrume dadurch zu vermehren und dann dem erschöpften Boden eine ungemein auffallende Fruchtbarkeit zu verleihen. Die Kalkschicht pflegt meistens 4 bis 6 Fuß tief zu sitzen, von einer sehr ungleichen Mächtigkeit, gewöhnlich 3 bis 6 Fuß, zu sein und in ihrem Heraufbringen, welches man hier nicht wie im Lande Hadeln Kuhlen, sondern Wühlen nennt, weicht man auch in sofern von der Weise jener Gegend ab, als man keine tiefen Gruben gräbt, sondern in gewisser Entfernung, vielleicht 20 Fuß von einander, den Ackerstücken parallel laufende lange, aber nur 2 Fuß breite Gräben anlegt. Mit dem Spaten wirft man die Wühlerde heraus, während man mit dem zuvor abgegrabenen Thon und Knick den Graben wieder auffüllt.

Einige Jahre nach der Weihnachtsfluth von 1717 entdeckte durch Zufall ein Hausmann zu Fedderwarden, Namens Jürgens, die merkwürdige Wirkung dieser Kalkerde auf den Pflanzenwuchs und ward der erste Wühler des Landes. Seitdem ist diese Weise für den Ackerbau Batjahdingens mit jedem Jahr von zunehmender Bedeutsamkeit geworden, und wer eine Bank Wühlerde in seiner Besitzung findet, kann es als einen wahren Schatz ansehen, denn mancher Strich Landes, der einst für den Pflug unberührbar bleiben mußte, trägt nun die üppigsten Raps- und Kornfelder. — Der

Ackerbau herrscht jedoch am meisten in Butjahdingen, im Stadlande steht dagegen Viehzucht, Fettweiden des Viehs und Handel damit in erster Reihe und zwar auf einer so blühenden Höhe und in einer Bedeutsamkeit, wie in keiner anderen Marsch.

Bisher war es nur die schwere, milchreiche holländische Race, welche man züchtete. Die in letzter Zeit aufblühende direkte Handelsverbindung mit England durch eigene Viehdampfschiffe gab Anlaß zur Einführung einer schweren, englischen Viehrace (Herfortshirrace), welche in wenig Jahren bereits so in Aufnahme gekommen, daß man jetzt fast keinen Bauernhof besuchen kann, ohne einigen Exemplaren dieser mächtigen, fast bis zur Formlosigkeit fetten, kurzbeinigen, braunrothen und weißköpfigen Thiere zu begegnen.

Demungeachtet werden sie schwerlich die alte holländer Race ganz verdrängen können, da, was Milchertrag betrifft, eine gute holländer Kuh noch immer obenan steht. Begünstigt und belebt die frequente Dampfschifffahrt den Viehhandel, so erhöht eine alljährliche, höchst bedeutende Thierschau mit Preisvertheilung den Eifer in der Zucht, der die glänzendsten Resultate erzielt. Auch die einheimische, friesische, schwere, aber etwas weichliche Pferderace hat sich in letzter Zeit auffallend zu ihrem Vortheil herausgebildet, wenn auch die Versuche, sie mit der starken Yorkshirerace zu verbessern, zum Theil mißlungen sind. Die Schaafzucht im Lande ist im Ganzen nur gering. Die große, heimische Art mit ihrer massiigen Wollfülle, aus welcher auffallenderweise das kleine Schwänzchen ganz kahl hervorschaut, ist so für die Boden- und Klimaverhältnisse geeignet, daß wohl nicht rathsam wäre, sie mit einer andern zu kreuzen. Dagegen hat die Schweinezucht durch Einführung einer englischen Race und Vermischung der heimischen mit ihr sehr gewonnen. —

Das ganze Land macht im Sommer auf den Fremden einen äußerst wohlthuenden Eindruck, und eine Fahrt von Brake längs dem Strome bis zur Nordspitze von Langwarden kann sicherlich zu den belohnendsten Ausflügen gerechnet werden, die man in den

Marschen unternehmen kann. Da liegt sie vor uns die reichgesegnete, grüne Ebene, und wir durchfliegen sie im kleinen, offenen Wagen auf den schönsten, wohlgepflegtesten Wegen, wie keine zweite Marsch sie aufweisen kann. Auch ein dichtes Netz von schönen Sandpfaden zieht sich durch's ganze Land von Dorf zu Dorf, so daß man selbst in regenvollster Herbst- und Winterszeit, wo andere Marschen kaum zu passiren sind, trockenen Fußes von einem Ende bis zum anderen wandern kann, und in wenigen Jahren wird man auf herrlichen, schon begonnenen Klinkerchausseen durch's ganze Land rollen können.

Zu beiden Seiten der gräbenumzogenen Landstücke liegen die üppigen Fettweiden dicht aneinander gereiht. Hier grasen die herrlichen Rinder so schön und behäbig, daß selbst Helios seine Freude daran haben würde; dort steht eine Schaar Ochsen, bestimmt mit dem nächsten Dampfboot Altengland zu besuchen; es sind mächtige, fabelhafte Thiere und schauen mit einer stoischen Ruhe und Würde den Wanderer an; dort wieder weiden sanfte, breitstirnige, bunte Kühe, voll Sehnsucht schon der Magd entgegen sehend, die von ferne mit messingbeschlagenem Eimer kommt, die strotzenden Euter zu leeren; dort endlich jagen sich mit fliegender Mähne ein paar braune Rosse, bäumen sich und schlagen und wiehern vor Ueberkraft und Jugendlust, und dann wird die grüne Weidefläche wieder angenehm unterbrochen, bald durch ein hell leuchtendes Rapsfeld, bald von prächtigen Weizenäckern oder üppiger Wintergerste oder einer dunklen, ja fast blaugrünen Haferflur. Nun kommen wir zu einem freundlichen Dorfe, alle Häuser so reinlich, so wohlgehalten, auch das kleinste mit einem Kraut- und Blumengärtchen, und in der Mitte des Dorfes ragt auf hoher Wurt das alte, kleine Kirchengebäude, sei's von Ziegel, Sandstein oder Tuff, moosig und wettergrau, ein ehrwürdig Denkmal alter Friesenzeit. Dann passiren wir vielleicht die Brücke eines ansehnlichen Entwässerungsflethes, welches seine Fluth durch den mächtigen, steinernen Siel in die Weser ergießt; dort wieder dreht eine stolze holländische

Windmühle ihr gewaltiges Flügelkreuz; dort zeigen sich ein paar alte, eingesunkene Wurten und den Wegen des ganzen Landes entlang liegen die reichen, stattlichen Marschhöfe mit den breiten Graften ihrer Gärten, ihren „Bergen“ und Scheunen und alles so wohl gepflegt, so gediegen, so musterhaft geordnet, so in einer echt holländischen Reinlichkeit gehalten, daß es den allerwohlthuendsten Eindruck machen muß. Solche Bilder gewährt eine solche Fahrt.

In Betreff der Civilisation stehen die Stadländer den Hadlern nicht viel nach und durch eine vor Kurzem im Lande gegründete höhere Bürgerschule wird die nächste Generation sicherlich zu derselben Höhe gelangen. An Sinnesart ihnen zwar gleich, aber ungleich derber und naturwüchsiger sind die Butjahdinger, auch wohl einfacher in Sitten und Genuß. Es sind, wie schon früher erwähnt, gewissermaßen die Kehdinger der Weser. — In der Nähe der Weser stehen Luxus und Cultur am höchsten unter den Bauern und wir haben hier Erscheinungen in Sitte, Tracht, Schmuck der Wohnräume, Genuß und Zerstreuung, die in nichts von den städtischen abweichen und mit einem alten, einfachen Bauernthume in geradem Widerspruch zu stehen scheinen. Wir finden ganz wie in Hadeln in den Häusern Mahagonimöbel, Flügel und Pianinos, Teppiche, Kupferstiche und Nippsachen; in den Gärten die schönsten Georginen, Levkojen, Rosen und andere Blumenarten; wir finden, wenn wir nach den Vergnügungen fragen, Bälle und Gartenconcerte, Casinos und Clubbs, und jedes Kirchspiel hat seine eigenen, in welche englische Plumpuddings und Roastbeefs, französische Ragouts und Pasteten Eingang gefunden haben und wo man die feinsten Chateauweine trinkt, ja, wenn es hoch hergeht, auch wohl Rheinwein duften und Champagner knallen läßt. — Und dennoch sind sie Bauern geblieben, so kernig und brav, so treu und wahr, daß es einem das Herz erfreut, wenn man's ansieht, und neben einem vernünftigen und wohl begründeten Conservatismus hat sich das klarste Rechtsgefühl, der lebendigste Freiheitsdrang und ein schönes, politisches Bewußtsein ausgebildet.

Daß unter so gesundem Volke, wie leider an anderen Orten so häufig, die studirte Welt nicht eine Kaste für sich zu bilden vermag, ist leicht einzusehen. Ganz wie im Lande Hadeln sind hier auf den Bällen, in den Clubbs überall Beamtete, Prediger und Aerzte mit den Bauern vereint und an ein Absondern oder gar Ueberheben denkt Keiner. Adel ist vollends nicht im Lande.

In Rothenkirchen, wo früher zwei wohl bepfründete Predigerstellen waren, ließ man vernünftigerweise eine davon eingehen und schuf daraus jene höhere, schon erwähnte Knabenschule, die sicherlich reiche Früchte tragen wird. Aber auch die übrigen einfachen Dorfschulen sind, gegen die in den hannöverischen Marschen gehalten, wahrhaft vortrefflich zu nennen. Selbst für die körperliche Ausbildung der Kinder wird gesorgt, Turngerüste erheben sich fast auf jedem Schulhofe und was ganz herrlich und herzerfreuend ist: auch auf die geistige Anregung der Erwachsenen hat man Bedacht genommen und fast jedes Kirchspiel hat seit den letzten Jahren seine Volksbibliothek aufzuweisen. —

Es wäre Unrecht, mit der Schilderung dieses Landes zu schließen, ohne eine interessante altfriesische Volksbelustigung zu erwähnen, die bis auf den heutigen Tag hier, wie in Jever- und Ostfriesland erhalten und noch im vollsten Leben ist, nämlich das sogenannte Klotschießen, ein Fortschleudern von schweren Kugeln. Nur im Winter, wenn ein tüchtiger „Kahlfrost“ d. h. ein nicht mit Schneefall verbundener Frost die weite Marschebene zu einer felsenharten Tafel umgeschaffen, kann dieses eigenthümliche Spiel stattfinden.

Zwei Partheien, meistens die Bewohner zweier Dörfer, ja in Ostfriesland mitunter zweier verschiedener Städte fordern sich dabei zum Wettkampfe heraus und bringen eine nicht unerhebliche Preissumme, oft schon 100 Thaler und darüber betragend, zusammen, ihren höchsten Stolz darin suchend, wer von ihnen den besten Schleuderer zu stellen vermag.

Ein Tag wird anberaumt und in großer Zahl kommen die

Mitglieder der beiden Partheien unter Zuströmen unzähliger Zuschauer an einem bestimmten Orte zusammen. Sodann, oder auch schon vorher, wird das Ziel festgesetzt, oft stundenweit vom Platze des Auslaufs und jede Parthei stellt ihren Schlenderer, Klotschießer; oft auch hat jede deren zwei, die sich ablösen, denn das Werfen ist ungemein anstrengend. Und nun beginnt der Kampf. Das Klot besteht aus einer fast faustgroßen Kugel von hartem Holze, durch welches kreuzweis zwei Löcher gebohrt sind, die man wieder mit Blei ausgegossen hat, so daß sie meistens ein bis anderthalb Pfund wiegt. Das Wort ist gleichbedeutend mit dem hochdeutschen „Kloß". Erdklöße heißt plattdeutsch auch Kluten und damit zusammenhängend werden Mehlklöße an der Elbe Klüten, an der Weser Klütjen genannt.

Der erste Klotschießer holt jetzt weit aus, nimmt einen kräftigen Anlauf und wirft dann mit aller Leibesmacht, indem er die Hand gegen den rechten Schenkel stoßt, die Kugel von sich, welche mit ungeheuerer Vehemenz erst eine Strecke durch die Luft saust, dann den harten Boden trifft, nun kräftig wieder aufschnellt, eine Weile ricochettirend vorwärts hüpft und endlich noch eine tüchtige Strecke rollt.

Kaum liegt die Kugel, tritt der zweite Klotschießer auf und sucht die seine noch möglichst weiter zu schleudern. Dann geht's vorwärts, um von Neuem anzufangen, wo das Ende des ersten Wurfs war. — Die Gewalt, womit die Klotschießer werfen, ist so mächtig, daß sie häufig durch den Schwung heftig zu Boden stürzen und Mancher sich schon den Bruch geworfen hat. Daher sind immer Leute bestimmt, die den Klotschießer vor gefährlichem Niederstürzen bewahren und aufzufangen suchen. Auch werden, wo der Boden es fordert, wohl Decken und Matten gebreitet. Die Klotschießer sind im Augenblicke des Wurfs oft nur mit Hemd und Beinkleid bekleidet. Meistens sind es junge Knechte oder Handwerker, seltener Söhne der Bauern. Die Parthei, deren Schleuderer das Ziel zuerst mit seiner Kugel und in den wenigsten

Würfen erreicht, ist Sieger. Alles begleitet die Werfenden. Von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof schwillt der Zug lawinengleich an. Unaufhörlich werden die Kämpfer durch ihre Partei angefeuert, gebeten, geliebkost und geschmeichelt, doch die Ehre des Dorfes zu retten. Jeder herrliche Wurf wird mit lautem Jubel und Hurrah begrüßt, ja der Schleuderer mit den freudigsten Umarmungen und Händedrücken belohnt, jeder matte und verfehlte aber mit Unwillen und Schelten von der einen, mit Hohn und Gelächter von der anderen Parthie begleitet.

Abends krönt dann ein großes Siegesgelag in irgend einem Gasthofe die Freude des Tages. Der Sieger ist der Held und Abgott Aller; wehe aber dem armen Burschen, dessen Kugel nicht mit konnte. Verhöhnt von der Siegespartei, gescholten und verlassen von seiner eigenen, hält er's meistens für's Gerathenste, sich still davon zu machen, ehe die Geister des Grogs und Weins loskommen, denn oft wird die ganze Preissumme verzehrt und verjubelt.

---

Das erste Kirchdorf, welches erreicht wird, wenn man den Hafenort Brake verläßt und gegen Norden landeinwärts wandert, ist Golzwarden.

Wie fast überall im alten Rustringerlande liegt auch hier auf hoher Wurt und mit einem einst ansehnlichen Graben umgeben die Kirche, in alten Zeiten die festeste und streitbarste weit und breit ringsum. Manche heiße Belagerungen erlitt sie im Laufe der Jahre und ward zu öftern zerstört und niedergebrannt, so daß das jetzige Gebäude eben nicht sehr alt ist, aber sie war eine der allerältesten und wie man glaubt, schon im zehnten Jahrhundert entstanden. Zuerst eroberten sie 1375 die oldenburgischen Grafen Conrad II. und Christian in ihrer Fehde mit den Rustringern und brannten ihren schönen, hohen Thurm nieder; dann belagerten und eroberten sie im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts die Bremer; später vertrieb diese wieder der jeversche Häuptling Sibeth Papinga, der, wie schon erzählt, mit 4000 Mann in 120

Schiffen am Himmelfahrtstage landete. In der oldenburgischen Fehde mit den Butjahdingern wurde wiederum die Kirche von den Verbündeten erobert und noch stärker befestigt, bei ihrem baldigen Rückzuge aber wieder verlassen und endlich nahm sie noch einmal Graf Edzard von Ostfriesland ein. Wo im ganzen Deutschland mag ein Gotteshaus sein, das solche Stürme erlebte? Aber wie gesagt, das jetzige Gebäude stammt höchstens aus dem sechszehnten Jahrhundert und hat nichts Merkwürdiges aufzuweisen.

Ungleich älter und interessanter, wenn auch leider vielfach geflickt, verbaut und modernisirt ist die alte Kreuzkirche zu Rodenkirchen, die nächste nordwärts. Ursprünglich aus Quadern grobkörnigen Sandsteins erbaut, zeigt sie in Anlage und manchem Detail noch entschieden romanischen Styl der letzten Periode und mag also demnach aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts stammen.

Rodenkirchen war früher der Sitz des alten Häuptlingsgeschlechts der Lübben und noch heutiges Tages wohnen zum Theil die Nachkommen in diesem Kirchspiel.

Von gleichem Sandstein und wohl aus gleicher Zeit stammen sind die nun folgenden Kirchen zu Esenshamm und Abbehausen, wovon die erste, wie schon berichtet, ebenfalls eine Belagerung aushalten mußte, nämlich 1384, wo Edo Wiemken vierzehn Tage lang seinen in sie geflüchteten Schwager Hajo Hosken belagerte, bis er sie mit Sturm nahm. Auch später im Jahre 1414 wurde sie noch einmal von den Bremern beschossen und erobert.

An Abbehausen grenzt das Kirchspiel Atens, wo sich einst die von den Bremern erbaute Zwinge des Landes, die Friedeburg, erhob; doch sieht man nur noch die unbedeutendsten Spuren von ihr und sie war auch sicherlich weder hoch noch umfangreich. Ueberhaupt dürfen wir, wenn von Burgen in den Marschen die Rede ist, wie z. B. Schlüter, Lichtenburg, Siebetsburg und anderen, nicht an Bauwerke, wie die mittelalterlichen Ritterburgen es waren,

denken. Ein breiter Graben, ein Wall, eine Wurt und darauf ein dicker, steinerner Thurm mit Zinne und Schießscharten, allenfalls noch ein paar feste Häuser daneben, so darf man sich diese Marschburgen vorstellen.

Die kleine Kirche in Atens ist nicht alt und daher schon aus Backsteinen, auch im mindesten nicht bedeutsam.

Eine der interessantesten Kirchen des Landes treffen wir zu Blexen, das wir zunächst auf unserer nordwärts gerichteten Wanderung erreichen. Diese wurde nach sicheren Nachrichten schon 812 zu Ehren St. Hippolyts (St. Pölten), ihres Schutzpatrons, geweihet. Von diesem allerersten Bau ist indessen nicht viel mehr, als die starke granitne Grundmauer des Thurmes vorhanden; aber auch das Uebrige ist sehr alt und höchst interessant. Die Mauern der Kirche bestehen, abweichend von allen anderen Kirchen, seltsamer Weise aus horizontalen und mit einander abwechselnden Lagen von Ziegeln und porösen Tuffsteinen. Der niedere, wohl jüngere Chor ist dagegen reiner Backsteinbau, innen romanisch gewölbt, während das Schiff mit seinen kleinen, schmalen Fenstern nur eine gerade Balkendecke hat; von außen aber umzieht dasselbe ein äußerst zierlich verschlungener Bogenfries aus Tuffstein und ein einfacherer schmückt den Chor. Der hohe, schlanke Schieferthurm ist dem in die Weser einlaufenden Seeman ein weit gesehenes Wahrzeichen. Der h. Hippolyt erlitt im Jahre 245 den Martyrertod, da der römische Kaiser Decius ihn zu Ostia schleifen ließ. — Die rustringer Volkssage versetzte diese Legende nach Blexen. Ein altes Steinrelief der Kirche stellt seinen Tod dar, und in der Kirchenmauer zeigt man sogar das Grab des Heiligen, gemeiniglich „Polsgrab“ genannt, eine sieben Fuß lange, schmale Höhlung mit einem kleinen nach Außen führenden Loche. Die Kirche ward ein besuchter Wallfahrtsort. Pilger kamen aus den fernsten Landen noch im vorigen Jahrhundert und ritzten ihre Zeichen in die Mauer, und aus der Grabesöffnung, erzählt man sich, erschollen dann und wann bei nächtlicher Stunde mahnende Worte. — Gegenüber am jenseitigen Ufer er-

blickt man das Vieland mit den Thürmen von Wulsdorf, Geestendorf und Schiffdorf, dann das junge Geestemünde, das mastenreiche Bremerhafen und den alten Flecken Lehe. Aus dem Polsgrabe erklangen lange Zeit bei Nacht die Worte: O Leh', o Leh'! Wenn ik di seh', so deit min Hart in'n Liwe weh! —

Im Jahre 1796 brannte Lehe fast gänzlich ab und als die Flammen emporschlugen, tönten wieder jene klagenden Worte.

Hier starb der erste bremische Bischof Wilhadus, dessen Namen der im Pfarrgarten befindliche Brunnen, fast der einzige der ganzen Gegend, bewahrt.

Mit diesem Orte fängt das bisher in gerader Richtung nach Norden laufende Ufer plötzlich an, stark nach Nordwesten abzuweichen, wodurch die Weser so an Breite zunimmt, daß man bald das jenseitige Ufer nur schwach erkennen kann. Auch das Land nimmt jetzt ganz den Charakter einer echten Seemarsch an. Der Baumwuchs wird niedriger und kümmerlicher mit jeder Stunde Weges; zuletzt wachsen die Bäume nicht höher als der Deich — ihr einziger Schutz gegen die rauhen Seestürme, die sie gänzlich zerstören und zerzausen würden, wenn dieser nicht wäre. Außerhalb des Deichs wächst, auch der Salzfluth wegen, weder Baum noch Strauch, noch Rohr, aber das mächtige Watt dehnt sich dort mit seinen ungeheueren Vögelschwärmen weit hinaus und noch weiter wälzen sich schon Seehunde, tummeln sich Delphine, und ungehemmt schweift der Blick in's große, grenzenlose Meer.

Der Hauptort dieses nördlichen Butjahdingerlandes ist Burhave, ein freundliches, fleckenartiges Dorf. Die alte Kirche aus dem dreizehnten Jahrhundert aus grobem Quaderstein mit kleinen Fenstern liegt wieder auf einer mächtigen Wurt und trägt an ihrer nördlichen Seitenmauer das alte rustringer Landesmaß eingehauen, eine Ruthe von 22 Fuß Länge. Die Kirche war einst die festeste des Landes und hatte einen mächtigen Thurm mit Zinnen und Scharten. Vier Wochen lang hielt sich 1418 in ihr der tapfere Friesenhäuptling Lübbe Sieberths mit seinen Getreuen gegen die

Bremer, obwohl sie mit mächtigen Blieden (Wurfmaschinen) Tag und Nacht Kugeln, Steine und Pechkränze schleuderten. Erst als der Hunger ihn zwang, ergab er sich. Die Kirche verschonte man, den mächtigen Thurm aber ließ man zusammenstürzen, indem man erst hölzerne Stützen anbrachte, dann das Gemäuer untergrub und nun an die Stützen Feuer legte. Seitdem ist diese Kirche ohne Thurm.

In der Nähe Burhafens, im Fedderwarder Außendeiche wurde vor einigen Jahren eine heidnische Grabstätte mit thönernen Aschenurnen entdeckt, sicherlich der einzig dastehende Fund dieser Art in den wirklichen Marschen.

Endlich erreichen wir auf der äußersten Nordspitze des Landes, da, wo solches wieder zum Jahdebusen zurückgeht, das auf hoher Wurt liegende Dorf Langwarden mit einer Tuffsteinkirche romanischen Styles. Einst war an dieser ein Querschiff vorhanden, das im vorigen Jahrhundert bei einer Restauration leider abgerissen wurde, wie auch das innere Gewölbe. Nur die zierliche, halbrunde Apsis ist noch ganz erhalten. Ein Bogenfries mit herablaufenden Lissenen umgiebt das ganze Gebäude, dessen Tuffsteingemäuer gegen Westen und Süden sehr verwittert ist, sich an der Nordseite dagegen vortrefflich gehalten hat. Auch diese interessante Kirche hatte einst einen hohen und für die Seefahrenden als weit gesehenes Zeichen wichtigen Thurm, der indeß einstürzte. Nun vertritt ein unbedeutender Dachreiter dessen Stelle.

Den westlichen Theil bildet eine abgesonderte Halle, die, wie die Sage erzählt, die Bestimmung hatte, daß einst die Häuptlinge, wenn sie zur Kirche ritten, ihre Reitpferde darin unterbrachten.

Wie von anderen Tuffsteinkirchen in den Marschen geht auch von dieser die Tradition: die Baumateriale seien aus England (wahrscheinlicher wohl aus Schottland) geholt und für jede Ladung Steine eine Ladung Korn gegeben worden.

Auch ein alter Theil des Pfarrhauses ist aus gleicher Steinart und gehörte zu einem Klosterbau. Nicht weit von der Kirche

befindet sich eine andere hohe Wurt, von deren Gipfel man einen Blick in's weite Meer hat. In dieser fanden sich alte Steinsärge roher Art, Bracteaten und Waffenfragmente, wie denn wohl diese Gegend sicherlich noch manch interessanten Rest aus alter, freier Friesenzeit im Schooße der Erde bergen mag.

Wir gelangen nun an den Busen der Jahde. Die Deiche, welche schon bisher eine wahrhaft imponirende Mächtigkeit haben, sind von jetzt an sogar stundenweit an ihrer äußeren Böschung mit festem Mauerwerk von hart gebrannten Ziegeln bedeckt, die zu noch größerer Sicherheit in große Rahmen von festem Eichenholz gelegt und mit bestem Traß vermauert sind. Und dennoch werden zuweilen nicht allein jene Holzrahmen, sondern sogar einzelne Steine aus ihren Fugen gerissen. Mit solcher Gewalt wühlen und donnern hier die Wogen gegen das Ufer.

Ungefähr eine Stunde weit vom Lande entfernt erblicken wir im Meerbusen vier kleine Inseln: Arngast und die Oberahnischen Felder mit den Namen Holtwarden, Maifeld und Fennefeld, die ärmlichen Brocken jenes fruchtbaren und reich mit Dörfern besetzten Landes, das einst die Fluthen verschlangen. Nun sind sie so gut wie unbewohnt, nur daß auf der größten derselben, Fennefeld, die mit Vieh beweidet wird (fennen heißt im Friesischen weiden), im Sommer in einsamen Häuschen der Hirte seinen Aufenthalt hat. Die anderen Inseln mit ihrem reichen Andelwuchs werden alljährlich gemähet; alle aber sind im Frühlinge der stille Brütort unzähliger Vögelschaaren, namentlich einiger Arten von Seeschwalben, Strandläufern und Regenpfeifern; auch der rothfüßige Austernfischer legt hier seine Eier. Die Menge der Nester ist zum Theil so ungeheuer, daß man an einigen Stellen der Insel kaum davor zutreten und zu rechter Zeit in einer Stunde wohl Hunderte von Eiern auflesen kann. Dabei ist nun noch die höchst interessante Erscheinung, daß auf den doch so nahe zusammenliegenden und in ihrer Natur und Beschaffenheit völlig gleichen, kleinen Eilanden, wie durch geschlossene Uebereinkunft, die eine

Vogelart nur auf diesem, die andere nur auf jenem ihr Nest baut und diese Regel so streng beobachtet, daß auch kein einziges Thierchen davon abweicht. —

In den letzten Jahren hat das Brüten der Vögel mehr und mehr abgenommen, da dieselben durch den lebendigern Verkehr der Menschen sehr verscheucht wurden, und es wird wohl einmal gänzlich aufhören, weil man jetzt daran denkt, jene Inseln durch lange Schlengen und Stackwerke, die hier eine große Schlammablegung verursachen, gänzlich mit dem Ufer zu vereinigen. Gelingt das Projekt, so wird dadurch eine bedeutende Landgewinnung erreicht werden.

Endlich liegen noch im inneren Lande verschiedene Kirchdörfer, z. B. Tossens, Eckwarden, Seefeld und Stollhamm, deren Kirchengebäude alle schon aus Backsteinen bestehen und weder hohes Alter noch sonst Bemerkenswerthes aufzuweisen haben; nur auf dem Kirchhofe zu Tossens findet man ein paar alte, interessante Grabsteine von Vögten des Landes, deren Reliefs von tüchtiger Arbeit sind.

Fast in allen butjahdinger Kirchen aber hängen Tafeln zum Gedächtniß an die verheerende Sturmfluth des Jahres 1717 und erzählen den Nachkommen die vielen traurigen Unglücksfälle, welche das Kirchspiel durch sie erleiden mußte. —

Vom südlichsten Punkte des Jahdebusens sendet der kleine, lebendige Fabrikort Varel die Rauchwolken seiner zahlreichen, hohen Schornsteine gen Himmel, weiter hinan liegt das Jeverland, an dessen Gestaden sich Preußens junge Seemacht einen sicheren Port gesucht hat. In Jeverland treten schon eine Menge neuer Erscheinungen auf. Stroh- und Schilfdächer z. B. verschwinden und rothe Ziegel bedecken dafür das auffallend flache Sparrenwerk. Alle Wirthschaftsgebäude sind in der Anlage des früher beschriebenen Berges erbaut und das Vieh steht nicht mehr mit dem Kopfe nach dem Raume zugewendet, sondern so, daß es diesen der Wand des Stalles zukehrt und der Beschauer auf die

Hinterseite sieht. Das friesische Element erscheint hier rein und unvermischt wie in keiner der vorher beschriebenen Marschen, so daß der Uebergang von diesem zum angrenzenden wirklichen Friesland kaum zu merken ist.



## Nachtrag zur Buchstabenerklärung.

Seite 35 im Grundrisse des Siels bedeuten die beiden unteren bb (aus Versehen für ff gesetzt) die sogenannten Stamthüren.

## Druckfehler.

Seite 2. Zeile 1 v. o. anstatt: »vom« lese man: »von«.
» 3. » 5 v. o. » »Seepang« lese man: »Seetang«
» 3. » 14 v. o. » »starken« lese man: »leichten«
» 12. » 9 v. u. » »um« lese man: »an«
» 13. » 3 v. u. » »weißem« lese man: »weichem«
» 16. » 6 v. o. » »Schlingen« lese man: »Schlangen« (Seile)
» 19. » 2 v. u. » »hinwider« » » »hingegen«
» 20. » 8 v. u. » »vollgeschlemmt« lese man: »vollgeschlammt«
» 22. » 11 v. u. » »nur« lese man: »nicht«
» 23. » 1 v. u. » »von Sand« lese man: »und Sande«
» 25. » 4 v. o. » »Lüdigworth« » » »Lüdingworth«
» 25. » 4 v. o. » »Gliemworth« » » »Ilienworth«
» 30. » 12 v. o. » »Klippe« lese man: »Kappe«
» 35. » 7 v. u. » »Bärmenkanäle« lese man: »Binnenkanäle«
» 35. » 9 v. u. » »Bärmengewässer« lese man: »Binnengewässer«
» 40. » 3 v. u. » »Heinrich« lese man: »Heimreich«
» 40. » 6 v. u. » »Emmias« » » »Emmius«
» 40. » 13 v. u. » »und der stille Brückort der von einer« u. s. w. lese man: »und der stille Brütort einer ungeheuren Menge von Sumpf- und Seevögeln sind.«
» 43. » 15 v. u. » »1824« lese man: »1825«
» 44. » 14 v. u. » »Element« lese man: »Clement«
» 47. » 7 v. u. » »Butjahdinger-Jeverland« lese man: »Butjahdinger und Jeverland«
» 48. » 15 v. u. » »steigend« lese man: »stehend«
» 48. » 16 v. u. » »1824« lese man: »1825«
» 51. » 1 v. u. » „begleitete« lese man: »bekleidete«
» 52. » 16 v. o. » »unser Weltmann« lese man: »unter Woltmann«
» 53. » 6 v. u. » »Bolde« lese man »Bolder«
» 55. » 6 v. o. » »aufzurühren,« lese man: »aufzurühren.«
» 55. » 7 v. o. » »und dort« lese man: »hier und dort«
» 56. » 7 v. o. » »Wörden« lese man: »Wührden«
» 57. » 9 v. o. » »Kieselpflanzen« lese man: »Kieselpanzer«
» 62. » 10 v. u. » »wider« lese man: »gegen«
» 65. » 2 v. o. » »Totameen, Chemopodeen, Rumelarten« lese man: »Potameen, Chenopodeen, Rumerarten«
» 65. » 15 v. o. » »Slechoma« lese man: »Glechoma«
» 67. » 13 v. u. » »schnurrt . . . . saust« lese man: »schauert . . . . seufzt«
» 68. » 13 v. u. » »mit Messerrücken« lese man »mit einem Messerrücken«
» 68. » 18 v. u. » »Rolle« lese man: »Ralle«
» 69. » 2 v. o. » »Ftuca« lese man: »Festuca«
» 69. » 7 v. o. » »Rhimanthus« lese man: »Rhinantus«
» 69 » 18 v. o. » »petasites«« lese man: »Petasites«

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Seite 69. | Zeile 22 | v. o. | anstatt: | »Rumelarten« lese man: »Rumerarten« |
| » 69. | » 22 | v. o. | » | »anstößt« lese man: »anfängt« |
| » 71. | » 6 | v. u. | » | »lesen« lese man: »sehen« |
| » 72. | » 7 | v. o. | » | »lilas« » » »lila« |
| » 73. | » 16 | v. u. | » | »umgestaltete« lese man: »ungestaltete« |
| » 74. | » 3 | v. u. | » | »Geestpflanzen« lese man: »Grodenpflanzen« |
| » 77. | » 1 | v. o. | » | »plumpe« lese man: »und plumpe« |
| » 78. | » 2 | v. o. | » | »Tragopon« lese man: »Tragopogon« |
| » 78. | » 5 | v. o. | » | »Beinkraut« » » »Leinkraut« |
| » 78. | » 12 | v. o. | » | »Agnostis« » » »Agrostis« |
| » 78. | » 13 | v. o. | » | »Festorea« » » »Festuca« |
| » 81. | » 3 | v. o. | » | »Carrex« lese man: »Carex« |
| » 106. | » 7 | v. o. | » | »seidenfleckige« lese man: »seidenflockige« |
| » 123. | » 17 | v. u. | » | »unbedeutender« lese man: »bedeutender« |
| » 128. | » 10 | v. u. | » | »kommt« lese man: »steht« |
| » 129. | » 4 | v. o | » | »Klee« lese mun: »Klei« |
| » 129. | » 8 | v. u. | » | »vinländer« lese man: »vieländer« |
| » 133. | » 2 | v. o. | » | »aus« lese man: »am« |
| » 138. | » 6 | v. u. | » | »Kubbl« lese man: »Kubbe oder Kobe« |
| » 142. | » 5 | v. o. | » | »Meer« » » »Weer« |
| » 152. | » 14 | v. o. | » | »Er=begsen« lese man: »Erb=egsen« |
| » 154. | » 2 | v. o. | » | »Privatlebens« lese man: »Piratenlebens« |
| » 162. | » 5 | v. o | » | »Klützen« lese man: „Klütjen« |
| » 165. | » 6 | v. u. | » | »Heggens« lese man: »Heppens« |
| » 166. | » 7 | v. u. | » | »Sandhügel« lese man: »Sande« |
| » 168. | » 3 | v. o. | » | »Drevte« lese man: »Drepte« |
| » 169. | » 13 | v. o. | » | »Uvstalsboom« lese man: »Upstalsboom« |
| » 169. | » 14 | v. o. | » | »Rotel« lese man: »Rotel« |
| » 174. | » 3 | v. o. | » | »rheinische« lese man: »heimische« |
| » 175. | » 20 | v. o. | » | »Scharembeck« lese man: »Scharmbeck« |
| » 175. | » 7 | v. u. | » | »kleinste« lese man: »kleinste Hausbesitzer« |
| » 193. | » 13 | v. o. | » | »Rath« lese man: »Erzbischof« |
| » 193. | » 11 | v. u. | » | »Lockum« lese man: »Beckum« |
| » 199. | » 10 | v. o. | » | »Walzen« » » »Waltjen« |
| » 199. | » 11 | v. u. | » | »überwintert« lese man: »überwinterte« |
| » 243. | » 4 | v. o. | » | »St. Florenz« » » »St. Lorenz« |
| » 243. | » 6 | v. o. | » | »einiges« lese man: »inniges« |
| » 272 | » 9 | v. o. | » | »Ebb« lese man: »Elb'« |
| » 272. | » 13 | v. o. | » | »lange« lese man: »bange« |
| » 281. | » 11 | v. o. | » | »Werfleth« lese man: Warfleth« |
| » 318. | » 3 | v. o. | » | »und an den dazwischen stehenden Buchen« lese man: »und dazwischen wieder stehen Buchen« |
| » 322. | » 2 | v. u. | » | »Uvstallsboon« lese man: »Upstalsboom« |
| » 324. | » 10 | v. o. | » | »hitzen« lese man: »heitzen« |
| » 327. | » 1 | v. o. | » | »Uvstallsboom« lese man: »Upstalsboom« |
| » 347. | » 9 | v. o. | » | »Parthie« lese man: Partei« |

